

DAVID GILMOUR: Mein Leben nach Pink Floyd

Ausgabe 252 >> Oktober 2015

D: 6,90 € >> A: 7,50 € >> CH: 13,50 SFR

Rolling Stone

EXKLUSIVE
CD
IM HEFT
JOY DIVISION
& NEW ORDER

**NACHTS
IM POOL**

**Baden mit
Joanna
Newsom**

**CHROM UND
ROCK'N'ROLL**

**Neil Young
über seine
Traumautos**

**KUNST
UND POP**

**Im Atelier
bei Daniel
Richter**

The Weeknd

**Jean Michel
Jarre**

**Robert
Pattinson**

Disclosure

Wanda

Julia Holter

EAGLES

Koks, Sex, Paranoia im Hotel California



EAGLES - JOANNA NEWSOM - DANIEL RICHTER - DAVID GILMOUR - WANDA - NEW ORDER - LITERATUR-SPECIAL

Ausgabe 252 - Oktober 2015

Träume von Kalifornien

Von den Eagles (California einst) bis Joanna Newsom (California now) – ein lebenspralles Heft

NUR WENIGE MENSCHEN KENNEN DAS LIED NICHT: „Hotel California“, der größte Hit der Eagles und so etwas wie die Hymne Kaliforniens. Die Band, die den gefälligen West-Coast-Sound der mittleren 70er-Jahre definierte und nun unter dem Label „Yachtrock“ plötzlich in Hipsterkreisen salonfähig ist, war damals die größte Band der Welt, die erfolgreichste der USA sowieso. Wirklich geliebt wurden Don Henley, Glenn Frey & Co. jedoch nie. Umso interessierter war Arne Willander, die Geschichte dieser durch Koks Nächte, Plattenverkaufsrekorde und Streitigkeiten geprägten Band zu erzählen – 40 Jahre nachdem sie mit den Aufnahmen zu ihrem bekanntesten Album begonnen hatten, das sie endgültig in die Verkaufszahlen-Liga von Led Zeppelin und Pink Floyd katapultieren würde.

Das sicherlich überraschende Eagles-Cover steht in der Tradition unserer Titelgeschichten über Fleetwood Mac (2/13, übrigens auch von Arne Willander) und Queen (8/14): Mainstream-Bands, die eine enorme Breitenwirkung hatten und haben, aber selten gewürdigt werden. Ein anderes Beispiel sind Supertramp, über die – schon wieder! – Arne Willander in der März-Ausgabe dieses Jahres geschrieben hat. Selten hat ein Artikel so viele Mails, Briefe, Reaktionen ausgelöst.

Mehr im Hier und Jetzt bewegen sich Jens Balzer und Maik Brüggemeyer. Ersterer hat New Order in Manchester getroffen und mit der neu formierten Band nicht nur über ihren aktuellen Elektrofirt gesprochen, sondern auch über die ruhmreichen Schatten der Vergangenheit – von Joy Division bis „Blue Monday“. Letzterer ging mit Joanna Newsom ins Wasser (was durchaus wörtlich zu nehmen ist, siehe „Glashaus“ unten!) – fünf Jahre nach unserer Cover-Story mit der kalifornischen Folkpop-Heldin. Man muss eben auch mal ungewöhnliche Dinge tun (hier: Badehose anziehen). So wie die gefeierte Schriftstellerin Teresa Präauer, die in unserem Literatur-Special exklusiv über ihr heimliches Hobby Pole Dance schreibt. Sie wissen schon: dieses Tanzen an der Stange, das man sonst eher in Rotlichtbars als im Literaturbetrieb erwarten würde. (Außerdem schreiben Neil Young, Thees Uhlmann und Helmut Krausser anlässlich der Frankfurter Buchmesse in dieser Ausgabe.) Oder so wie der gefeierte Künstler Daniel Richter, der seine neuen Bilder, die nun in der Frankfurter Schirn ausgestellt werden, ohne Pinsel malte. Wir haben ihn in seinem Atelier besucht – es gibt wohl keinen zweiten Maler, mit dem man so großartig über Musik sprechen kann, egal ob über die alten Stranglers oder die neue Actress.

Viel Spaß mit unserer bunten Oktober-Ausgabe! *Ihr Sebastian Zabel*

GLASHAUS

POOL-PARTY: Es war bestimmt eines der lustigsten Shootings in der Geschichte des ROLLING STONE: Samstagabend im eigens abgesperrten Schwimmbad Schöneberg in Berlin. Joanna Newsom steigt für uns ins Wasser, am Rand stehen und staunen 1 Fotografin, 1 Stylistin, 2 Assistenten, 1 Promoterin, 1 Art Director, 1 Fotoredakteur, 1 Redakteur und 1 Bade-



meister. Außerdem anwesend: 1 Flasche Tequila sowie diverse Flaschen Bier und Champagner. Irgendwann gegen Ende der Session meinte Joanna Newsom: „Es wäre nett und gerecht, wenn ihr jetzt auch alle reinkommen würdet!“ Gesagt, getan. Alle sprangen in den Pool – außer unserer Fotografin *Alexandra Kinga Fekete*. Sie schoss die Beweisbilder.

GHOST-STORY: Nachdem er den Text über die Eagles geschrieben hatte, wollte *Arne Willander* die Seiten ausdrucken – doch es kamen immer zwei andere Seiten heraus: Don Henleys Songtext zu „Hotel California“. Welcher Druckauftrag auch erteilt wurde – eine Endlosschleife „Hotel California“. Und so erfüll-



te sich das Wort des Dichters: „You can check out any time you like, but you can never leave.“ Der Druckerhersteller erklärte das Problem später länglich am Telefon. Es blieb aber unbegreiflich.

HIT-SINGLE: Nach Johnny Cash, Springsteen, Elvis und den Rolling Stones, was kann da noch kommen? Bob Dylan! Und zwar nicht irgendein Song von Bob Dylan, sondern *der* Song von Bob Dylan: Der November-Ausgabe des deutschen ROLLING STONE wird exklusiv eine Vinyl-Single von „Like A Rolling Stone“ beiliegen – ein alternativer Take aus den legendären „Highway 61“-Sessions von 1965. *Maik Brüggemeyer* hat in London mit Dylans Management verhandelt, *Michael Lössl* den Deal schließlich eingetütet. Die Single ist nur mit dem ROLLING STONE am Kiosk erhältlich. Abonnenten können sie einfach über unseren Abo-service bestellen: abo@rollingstone.de.



DER NEUE MINI CLUBMAN.

Ab 30.10. bei Ihrem MINI Partner.
Mehr Informationen auf www.MINI.de/clubman.



17. – 27. September
Frankfurt am Main

Kraftstoffverbrauch (je nach Modell) innerorts: 4,7 bis 8,0 l/100 km, außerorts: 3,7 bis 5,4 l/100 km, kombiniert: 4,1 bis 6,3 l/100 km; CO₂-Emissionen (je nach Modell) kombiniert: 109 bis 147 g/km. Fahrzeugdarstellung zeigt Sonderausstattung.

Rolling Stone Weekender

SOLD OUT!!!

JETZT TICKETS SICHERN FÜR DEN
ROLLING STONE WEEKENDER 2016
AM 04. UND 05. NOVEMBER 2016: 01806 - 853 653*

*0,20€/Anruf aus dem Festnetz; Mobilfunk max. 0,60€/Anruf

DAS INDOOR-KOMFORT-FESTIVAL AN DER OSTSEE

FREITAG, 06. NOVEMBER 2015

SAMSTAG, 07. NOVEMBER 2015

ELEMENT OF CRIME

OF MONSTERS AND MEN

STEVE EARLE & THE DUKES
ALABAMA SHAKES | BUILT TO SPILL
THE THURSTON MOORE BAND | ARKELLS
JAMIE LAWSON | JOHN SOUTHWORTH
THE RIPTIDE MOVEMENT | NOTHING BUT THIEVES
LAWRENCE TAYLOR | JAKUB ONDRA | PICTURES

DEATH CAB FOR CUTIE | OLLI SCHULZ
GANG OF FOUR | FATHER JOHN MISTY
MERCURY REV | RON SEXSMITH | SLEAFORD MODS
GAZ COOMBS | CHADWICK STOKES
NEW DESERT BLUES | JACCO GARDNER | SONGHOY BLUES
KOPECKY | DAY WAVE | THE LAKE POETS | NICOLE ATKINS

LESUNGEN: THEES UHLMANN - ANDREAS DORAU - GEREON KLUG - MAIK BRÜGGEMEYER

FERIENPARK WEISSENHÄUSER STRAND

ROLLINGSTONE-WEEKENDER.DE



RS252

ROCK & ROLL

- 9 Von Wanda bis Jean Michel Jarre**
Stories und Interviews: Cristobal And The Sea, The Weeknd, Disclosure, Mercury Rev, Anton Corbijn, Anneke Kim Sarnau u. a.
- 24 Ehepaar des Monats**
Robert Rotifer spricht mit David Gilmour und dessen Frau und Muse, Polly Samson, über neue Musik und alten Kampfgeist

FEATURES

- 38 Eagles: Kaputt im Hotel California**
Die Eagles definierten den West-Coast-Sound und waren die erfolgreichste Band Amerikas. Arne Willander über den Exzess aus Drogen, Sex und Paranoia, der vor 40 Jahren zu „Hotel California“ führte. Außerdem: Don Henley über sein Comeback-Album
- 46 Joanna Newsom: Herrscherin im Pool**
Fünf Jahre hat die Produktion von „Divers“, dem neuen Album der Harfenistin und Komponistin Joanna Newsom, gedauert. Maik Brüggemeyer taucht mit der Künstlerin tief in das neue Wunderwerk ein – und zwar im Berliner Stadtbad Schöneberg
- 56 Literatur-Special: Geheime Leidenschaften**
Neil Young, Thees Uhlmann, Teresa Präauer und Helmut Krausser erzählen von persönlichen Leidenschaften und geheimen Obsessionen. Sie schreiben über Autos, Bahnfahren, Pole Dance – und einen, der sich selbst sammelt. Unser Buchmesse-Special
- 62 New Order: Zurück zur Elektronik**
Von Joy Division bis Mottram Hall, von klirrend kalten Gitarren zu balearisch warmer Elektronik – New Order sind einen weiten Weg gegangen, seit Ian Curtis sich umbrachte und zur Kultfigur verklärt wurde. Jens Balzer trifft die Band auf einem Golfplatz
- 68 Daniel Richter: Musik und Malerei**
Er ist einer der wichtigsten zeitgenössischen Künstler – und tief in der Popkultur verwurzelt. Anlässlich seiner großen Ausstellung in Frankfurt hat Sebastian Zabel ihn in seinem Atelier besucht, wo Richter uns Platten vorspielt und über James Chance und Kamasi Washington, über Farben, Panik und Mick Jagers Sexiness spricht
- 76 Plattenläden: Überleben in der Nische**
Der „Medienfacheinzelhandel“ sucht zwischen Vinyl-Hype und Streaming-Kampf nach Wegen in die Zukunft. Es herrscht Bewegung in den Läden, in denen Musik noch immer ein lebenswichtiges Gut ist. Fabian Peltsch hat sich in einigen Städten umgesehen

REVIEWS

- 79 Neue Alben, Reissues, Konzerte & mehr**
Julia Holter: „Have You In My Wilderness“. Plus: Editors, Bon Jovi, John Grant, Peaches, Hurts, Don Henley, Iron Maiden, Israel Nash, Fehlfarben, Joe Jackson, Chris Cornell, The Grateful Dead, David Bowie, The Band, Pop-Kultur Festival, Tame Impala und mehr
- 106 Kino, DVDs & Bücher**
„The Look Of Silence“, „Der Staat gegen Fritz Bauer“, „Picknick mit Bären“, „The Tribe“, „Zurück in die Zukunft“, „Jurassic World“, „The Knick“, Richard Ford, Jonathan Franzen, Javier Marias und mehr

DAS COVER Eagles fotografiert von Neal Preston, Chicago/Illinois, 1975

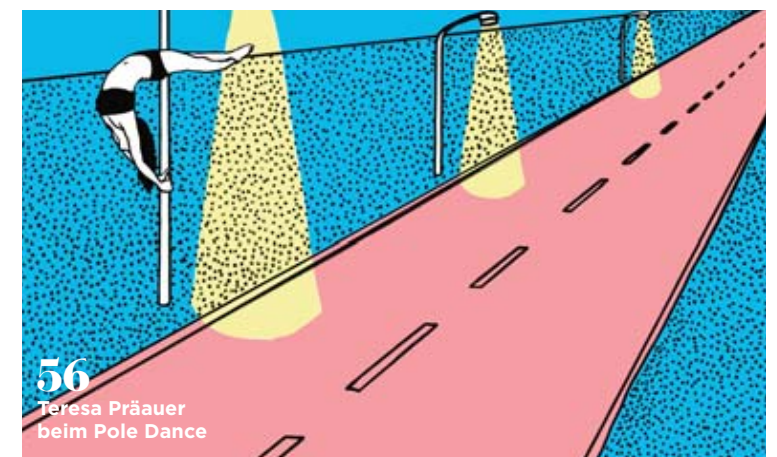
46
Joanna Newsom
im Schwimmbad



62
New Order in
Manchester



68
Daniel Richter
im Atelier



56
Teresa Präauer
beim Pole Dance

FOTOS: ALEXANDRA NINGA FERETE, NICK WILSON, HANNA PUTZ, KATHARINA METSICHEL

MAILBOX

BESCHWERDEN & LIEBESERKLÄRUNGEN



Lemmy ja

Glückwunsch! Ich habe Euer Lemmy-Interview mit denen aus diversen Rockzeitschriften verglichen und küre Euch zum Gewinner, mit Abstand. Endlich mal nicht die üblichen Phrasen zu Nazi-Memorabilien und so weiter, sondern frische Fragen und höchst amüsante Antworten. Dagegen kann die angebliche „Provokateurin“ Peaches doch ... Aber ich will nichts Unanständiges sagen! Ein tolles Heft mit vielen lesenswerten Beiträgen.

Stefan Peters

Lemmy nein

Lemmy auf dem Cover? Dann doch lieber Conchita Wurst.

Onkel Tom, im RS-Forum

Lemmy verwirrt

Im Interview sagt Lemmy: „Die erste Rock'n'Roll-Generation ist tot, bis auf Jerry Lee Lewis und Chuck Berry.“ Um Himmels willen, was ist passiert? Sind Fats Domino und Little Richard gestorben, ohne dass ich es mitbekommen habe?

Ulrich Lobjinski

Lemmy obercool

Das nenne ich eine rundum gelungene Ausgabe: Erst beschwert sich Lemmy über Rapmusik, die der Tod der Rockmusik ist, und dann

kommen die 50 besten HipHop-Alben, die ihn Lügen strafen. Trotzdem bleibt Lemmy der Allercoolste. Selten so viel gelacht wie bei diesem Interview. Hoffentlich hält er noch lange durch und bleibt uns erhalten, bis es einen würdigen Nachfolger gibt. Aber wer könnte das jemals sein?

Florian Littmann

HipHop vs. Lemmy

Als ich diesmal den ROLLING STONE sah, dachte ich noch: Och nee, ein HipHop-Special, muss das sein? Dann aber in derselben Ausgabe Lemmy mit seinem Statement zu Rap und HipHop – so wird aus einem durchwachsenen Heft doch noch große Klasse.

Andreas Wulz

HipHop-Liste I

HipHop/Rap ist ja nicht so meins – bei mir daheim stehen kaum mehr als 50 Alben aus dem Genre. Aber darunter ist genau die Hälfte der Alben aus der RS-Liste, und die andere Hälfte der Liste stammt zumindest von Künstlern, die ich kenne (nur von der Nr. 49 hatte ich noch nie gehört). Das ist also eine Liste mit vielen bekannten Klassikern, von denen auch Geleghenheitshörer schon mal was mitbekommen haben. Mir gefällt diese Auswahl, aber HipHop-Fans werden hier keine Entdeckungen machen können (wahrscheinlich erwarten sie das auch gar nicht vom ROLLING STONE). *Go!*, im RS-Forum

HipHop-Liste II

Über Listen lässt sich zwar immer streiten, und zur Reihenfolge möchte ich auch gar nichts sagen, aber: Eine Liste der 50 besten HipHop-Alben ohne Grandmaster Flash & The Furious Five: „The Message“ und ohne Run–D.M.C.: „Raising Hell“ (und m. E. auch Jurassic Five: „Jurassic Five“ und Ugly Duckling: „Fresh Mode“, aber darüber ließe sich streiten, s. o.) geht gar nicht. Platz genug hätte es geben können: Nichts gegen Erykah Badu, aber sie ist keine Rapperin, von Kendrick

Lamar hätte auch ein Album genügt, und der Kitsch-Kasper Kanye West ist doch wohl völlig verzichtbar. Davon abgesehen gehe ich weitgehend mit Eurer Auswahl konform, wahrscheinlich weil ich 33 Alben aus der Liste in meinem CD-Schrank habe.

Norbert Kupper

Pensionierte Kühe

Mit großer Freude lese ich jeden Monat Gunter Blanks Genuss-Tipp. Nicht weil ich jemals irgendetwas davon nachkochen würde (dazu fehlen mir schlicht die finanziellen Mittel), sondern weil ich mich prima unterhalten fühle. Wo sonst liest man über pensionierte Milchkühe oder Jakobsmuscheln mit Seeigeln? Danke für diese köstlichen Beiträge!

Friedrich Volkmann

Musikalische Asse

Da habe ich doch wieder mal gelernt, dass man gefälligst genau zu schauen hat: Lemmy aufm Cover und die CD betitelt „Aces Of Söngs“, angelehnt an „Ace Of Spades“ und mit den Motörhead-typischen Tütelchen. Aber nix da, Asse können alle sein (und Forster, Destroyer: super), und die Punkte waren Design. Habe mich selbst ausgelacht.

Jan Ulrich

Fremdschämerei

Ich bin ein Abonnent der ersten Stunde, und jetzt habe ich mich endlich aufgerafft, Euch nur eins zu sagen: Die Seite „Mailbox“ ist schon immer eine ausgewachsene Peinlichkeit und jeden Monat ein verlässlicher Anker zum Fremdschämen. Wenn Bekannte mein Heft in die Finger bekommen, bin ich stets bemüht, dass sie diese Seite nicht zu Gesicht bekommen.

Michael Küferle

NOCH MEHR POST:
➔ Mehr Leserbeiträge zum Heft und zu vielen anderen Themen finden Sie in unserem Forum unter forum.rollingstone.de



KUNDEN- UND ABONNENTEN-SERVICE:
Abo-Service Rolling Stone, Postfach 10 03 31, 20002 Hamburg, Tel: 040/468 60-3165, Fax: 040/3472 9517, E-Mail: abo@rollingstone.de
Markenabo (Printabo mit digitalem Archiv-Zugang): jährlich 85,59€ inkl. MwSt & Zustellgebühr
Printabo: jährlich 75,90€ inkl. MwSt & Zustellgebühr
Digitaler Archiv-Zugang: 24,59€ inkl. MwSt.
Schweiz: 158,49 CHF p.a., Österreich: 92,49 € p.a., Rest auf Anfrage



ROLLING STONE DEUTSCHLAND
erscheint monatlich in der Axel Springer Mediahouse Berlin GmbH
Mehringdamm 33, 10961 Berlin
Telefon: 030/3 08 81 88-0, Fax: -221
E-Mail: redaktion@rollingstone.de
Leserbriefe: post@rollingstone.de
www.rollingstone.de

REDAKTION
Chefredakteur: Sebastian Zabel (v.i.S.d.P.)
Stv. Chefredakteur: Arne Willander
Art Direction: Walter Schönauer
Redaktion: Maik Brüggemeyer, Birgit Fuß (CvD), Fabian Peltch (Volontär)
Grafik: Klaus Kalas
Bildredaktion: Peter Kaaden, Aline Fuchs
Online-Redaktion: Sassan Niasseri (Leitung), Marc Vetter
Redaktions-Assistenz: Sabine Neusser
Koordination CD-Beilagen: Arne Willander, Martin Hossbach
Autoren: Wolfgang Doebling, Hubertus Meyer-Burckhardt, Benjamin von Stuckrad-Barre
Ständige Mitarbeiter: Jens Balzer, Andreas Banaski, Gunter Blank, Andreas Busche, Laura Ewert, Jörg Feyer, Stefan Franzen, David Fricke, Bernd Gockel, Max Götsche, Rüdiger Knopf, Uwe Kopf, Frank Lahnemann, Dr. Alexander Müller, Ralf Niemczyk, Hans Peters, Eric Pfeil, Gunther Reinhardt, René Reinholz (Schlussredaktion), Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter, Markus Schneider, Franz Schöler, Frédéric Schwilden, Klaus von Seckendorff, Frank Thießles, Jürgen Ziemer, Jenni Zylka
Mitarbeiter dieser Ausgabe: Steve Appleford, Kristina Baum, Fabian Broicher, Cameron Crowe, Cornelis Hähnel, Philipp Haibach, Jonas Holthaus, Jan Jekal, Friederike John, Bernd Jonkermanns, Alexandra Kinga Fakete, Helmut Krausser, Jürgen Lentes, Ailene Liefeld, Katharina Metschl, Teresa Präauer, Hanna Putz, Thees Uhlmann, Julia Vogel, Simon Yozick-Levison, Neil Young, Gabriela Zurda Corbarán

VERLAG
Verlagsgeschäftsführung: Jan Bayer, Petra Kalb
Managing Director Marketing und Sales
Axel Springer Media Impact: Arne Bergmann
Leitung Sales: Christian Müller
Disposition: Nadine Misdziol (für Anzeigen verantwortlich)
Anzeigenverkaufsleitung
Bild- und Tonträger: Dirk Laubinger
Anzeigenkontakt: (Print & Online)
Telefon: 030/3 08 81 88-214
Fax: 030/3 08 81 88-223. Es gilt die Anzeigen-Preisliste Nr. 22 vom 1.1.2015
Projektleitung Print: Michael Löfl
Marketing: Volker Schadt (Ltg.)
Abo-Service: Bernd Wierschin
Verlagskoordinator: Stefan Wilke
Objektvertriebsleitung: Benjamin Pflöger
Vertrieb: Axel Springer Vertriebsservice GmbH, Sünderstraße 77, 20097 Hamburg
Herstellung: Thomas Künne, Andy Dreyer
Litho: Imagepool, Berlin
Druck: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG, Wolfgang Kalb, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel
Geschäftsbereichsleitung Digital: Christian Schaefer
Gesamtleitung digitale Medien: Matthias Fricke

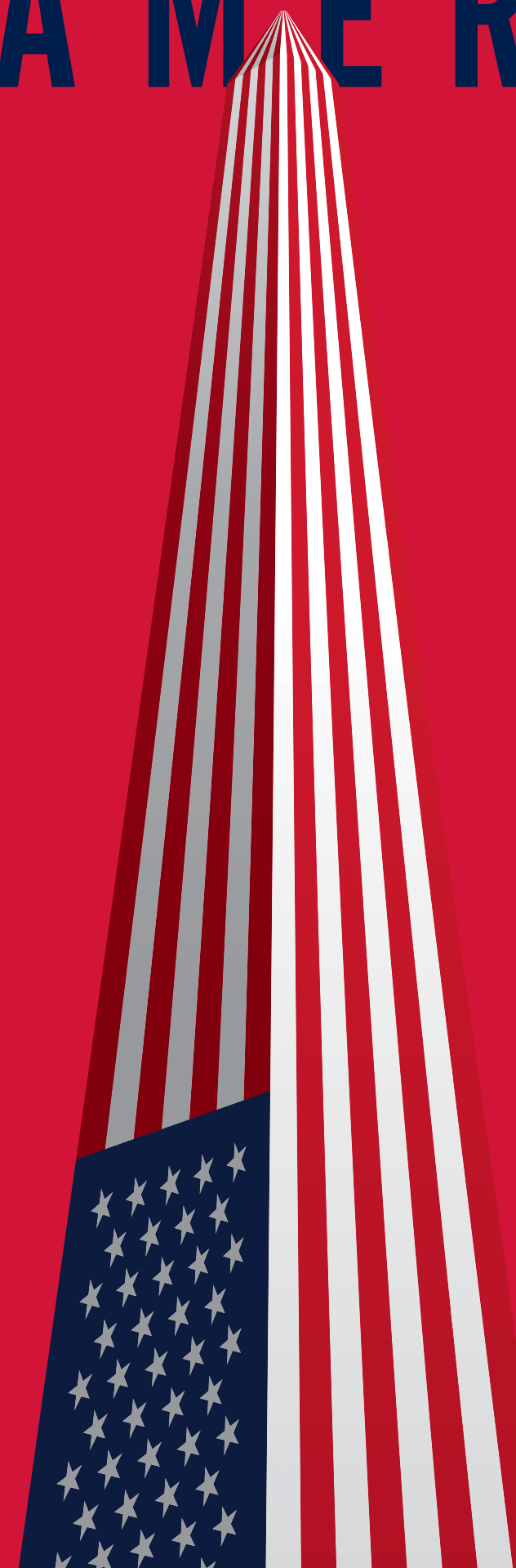
Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen. Der Export der Zeitschrift ROLLING STONE DEUTSCHLAND und ihr Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages zulässig. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag. ISSN 1612-9563

ROLLING STONE USA
Editor & Publisher: Jann S. Wenner
Managing Editor: Will Dana
Deputy Managing Editor: Nathan Brackett
Assistant Managing Editor: Sean Woods
Senior Writers: David Fricke, Brian Hiatt, Peter Travers
Senior Editor: Christian Hoard
Design Director: Joseph Hutchinson
Creative Director: Jodi Peckman
Editor at Large: Jason Fine
Vice President & CFO: Timothy Walsh
Chief Revenue Officer: David Kang
Head of Digital: Gus Wenner
Publisher: Michael H. Provas
Manufacturing Director: John Dragonetti
Licensing and Business Affairs: Maureen A. Lamberti (Executive Director), Aimee L. Schechter (Director), Kathleen Taylor (Coordinator)

Copyright © 2015 by ROLLING STONE LLC. All rights reserved. Reproduction in whole or in part without permission is prohibited. The name ROLLING STONE and the logo thereof are registered trademarks of ROLLING STONE LLC, which trademarks have been licensed to AS Mediahouse Berlin GmbH.

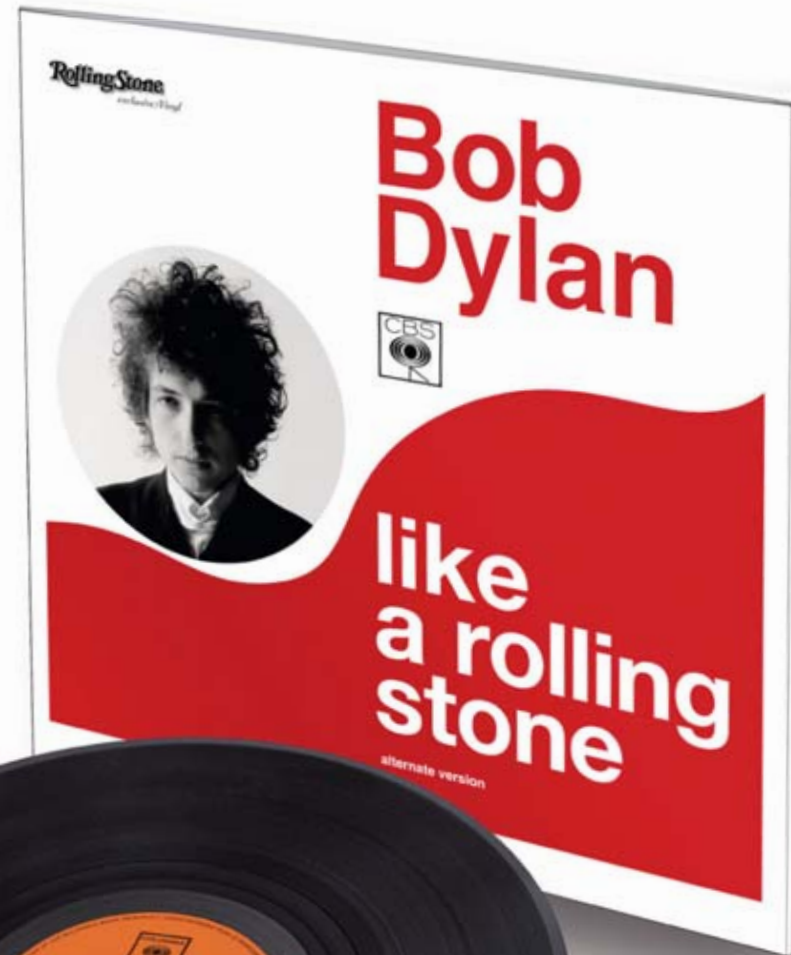


RAMMSTEIN IN AMERIKA



2 DVDS // 2 BLU-RAYS
10 PANEL DIGIPAK
LIVE SHOW
MADISON SQUARE
GARDEN NEW YORK
DOCUMENTARY
RAMMSTEIN IN AMERIKA
MAKING OF
THE ALBUM
LIEBE IST FÜR ALLE DA

Der beste Song aller Zeiten als exklusive Vinyl-Single



„Like A Rolling Stone“ in einem bislang unveröffentlichten Take, plus einer Demo-Version von „Desolation Row“ auf der B-Seite.

NUR IN DER NÄCHSTEN AUSGABE DES ROLLING STONE

AB 29.10. AM KIOSK

ODER VERDSANDKOSTENFREI BESTELLEN:
ROLLINGSTONE.DE/SHOP

BOB DYLAN „THE BOOTLEG SERIES VOL. 12 – THE CUTTING EDGE“ IN STORES 06/11/2015



ALS 2CD, 3LP VINYLBOX, 6CD DELUXE EDITION UND 18 CD COLLECTORS EDITION

HIPPIES UND HIPSTER S. 14

Mit ihrem Hip-Folk sind **Cristobal And The Sea** die Indie-Darlings der Stunde. Max Götsche spricht mit ihnen über „happy holiday music“

KOPF UND KNARRE S. 30

Anneke Kim Sarnau ist die leidenschaftlichste Kommissarin im deutschen TV. **Laura Ewert** besuchte die Schauspielerin am „Polizeiruf“-Set

ELVIS UND ELEKTRONIK S. 16

Sassan Niasseri erfährt von **Jean Michel Jarre** Verblüffendes über den King of Rock'n'Roll, Außerirdische in Moskau und Federico Fellini

Rock & Roll

Bis zum Exzess

Sie verjagen den Schnaps- und Rotwein-Kater mit dem nächsten Radau: **WANDA** genießen den Erfolg volle Pulle

Von **Ralf Niemczyk**

FOTO: GEORG HOCHMUTH

PUBROCK-ATTITÜDE
Wanda-Sänger
Marco Fitzthum

ERINNERT SICH NOCH JEMAND AN die Tom Robinson Band? Eine Londoner Pubrock-Truppe der späten Siebziger, die mit „2-4-6-8 Motorway“ einen veritablen Stimmungshit hatte. 37 Jahre später wird das neue Album „Bussi“ der Wiener Pubrock-Truppe Wanda eröffnet von „1, 2, 3, 4“, einem bei ihren Konzerten bereits viel umjubelten Stakkato-Kracher, auf den es sich trefflich hüpfen und grölen lässt. „Ich bin ein trauriger europäischer Geist/ Ich hab dich ungeniert umarmt und wollte, dass du schreist“, heißt es im Text. Ein lang gezogener Gruselstimmkreischer heizt die zweite Strophe und schließlich den Refrain an: „Aans, zwa, dra, vier – es ist so schön bei dir!“ Von den Akkorden her sehr eng am Tom-Robinson-Stück. Ansonsten weder Hommage noch Coverversion.

„Naa, kennen wir nicht“, sagt Marco Wanda im Naturfreundehaus in Aichach, wo Wanda den ersten Tag beim Stereowald Festival beschließen. Ein süßes, kleines bayrisches Festival im hochaktuellen Format: familiäres Umfeld, regionales (Bio-)Catering, weder grelle Großsponsoren noch Dixi-Klo-Hölle. Stattdessen treffen die Pipinsrieder Musikanten auf Koflgschroa und das HipHop-Duo Dicht & Ergreifend. Am nächsten Tag geben The Notwist den viel bejubelten Headliner. Ein hübscher Nachweis, dass die Provinz durchaus was kann. Das perfekte Szenario für eine Band aus aufgedrehten Mittzwanzigern, die in der internationalen Powerrock-Kiste ihre musikalischen Versatzstücke findet. Von Adriano Celentanos „Svalutation“ bis hin zu Tom Robinson, entscheidend wienerisch abgeschmeckt. „Wir haben niemals daran gedacht, aus Wanda eine En-vogue-Scheiße zu machen, die Hipster-Szenen bedient. Unser Publikum ist nicht homogen und geht locker bis 40 plus; oft genug sind die Kinder dabei. Fast schon wie beim Schlager. Mir gefällt das“, sagt Marco Wanda, der in Wirklichkeit Michael Marco Fitzthum heißt und sich demnächst dafür verantworten muss, die Antik-Lederjacks als Bühnenkluft wieder satisfaktionsfähig gemacht zu haben.

Bandkollege Christian Hummer feiert derweil seinen 25. Geburtstag und bekommt von den Veranstalterinnen eine Schwarzwälder Kirschtorte spendiert. Als der Stereowald gegen Mitternacht völlig euphorisiert Wandas allerallerletzte Zugabe feiert, gibt es vom örtlichen Bühnenteam noch eine kernig-bayrische Tagesbilanz: „Es gab keine Schlä-



VOLKSTÜMLICH-DEFTIG
Wanda machen Pause

gereien, keine Alkoholleichen. Alles gut also.“ Dann dudelt leise „Moon Of Alabama“ von den Doors durch die Nacht.

Das Volkstümlich-Deftige passt wie die Faust aufs Auge zur sehr speziellen Aura von Wanda, die trotz Großstadtherkunft auch auf dem neuen Album, „Bussi“, wenig urban klingigen, im Gegenteil. Ein melancholischer Schmachtfetzen wie „Mona Lisa der Lobau“ lässt sich als Hymne der (Wiener) Peripherie lesen. Wenn Bruce Springsteen statt in New Jersey am Donaukanal geboren wäre, würde er vielleicht ähnlich klingen. „Es muss halt jeder einmal untergehen“, singen sie. Weltschmerz und Schmach auch bei „Andi und die spanischen Frauen“ und „Sterne“. Unglück, süffige Säuferromantik und was zum Feuerzeug- und Smartphone-lampen-Schwenken. „Öffne den Mund und ich leg mich hinein/ Es gibt keinen Grund, sterblich zu sein“, lassen Wanda das Reibens in der Stimme kratzen. Ein weiterhin eher rustikales Verhältnis zu den Frauen gibt es selbstredend obendrein. „Nimm sie, wenn du's brauchst“ als doppeldeutig-krachendes Sequel von „Bologna“.

„Wir haben einfach Lust, gerade jetzt voll Stoff zu geben und uns damit auch selbst zu fordern“, kommentiert Marco Wanda den Eindruck, dass sie mit dem breitärschigen Sound des zweiten

Albums die derzeit grassierende Wandamania auch musikalisch bedienen wollen. „Jaja, wie damals bei den Beatles. Unser Manager, Stefan Redelsteiner, hat als beinharder Fan mindestens 16 Bücher aus dieser Epoche gelesen. Von uns aus könnten wir gern alle sechs Monate ein Album raushauen, weil ich eh viele Lieder schreibe. Und das schlechteste Material von mir ist immer noch dreimal besser als das beste von all den anderen, haha!“ Krachendes Selbstbewusstsein und feine Selbstironie wohnen bei Wanda gleich nebeneinander. Der extrem gute Lauf, den sie spätestens seit ihrem Studentenparty-Überkracher „Amore“ mit dem herrlichen Hit „Bologna“ haben, beflügelt verständlicherweise die Euphorie. „Man hat ja keine Zeit im Leben“, philosophiert Wanda durch die Künstlergarderobe. „Ich fürcht mich sehr vor allem, was noch so kommt. Wir sind ja schnell eingestiegen ins große Geschäft, und diese Geschwindigkeit ist genau richtig. Dabei wollen wir bleiben und das auch lange machen, glaube ich.“

Der Sänger und Denker redet. Die ringsumher sitzende Restband lauscht oder meditiert vor sich hin. Gitarrist Manuel Christoph Poppe, Drummer Lukas Hasitschka, Keyboard-Geburtsstagskind Christian Hummer und Bassist Reinhold Weber sind vom ersten Eindruck her die handwerklich

bestens ausgebildeten Musiker, die auf Selbst-reflexionen für die Presse gern verzichten können. Wobei dieser Eindruck natürlich dem knallharten Tourprogramm geschuldet sein kann, das die Band in diesem Jahr ohne Pause abspult. Dabei seien sie mehr oder weniger dieselben Menschen geblieben, beschreibt Wanda die aktuelle interne Chemie unter Dauerpower. „Bissl härter, grantiger und determinierter vielleicht. Na ja, wir sind jetzt Männer geworden!“ Und alle lachen wie am Wikinger-Stammtisch.

Die größte Kritik bei der anhaltenden Dynamik – ihr noch auf einem Indie-label veröffentlichtes Debütalbum hat die Platinmarke von 200.000 verkauften „Einheiten“ geknackt – kommt aus ihrer Heimatstadt Wien. Fast hätte man es geahnt. Eine nicht repräsentative Wanda-Umfrage unter ortsansässigen Kollegen und Freunden erbrachte latent abschätzige Wertungen. Von „blödem Falco-Jargon“ bis zu „dass sich darauf jetzt alle einigen können, passt zu den 30 Prozent Wählerstimmen der FPÖ in Wien“. Marco Wanda kennt diese landsmannschaftlichen Ressentiments natürlich, will von politischen Verurteilungen nichts wissen. Und setzt sich letztlich genüsslich darüber hinweg. „Es heißt ja auch: ‚Wer hat noch eine Akkord-Rock'n'Roll-Band gebraucht?‘ Unsere Musik sei deshalb witzlos und unintelligent. Ich empfinde diese Aussagen eher als Beweis für das Gegenteil. Denn gerade die einfache Form zu finden ist für den Künstler doch das Allerschwierigste. Dieses Granteln kommt halt aus der intellektuellen Kunst-Ecke. Auch wenn da viele heimlich Wanda hören.“

Bald wird es sogar einen Auftritt in Indien geben. Bei einem Happening für Toleranz und Frieden, eingefädelt von der österreichischen Botschaft. Aus Underdogs werden staatstragende Kulturbotschafter. Irgendwie absurd und somit genau nach ihrem Geschmack. „Ich habe das Gefühl, dass es gewisse Bedürfnisse über die Sprache hinaus gibt, die wir eventuell treffen können“, wagt Wanda eine Prognose in eigener Sache. „Ein englischer Label-Kollege meinte mal zu einem unserer Konzerte: ‚I did not understand a fuck, but it was great!‘ Insofern kann es uns schon passieren, dass wir über den deutschsprachigen Raum hinauskommen. Wäre auf jeden Fall wünschenswert. Gerade Italien fände ich sehr schön von den Spielen.“

Dieses rastlose Volle-Pulle-auf-Tour-Sein und das Schnaps-und-Rotwein-Kater-am-nächsten-Tag-mit-dem-nächsten-Exzess-Verjagen macht sie ja beinahe bewundernswert – in einer Welt der Fahrradhelme und veganen Mettbrötchen. Gleichzeitig ist ein Absturz leichter Hand prognostizierbar. Ein Lebensstil, der nicht nur auf die Stimmbänder geht. Doch so weit sind wir noch lange nicht. „Wann net weitergeht mit dir, is a wurscht/ Ich verlier sicher net maan Herz und maa Hirn“, singt Wanda.

Zu dem Hinweis, dass Wanda ja irgendwann wie weiland Axl Rose seine eigenen Leute raus-schmeißen und stattdessen Slash und Co. als neue Wanda-Crew einstellen könnte, meint Michael Fitzthum: „Naa, mit denen würd ich's schon ganz und gar nicht machen – das sind doch Archlöcher, glaube ich.“

ROLLINGSTONE.DE

INTERVIEW

JOHN GRANT

John Grant gehört zu den Künstlern, die sich nicht scheuen, ihre Seele bloßzulegen. Nach seinem Debütalbum, „Queen Of Denmark“, und dem elektronischen Nachfolger, „Pale Green Ghosts“, erscheint nun mit „Grey Tickles, Black Pressure“ erneut eine Tour de Force der Introspektion. Wir sprachen mit dem Sänger über sein Faible für Sprache, Selbstzweifel und die Herausforderungen der Liebe.

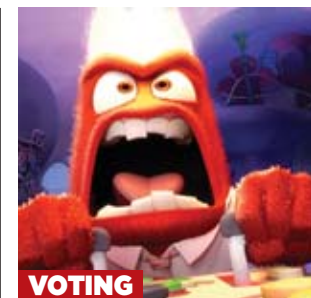
INTROSPEKTIV
John Grant



JUBILÄUM

Brian Eno

„Another Green World“ von Brian Eno gehört zu den experimentellsten und avantgardistischsten Platten der 70er-Jahre. Doch wurde es zunächst von Kritikern und Publikum eher schlecht aufgenommen. Zum 40. Jubiläum erklären wir, wie das Album den Klassikerstatus erreichte, den es heute genießt.



VOTING

Pixar & Co.

Am 1. Oktober startet mit „Alles steht Kopf“ der neuste Pixar-Film. Nach vielen Sequels will die Kreativschmiede mit der Story über die real gewordenen Emotionen im Kopf eines kleinen Mädchens noch einmal an ihre Glanzzeiten anknüpfen. Aus diesem Anlass haben wir die besten Animationsfilme aller Zeiten gewählt.



NEU

Politik & Fußball

Dienstags Politik, freitags Fußball auf rollingstone.de: Jeden Dienstag schreibt „Taz“-Chefredakteur Peter Unfried (re.) über Politik und Gesellschaft; jeden Freitag schaut Ralf Niemczyk (li.) auf den Bundesliga-Spieltag. Die beiden Blogs lesen Sie exklusiv nur auf der Website!

ALBUM-CHECK

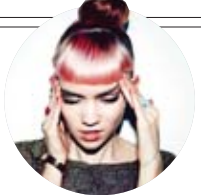
DER HERBST WIRD HEISS

In den kommenden Wochen stehen einige lang erwartete Neuveröffentlichungen an, von denen viele jedoch wie Staatsgeheimnisse gehütet werden. Gerüchte und Fakten über die heißesten Hypes im Herbst.



Adele
tba (November)

Angeblieh soll Damon Albarn mit dabei sein, als Titel ist „25“ vorge-sehen. Der Millionenseller „21“ liegt vier Jahre zurück.



Grimes
tba (Oktober)

„Rokoko-Pop, Banger und Experimente“ soll das Album enthalten, das die junge Kanadierin endgültig zum Star machen könnte.



Coldplay

A Head Full Of Dreams (tba) Nach „Ghost Stories“ will Chris Martin fröhliche Lieder schreiben, „wie Pharrell“ – „das habe ich bisher noch nicht hingekriegt“.



Kanye West

Swish (tba) „Kunst braucht Zeit“, sagte West – und verschob sein Album auf den Herbst. Die Stücke mit McCartney sollen nicht enthalten sein.



Rod Stewart

Another Country (Oktober) „Time“ beendete 2013 fast 20 Jahre Dürre an Neukompositionen. „Another Country“ zeigt Stewart gar politisch ambitioniert.

FOTOS: FLOHIAN SEMEKOWITZ/SC, BEGGARS, CARGO, WARNER (2); UNIVERSAL

FOTOS: PHAS, WALT DISNEY



ROLLING STONE auf dem iPad

Jetzt kostenfrei testen!

Zusätzliche Features der iPad-Ausgabe sind in diesem Monat unter anderem Auszüge aus den Interviews mit Jean Michel Jarre, David Gilmour, Cristobal And The Sea und Die Nerven.

PLATTEN UND POLITIK, DOWNLOADS UND DVD – DISKUTIEREN SIE ONLINE: forum.rollingstone.de

POP ERIC PFEIL
rollingstone.de/blogs/poptagebuch

TV BIRGIT FUSS
rollingstone.de/blogs/fussnoten

TIPPS ARNE WILLANDER
rollingstone.de/blogs/willander

FOLGEN SIE UNS AUF
[Social media icons]

NEW YORK
UNDERGROUND
Patti Smith und Lizzy
Mercier Descloux, 1976



Miss Lizzy

Eine Werkschau feiert
**LIZZY MERCIER
DESCLOUX**, eine
Französin in New York

Sie ist die bekannteste Unbekannte der frühen New Yorker Punkrock- und No-Wave-Szene – nun, endlich, wird Lizzy Mercier Descloux wiederentdeckt.

40 Jahre ist es her, dass die damals knapp 19-jährige Kunststudentin aus Paris zu ihrer New Yorker Bekanntschaft Patti Smith in ein Apartment im East Village zog. Smith hatte zuvor einen Gedichtband der jungen Französin illustriert und die junge Französin Richard Hell den Kopf verdreht. Sie lernte Gitarre spielen, gründete mit ihrem damaligen Lebensgefährten Michel Esteban die Band Rosa Yemen und er wiederum gemeinsam mit dem Drogeriekettenerben Michael Zilkha das heute legendäre Label ZE Records, auf dem Künstler wie James Chance, Lydia Lunch und Kid Creole ihre Platten veröffentlichten.

Und eben auch Lizzy Mercier Descloux. Ihr erstes Album unter eigenem Namen, „*Press Color*“, enthielt 1979 eine flirrend rhythmisierte Version von „Mission Impossible“ und so etwas wie eine Kreuzung aus No Wave und World Music. Das zweite Album, „*Mambo Nassau*“, nahm sie auf den Bahamas, ihr drittes in Soweto und ihr viertes in Rio de Janeiro auf – es heißt „*One For The Soul*“ und ist Lizzy Mercier Descloux's geschmeidigste Platte. Ein letztes Album, „*Suspense*“, floppte 1988 kommerziell ebenso wie alle anderen Platten zuvor.

Sie zog sich zurück und in die Karibik, malte, schrieb, nahm noch einmal mit Bill Laswell auf. 2004 starb Lizzy Mercier Descloux auf Korsika an einer Krebserkrankung.

„Sie ließ mich atemlos zurück“, schrieb Richard Hell. „Als wären mein Herz und meine Lungen Möbel, die sie aus dem Fenster wirft. Sie kam aus einer anderen Dimension.“

Das wunderbare Label Light In The Attic veröffentlicht dieser Tage nach und nach das Gesamtwerk von Lizzy Mercier Descloux auf CD und Vinyl. **SZ**

FOTO: ESTEBAN



HANG ON TO A DREAM
Oldershaw, Séguin, Seixas
und Romero (v. l.)

Die hipsten Hänger der Saison

Mit heiterem Psych-Folk überzeugen **Cristobal And The Sea** als frische Neohippies

MAN KÖNNTE SAGEN, DASS Cristobal And The Sea die perfekte Multikulti-Band sind: Alejandro Romero aus Spanien, João Seixas aus Portugal, Leila Séguin aus Frankreich und Joshua Oldershaw aus England. Sie singen in verschiedenen Sprachen. Man könnte sagen, dass eine solche Band in Zeiten von wachsender Ausländerfeindlichkeit und Wohlstandsprotektionismus ein schönes Symbol für Völkerverständigung ist. „Wenn das nebenbei passiert, bin ich sehr glücklich darüber“, erklärt Schlagzeuger Josh. „Aber ich möchte keine Flagge schwenken und auf die Missstände in Europa hinweisen.“

Und doch könnte man so vieles hineininterpretieren in ihre Songs. Man könnte zum Beispiel Vergleiche zu den psychedelischen Folkies der Sechziger, zu Arthur Lees Love und Jefferson Airplane anstrengen. Oder zu Antônio Carlos Jobim und Fela Kuti. Und all das wäre schon irgendwie richtig – und auch recht überflüssig. Denn Cristobal And The Sea gehören zu jener Generation, halb Hipster, halb Neohippie, die musikalische und sprachliche Barrieren ebenso unbekümmert überwindet wie Landesgrenzen via Billigflieger. Mit diesem Selbstverständnis haben Cristobal And The Sea auch ihr Debütalbum, „Sugar Now“, eingespielt, dem im Vorfeld schon das Etikett „happy holiday music“ anhaftete. Josh zuckt mit den Schultern. „Vielleicht ist es nicht mehr als fröhliche Musik. Aber ist das nicht genug? Das ist mir lieber, als zu sagen: Ihr solltet das, was wir machen, unbedingt ernst nehmen.“

Alejandro, João und Leila lernten sich an der Loughborough University im Herzen Englands kennen. Die beiden Männer waren sich vorher schon an einer anderen Uni über den Weg gelaufen. Nun bewohnen sie ein gemeinsames Studentenapartment, in dem sie regelmäßig Partys gaben, bei denen auch die Gitarren rausgeholt wurden. Eines Abends schaute Leila mit einem eher ungewöhnlichen Instrument vorbei: einer Querflöte. Über einen Freund nahm das Trio später Kontakt zu Josh auf, der damals in London lebte, aber für Proben und erste Auftritte in Loughborough und im nahe gelegenen Nottingham anreiste. Sie durchlebten eine „experimentelle Phase“, probierten ein paar Drogen. Eine Diskussion, ob Christoph Kolumbus Spanier, Portugiese oder Pole war (er war natürlich Italiener), führte zum Bandnamen – „Cristóbal“ ist spanisch für „Christoph“. Sie coverten Stücke von den Doors und der Incredible String Band und begannen bald eigene Songs zu schreiben. „Am Anfang war die Vorstellung, dass wir Erfolg

haben könnten, ein kindischer Traum“, sagt Alejandro. Ein Traum jedoch, der schnell wahr wurde. Das Label City Slang wurde bei einem Londoner Konzert auf sie aufmerksam, nahm sie unter Vertrag und machte sie mit dem US-Produzenten Rusty Santos (Animal Collective) bekannt, mit dem sie in Joãos Heimat, Lissabon, „Sugar Now“ aufnahmen. Josh kontert die Postkartenidylle, die man als Mitteleuropäer mit der portugiesischen Hauptstadt assoziiert, ganz rational: „Wir wären überall zufrieden gewesen, außer vielleicht in einem Studio in China.“ Trotzdem wollen sie bald wieder zurück. Das Verhältnis zur Wahlheimat London scheint ohnehin ambivalent. „Die Konkurrenz spornt uns an“, sagt Alejandro. Andererseits fühlen sie sich inmitten all dieser Bands, „die ein Equipment haben wie Led Zeppelin“, oft fremd. Möglicherweise stößt das System Multikulti-Band im guten alten Königreich derzeit an seine Grenzen. **MAX GÖSCHE**

FOTO: THOMAS NEURUM

Glühende Catskills

Mercury Rev schweben endlich wieder in lichten Dream-Pop-Höhen

DI E ZEIT VERGEHT FÜR uns in einem anderen Tempo als für Menschen, die in Großstädten leben“, antwortet Sean Mackowiak alias Grasshopper auf die Frage, warum seine Band für ihr neues Album, „The Light In You“, sieben Jahre gebraucht hat. Zwischendurch hatte man das Gefühl, dass es kaum noch Musiker gibt, die nicht irgendwas mit Dream Pop oder Psychedelic Rock machen, jenen Subgenres denen Mercury Rev 1998 mit „Deserter's Songs“ ein außerirdisch schönes Monument hinzufügten.

Aber dass sie sich von jungen Künstlern beflügelt oder gar

herausgefordert gefühlt hätten, endlich wieder ins Studio zu gehen – davon kann keine Rede sein. „We're very out of touch“, sagt Sänger Jonathan Donahue. „Wir haben unseren Liedern lange zugehört, in welche Richtung sie sich entwickeln wollten. Das ist wie bei einem Kind: Man bringt ihm bei, auf eigenen Füßen zu stehen, doch dann muss man es seine eigenen Wege gehen lassen.“

Ihr Meisterwerk nahm dabei eine gewichtige Rolle ein. 2011 wurde „Deserter's Songs“ in einer Deluxe-Edition wiederveröffentlicht. Aus diesem Anlass spielten sie es auch komplett live. „Um ehrlich zu sein: Ja, wir verliebten uns wieder in den Sound und die Orchestrierung“, gesteht Donahue. „Man verliebt sich auch in einen Teil von sich selbst, in ein früheres Ich. Es ist, als ob man einer alten Freundin begegnet und feststellt: ‚Wow, I really love her! What a beautiful woman!‘“



BEIM WEEKENDER
Grasshopper und
Donahue (v. l.)

Aufgenommen haben sie die meisten der traumwobenen, von Donahues einzigartig hochgepitchter Märchenstimme getragenen Stücke von „The Light In You“ ausnahmsweise ohne Stammproduzent und Teilzeitmitglied Dave Fridmann in den heimischen Catskill Mountains, wo der Herbst die intensivste Jahreszeit ist, weshalb sie auch eine Art spirituelle Klammer auf dem Album setzt. „Im Herbst kommen all unsere Kräfte zurück, das ist wie bei Superhelden“, erklärt Grasshopper. Alles verwandelt sich dann in ein „supercharged area“, das „Glühen der Natur“, das sei Frühling in Paris oder Weihnachten in New York.

Mercury Rev sprechen da aus Erfahrung. Schließlich ist New York nur ein paar Autostunden entfernt, also für US-Verhältnisse gleich um die Ecke. In Paris wiederum entstanden einige der frühen Soundskizzen für „The Light In You“ im Studio von Ken Stringfellow, mit dem sie schon seit den späten Neunzigern befreundet sind, als Mercury Rev im Vorprogramm von R.E.M. auftraten, bei denen Stringfellow damals als Keyboarder in Lohn und Brot stand. Ansonsten genügen den beiden die Magie der Catskills und ihre Freundschaft, die selten vieler Worte bedarf. „Das ist das Großartige zwischen uns“, sagt Donahue. „Ich bin der Regisseur, und Grasshopper ist der Kameramann. Wir verfolgen dieselbe Vision.“ Und natürlich darf auch so ein typischer Satz nicht fehlen, wie Musiker ihn gern bringen, die Songs aus Stimmungen heraus entwickeln: „Das Album ist für uns ein Film.“ Der geäußerte Vergleich mit Ingmar Bergman und Sven Nykvist scheint dann aber doch ein wenig hoch gepokert mit den eigenen Talenten. Wenn man zu lange in sich hineinklickt, können einem schon mal Trugbilder den Geist vernebeln. Aber vielleicht müssen wir Mercury Rev auch losgekoppelt von Zeit und Raum hören. **MAX GÖSCHE**

Nächste Chance dazu: Mercury Rev spielen am 7. November beim ROLLING STONE Weekender an der Ostsee.

WHAT'S GOING ON TASTE LIVE AT THE ISLE OF WIGHT

Zum ersten Mal erhältlich: Taste's legendärer Auftritt beim Isle Of Wight Festival aus dem Jahre 1970 mit dem noch jungen Rory Gallagher.



AB SOFORT
erhältlich als
DVD, Blu-ray, CD und 2LP



Jean Michel Jarre

Der französische Elektro-Pionier über Außerirdische in Moskau, Schwebzustände und den „Woody Allen des Techno“

Von Sassan Niasseri

Electronica 1: The Time Machine“ heißt Jean Michel Jarres neues Werk, mit dem der 67-Jährige ein „Konzeptalbum über die Geschichte der elektronischen Musik“ vorlegen will. Jedes der 16 Stücke ist eine Zusammenarbeit, unter anderem mit Tangerine Dream, Laurie Anderson, Pete Townshend und John Carpenter. Jarres „Oxygène“ von 1976 gilt als meistverkauftes französisches Album (zwölf Millionen), und seit den Achtzigern bricht der Multiinstrumentalist, der den Moog-Synthesizer und die Laserharfe popularisierte, mit Freilichtspektakeln Zuschauerrekorde – 1997 sahen ihn vor der Lomonossow-Uni in Moskau 3,5 Millionen Menschen. Ein Gespräch über französisch-deutsche Freundschaften, politische Verantwortung und das Leben im Jenseits.

Wie entstanden die zahlreichen Kooperationen auf „Electronica 1: The Time Machine“?
Ich musste dafür Galaxien zurücklegen. Heutzutage schicken sich die Leute Daten per Computer zu, arbeiten an zwei verschiedenen Orten. Ich dagegen reiste mit dem Zug, um in Wien Edgar Froese von Tangerine Dream zu treffen. Ich flog nach Brooklyn zu Vince Clarke, besuchte Moby in Los Angeles und 3D von Massive Attack in Bristol. Alle sagten zu, am Ende hatte ich mehr als zwei Stunden Musik.

Was konnten Sie von den Jüngeren lernen?
Kooperationen dienen dazu, Angewohnheiten, Schwächen, die Art der Problembewältigung neu zu betrachten. Ich spielte Moby mein Demo vor, er fügte drei Töne in d-Moll hinzu – ein Vierjähriger könnte das zwar auch, aber Moby hatte die entsprechende Eingebung. Die beste Kunst ist jene, die Freude darstellt, der aber Melancholie zugrunde liegt. Deshalb nenne ich Moby auch den „Woody Allen des Techno“.

Sie führten Ihre Konzertspektakel in China auf, Tunesien, Ägypten. Haben Staatsführungen je versucht, Ihre Events für Propaganda zu missbrauchen?
Das Risiko des Missbrauchs durch andere muss jeder Musiker eingehen. Ich habe mich für Propaganda nie einspannen lassen. Und ich boykottiere Länder, in denen Missbrauch droht, deshalb auch nicht. Es liegt in der Verantwortung des Künstlers, Aussagen clever zu transportieren.

Ist es nicht schwer, mit instrumentaler Musik politische Botschaften zu vermitteln?



Wörter sind nicht alles. Musiker sollten deshalb politisch sein, sich aber nicht für Politiker halten. Im Kalten Krieg waren meine Werke östlich des Eisernen Vorhangs verboten, sie standen für Freiheit, für Eskapismus, galten als „Space Music“. 1981 trat ich in Peking auf, mein Publikum war reserviert. Die Menschen waren seit 25 Jahren von der Welt abgeschnitten, hatten kein Konzept vom Westen. Für sie war ich wie ein Kulturschock – als wären da plötzlich Außerirdische im Saal.

Wie bewerten Sie den technischen Fortschritt in der Musik?

Die gute Nachricht: Gute Technologie definiert einen Musikstil – und nicht umgekehrt! Die Schallplatte mit 78 Umdrehungen pro Minute setzte sich durch: Für Elvis Presley bot sich dadurch eine Gesangsdauer von drei Minuten, die Single wurde zum Format für Jukeboxen. Dann kam die Langspielplatte, 46 Minuten, und Künstler wie ich, Pink Floyd und Mike Oldfield komponierten immer längere Stücke. Die Nachteile neuer Technologie? Dass jeder glaubt, aus dem Nichts heraus ein toller Musiker, Regisseur oder Fotograf zu sein. Was macht denn Kunst aus? Sie wird aus Begrenzung geboren! Als ich anfing, hatte ich nur drei Instrumente – da wurden mir von außen sofort Grenzen gesetzt. Heute muss ich diese Grenzen selbst bestimmen.

Sind Sie ein Traditionalist?

Man kann seine Wurzeln nicht kappen. Federico Fellini sagte zu mir: „Mein ganzes Leben dachte ich, jeder meiner Filme wäre anders als der davor. Aber am Ende wurde mir klar, dass ich immer denselben gedreht habe.“ Und das ist gut so, denn wenn man überhaupt eine individuelle künstlerische Aussage treffen kann, wird man sein Leben damit verbringen, sie zu variieren.

Tangerine-Dream-Gründer Edgar Froese verstarb im Januar dieses Jahres an einer Lungenembolie, kurz nach Ihren gemeinsamen Aufnahmen.

Es dürfte seine letzte Arbeit gewesen sein. Edgars Tod habe ich bis heute nicht verdaut. Als ich ihn traf, spürte ich um ihn bereits Schwerelosigkeit, als befände man sich im Weltraum. So entstand auch der Titel des gemeinsamen Songs: „Zero Gravity“.

Im Video zum Song sprechen Sie über musikalische Pionierleistungen der Franzosen und der Deutschen, die in einer angloamerikanisch geprägten Popkultur Ihrer Meinung nach übersehen werden.

Viele Amerikaner glauben, elektronische Musik wurde von Avicii erfunden. Sie kommt aber aus Deutschland und Frankreich. Elektronische Musik hat nichts mit Blues, Jazz oder Rock'n'Roll zu tun. Die Verwandtschaft besteht zur Klassik: Hier zählen Deutschland, Frankreich, Italien – Punkt!

„Oxygène“ gilt als Pflichtalbum für Hörer, die sich durchs All träumen wollen. Ich denke bei der Platte eher an „die Wunder der Natur“ ...

Danke, dass Sie das erwähnen! Mein ganzes Leben schon werde ich mit „Space Music“ assoziiert. Meine Musik spielt sich im Dazwischen ab: dem Raum zwischen Erde und Himmel. Sie schwebt gerade so über dem Boden.



LONDON CALLING
Chris Baio

Der kleine Vampir

Vampire-Weekend-Bassist Baio hat, beflügelt von europäischer DJ-Kultur, ein Album aufgenommen

IMMER IST ES DER VERFLUCHTE KOPF UND die Frage, wie man die Ideen, die darin geistern, umsetzen, zu Papier bringen, auf Leinwand oder ein Aufnahmegerät kriegen kann. Da hilft es auch nicht, wenn man in einer der besten US-Bands der letzten zehn Jahre Bass spielt. Chris Baio ging jedenfalls schon 2009 mit der Idee schwanger, ein Soloalbum zu veröffentlichen, ein Jahr nach dem Debüt von Vampire Weekend. Die Initialzündung folgte dann erst 2013, als er von New York nach London zog. Seine Frau hatte dort einen Job in einer PR-Agentur angenommen. „Dieser Ortswechsel gab mir zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl, zugleich nach vorn und zurückblicken zu können“, sagt Baio. „Es bot uns die Chance, noch einmal etwas ganz Neues anzufangen.“

Baio ist ein hellwacher, freundlicher, blitzgescheiter Gesprächspartner. Man spürt regelrecht, wie sich in dieser Umbruchphase seines Lebens kreative Schleusen für ihn öffneten, wie er alles aufzog, sogar „die Architektur, die einen das Wetter und die Jahreszeiten viel stärker empfinden lässt“ als die Wolkenkratzer im urbanen Dschungel des „Big Apple“. „Egal wo man in London wohnt, man ist immer in der Nähe eines Clubs, in dem ein toller DJ auflegt.“ So ist sein Solodebüt, „The Names“, ein charmanter musikalischer Spagat zwischen eingängigem Songwriter-Pop und elektronischen Exkursionen. Der Titel führt indes zurück in Baios Heimat, genauer gesagt in den New Yorker Vorort Bronxville, wo er auf dem College Depeche Mode und David Bowies „Low“ für sich entdeckte, seine erste Band gründete und wo außerdem, wie er erst vor Kurzem feststellte, der Schriftsteller Don DeLillo aufwuchs. „Ich habe all seine Bücher innerhalb von drei Monaten verschlungen“, erzählt Baio euphorisch, darunter auch „The Names“. Nach der Lektüre sei sein Kopf jetzt frei für Neues. **MAX GÖSCHE**

FOTO: DAN WILTON

MAREK LIEBERBERG PRESENTS
THE CONCERT EXPERIENCE

IMAGINE DRAGONS

11.10. OBERHAUSEN
12.10. MANNHEIM
13.10. MÜNCHEN

15.10. HAMBURG
16.10. BERLIN
17.10. STUTTGART

AN EVENING WITH
DAVE MATTHEWS BAND
EUROPE 2015

24.10. MÜNCHEN
25.10. FRANKFURT

27.10. BERLIN
01.11. DÜSSELDORF

OF MONSTERS AND MEN

02.11. BERLIN
12.11. MÜNCHEN
16.11. KÖLN

SPECIAL GUEST: MAMMÜT

PRESENTED BY MAREK LIEBERBERG
IN ARRANGEMENT WITH X-RAY TOURING

KITTY, DAISY & LEWIS

02.11. STUTTGART
10.11. LEIPZIG

16.11. HANNOVER
17.11. WÜRZBURG

piranha

City and Colour
European Tour 2016

09.02. HAMBURG
10.02. BERLIN

11.02. MÜNCHEN
13.02. KÖLN

Belle and Sebastian

SPECIAL GUEST: OTHER LIVES

24.11. KÖLN
27.11. HAMBURG

musik express

MISMIR

HOW DOES IT FEEL TOUR

17.11. MÜNCHEN
18.11. FRANKFURT

19.11. KÖLN
21.11. HAMBURG
22.11. BERLIN

EODM

(People of Death Metal)

17.11. KÖLN
19.11. MÜNCHEN
22.11. BREMEN

musik express

THE FRATELLIS

24.10. FRANKFURT
28.10. KÖLN

29.10. HAMBURG
31.10. BERLIN

ASH VS. WE ARE SCIENTISTS

17.11. KÖLN
23.11. HAMBURG
24.11. BERLIN
26.11. MÜNCHEN

MASTERS OF THE EUROVERSE TOUR 2015

HENRY ROLLINS

CHARMINGLY OBSTINATE EUROPEAN TOUR 2016

04.01. BERLIN
07.01. MANNHEIM
08.01. FRANKFURT
26.01. HAMBURG
27.01. KÖLN

BY ARRANGEMENT WITH WWE PRESENTS

WALK THE MOON

SPECIAL GUEST: TALKING IS RAP

30.11. KÖLN
01.12. BERLIN

IN ASSOCIATION WITH WWE

JOSEF SALVAT

26.10. MÜNCHEN
27.10. FRANKFURT

28.10. KÖLN
30.10. BERLIN

bear's den

AUTUMN 2015 EUROPE

16.10. FRANKFURT
18.10. BERLIN

19.10. LEIPZIG
20.10. MÜNSTER

LONELY THE BRAVE

SPECIAL GUEST: BLACK PEAKS

14.11. BERLIN
16.11. HAMBURG
17.11. KÖLN

Ufo im Kinderzimmer

Der Schauspieler und Barista **Christian Kahrmann** hat seine erste Platte von seiner Schwester geerbt

Foto von Ailine Liefeld

Als Kind musste ich unweigerlich alles mithören, was meine Schwester an Musik mitbrachte. Sie saß immer vor diesem Würfel, in dem alles drin war: Plattenspieler, Tapedeck, Radio, und hörte Platten. Irgendwann hat sie mir „Out Of The Blue“ von ELO geschenkt, weil sie mittlerweile lieber Queen gehört hat – die Platte mit dem Roboter, „News Of The World“, ist mir im Gedächtnis geblieben. Was mich als Fünf- oder Sechsjährigen damals an „Out Of The Blue“ besonders fasziniert hat, war das faltbare dreidimensionale ELO-Ufo, das dem Album beilag. Das konnte man sich auf den Schreibtisch stellen. Die Platte hat bis heute überlebt, sogar das Poster, auf dem die Band diese Afrofrisuren trägt, aber das Ufo muss irgendwann in irgendeinem Schredder gelandet sein. Auch wenn ich heute ganz andere Sachen höre – viel Electro und R&B –, finde ich „Out Of The Blue“ immer noch genial. Eine Sinfonie, die man auch in der Disco spielen kann.

Aufgezeichnet von Maik Brüggemeyer



GELANDET
Der Schauspieler aus „Bang Boom Bang“ und der „Lindenstraße“ in seiner Espresso-Bar Kahrmann's Own am Prenzlauer Berg in Berlin

Egolose Engelsbässe

Sting verehren und trotzdem hip sein: Die Brüder von **Disclosure** kriegen es hin

MAN KANN NICHT sagen, dass Howard und Guy Lawrence für den Club geboren wären. 2011 hatten sie gerade ihre ersten zwei Tracks produziert und waren für einen Auftritt gebucht. „Der Veranstalter meinte: ‚Hier ist die DJ-Booth‘“, erinnert sich Howard. „Aha, dachten wir und standen da mit unseren Instrumenten. Es wurde zwar recht lustig, aber wir mussten eben erst lernen, dass man in der Disco eher deejayt und nur im Konzert richtig spielt.“

gewisse Aura der – so ein britischer Kollege – „Un-fucked-upness“. „Wir hatten nie daran gedacht, Künstler zu werden“, meint Howard, der Jüngere der beiden. „Ich habe Klavier und Bass gelernt und dachte, ich würde Musiklehrer werden.“ Guy, von Haus aus Drummer und Gitarrist, sagt: „Mein Ziel war es eigentlich, als Sessionmusiker für andere Leute zu spielen. Deshalb achten wir auch immer auf gutes Handwerk: Stevie Wonder, Earth, Wind & Fire, Prog-Rock, Sting.“ Die Berufswahl wiederum scheint schon durchs Elternhaus besiegelt, wo der Vater in einer Band rockte und die Mutter für Werbejingles, Kreuzfahrten und Falkland-Truppen sang. Aber die Glücksproduktion der Clubmusik haben sie eben nicht am DJ-Pult gelernt, sondern auf

Liebe zu Ornament und kleinteiligem Tüfteln und fast mehr noch an der Sorgfalt, mit der sie ihre Songs schreiben. Anders als auf dem Debüt hört man diesmal in ihrer tanzbaren Bassmusik neben UK Garage und House auch R&B-Strecken und Hip-Hop-Nahes.

„Als wir jünger waren, haben wir Rock, Pop, Soul, Funk gehört und sind recht spät, erst so 2008, als Dubstep auf dem Höhepunkt war, zur Clubmusik gekommen“, sagt Guy. „Wir wollten natürlich auch so modern, cool und underground wie Burial oder Joy Orbison klingen, aber wir brachten, quasi natürlich, immer ein poppiges Moment in die elektronische Umgebung – was am Ende wohl die Originalität ausmacht.“

„Latch“ von 2012, ihr erster Track mit Vocals, brachte nicht nur Disclosure auf die Spur, sondern auch einen unbekannteren Sänger namens Sam Smith. Dessen Stimme hört man selbstverständlich auch auf „Caracal“ – neben immerhin neun anderen, die für die schöne und geschickte Vielfarbigkeit ihrer Arbeit stehen.

Auch Howard kann übrigens hübsch und hell singen, zum Beispiel in „Jaded“, einem traurig-verärgerten Song über berühmte Produzenten, die sich mit Ghostwriter-Federn schmücken. Aber das Wimmeln der fremden Stimmen gehört zum Programm, nicht nur wegen der Tonlagen, sondern auch mit seiner Mischung aus weniger bekannten Leuten wie Kwabs oder dem Duo Lion Babe und Größen wie Gregory Porter, The Weeknd und dem kurz vor Schluss noch dazugestoßenen Wunderkind Lorde. Außerdem schreiben sie nicht einfach für ihre Gäste, sondern – das Handwerksethos – mit ihnen, „ganz altmodisch, im selben Raum, am Klavier“, sagt Guy. „Deshalb müssen es nette Leute sein. Wir mögen große Egos nicht, sie machen alles langsamer und interessieren uns nicht. Aber grundsätzlich ist es einfach lustiger mit Leuten oder wenn in letzter Minute mal eben Lorde vorbeischaut. Schließlich geht es am Ende doch nur darum: dass wir Spaß beim Arbeiten haben.“

MARKUS SCHNEIDER



Im Jahr darauf waren Disclosure die heißesten Neuen am britischen Clubhimmel, und 2013 standen die 19 bzw. 22 Jahre alten Brüder aus Surrey mit ihrem zugleich House-euphorischen wie poppigen Debüt, „Settle“, an der Spitze der UK-Charts, waren für einen Grammy nominiert – und mussten ihre Lebensplanung ändern.

An diese erinnern heute nur noch die Verehrung für Sting, der penible Blick fürs musikalisch Kleingedruckte und eine

dem College. „Howard hatte ein paar Sachen geschrieben und schrecklich gemixt“, erinnert sich Guy an die Anfänge. „Und weil ich an der Schule gerade Musikprogramme gelernt hatte, habe ich ihn gefragt, ob ich damit üben dürfe.“

Es ist andererseits genau die handwerkliche Seriosität, die auch ihr neues, nach einer afrikanischen Wildkatze benanntes Album, „Caracal“, auszeichnet. Man erkennt sie an der Detailgenauigkeit ihrer Tracks, der

Rock & Schuppen präsentiert
LYNARD SKYNYRD

PRONOUNCED 'LĒH-NĒRD 'SKĪN-NĒRD
& SECOND HELPING
LIVE FROM JACKSONVILLE AT THE FLORIDA THEATRE



EINMALIGE LIVESHOW

AUS DEM FRÜHJAHR 2015

... bei der die Band ihre ersten beiden Alben „Pronounced...“ und „Second Helping“ in kompletter Länge spielen

Mit den Hits: „I Ain't The One“, „Gimme Three Steps“, „Tuesday's Gone“ und „Free Bird“, „Workin' For MCA“, „Swamp Music“, „Call Me The Breeze“ und der Southern Rock Überhit „Sweet Home Alabama“



AB 23.10.15

ERHÄLTlich ALS DVD, BLU-RAY UND 2CD

EDL: DISTRIBUTION Jetzt bestellen auf www.jpc.de



KÜNSTLER UND MUSE
Gilmour mit Ehefrau
Polly Samson

Ein Ehepaar der Gegenkultur

Nach Pink Floyd: Wie David Gilmour mithilfe seiner Frau beinahe neue Wege beschreitet

POLLY SAMSON HAT MANCHMAL etwas Strenges an sich, wenn sie über ihren Mann, David Gilmour, redet: „Ich dachte mir, langsam wird's ernst. Er glaubte wahrscheinlich, dass ich wieder alle Texte für ihn schreiben würde, so wie ich das nun schon seit 1993 tue.“ Die Tatsache, dass sie die exakte Jahreszahl parat hat, verrät die Wohlerprobtheit der Argumentation. „Ich hatte begonnen, mir Gedanken darüber zu machen. Also mal ehrlich: Joni Mitchell, würden wir sie genauso verehren, wenn sie die Texte von jemand anderem singen würde? Und wie wäre das bei Leonard Cohen?“

Die 53-jährige Schriftstellerin sitzt im Sommerwind auf einem Korbsofa auf dem Oberdeck der Astoria, eines über hundert Jahre alten Hausboots an der Themse im äußersten Westen Londons. In den zum Studio umgebauten Bug- und Heckkabinen dieses eleganten Kahns entsteht nun schon seit Jahrzehnten ein Großteil der Musik Gilmours und seiner Band Pink Floyd. Auch „Endless River“, das im Vorjahr erschienene letzte Pink-Floyd-Vermächtnis, wurde hier aus altem Session-Material zusammengestellt und mit Overdubs angereichert. Den einzigen Songtext jenes Albums hatte wieder mal Samson geschrieben: „Louder Than Words“, ein Lied über eine von Konflikten zerrissene Band. „Das war ein Thema, das ich schon seit Live 8 (seit der einmaligen Pink-Floyd-Reunion mit Roger Waters 2005 - Red.) in meinem Kopf mit mir herumgetragen hatte“, sagt sie. „Ich saß da in einem Backstage-Raum mit diesen vier Männern, die einfach nicht miteinander sprachen. Nicht mal Small Talk – absolute Stille. Es war kaum auszuhalten. Und dann gingen sie auf die Bühne und kommunizierten musikalisch plötzlich so flüssig miteinander.“

Diese Wortlosigkeit hatte allerdings nicht bloß mit der eisigen Stimmung zwischen den alten Gegenpolen Gilmour und Waters zu tun. Im Fall ihres Mannes ist sie, wie Samson erklärt, ein bestimmender Teil seines komplexen Charakters. Rockstars mögen üblicherweise unheilbare Rampensäue sein, der zurückhaltende Gilmour aber stieß 1968 als Ersatz für seinen ausgespaceren Kindheitsfreund Syd Barrett zur Band. Er stolperte in die Lebensrolle eines Selbstdarstellers, ohne sich je aktiv ins Scheinwerferlicht gedrängt zu haben. Vielsagenderweise beginnt und endet auch „Rattle That Lock“, Gilmours erstes Soloalbum seit neun Jahren, mit Instrumentalstücken, getragen von der nonverbalen Eloquenz seiner legendären schwarzen Stratocaster. „Wenn David sich ausdrücken will, macht er das mit Musik. Sein Gehirn hat sich so entwickelt“, diagnostiziert Samson. „Aber seine Sprache ist schwerfällig. Ich wollte ihn also motivieren, seine eigenen Worte zu finden. Nachdem ich den Text zum Titellied verfasst

hatte, sagte ich: ‚Kein neuer Text mehr, bis du auch einen geschrieben hast!‘ Und Junge, hat das lange gedauert! Aber es hat sich gelohnt.“

„Wenn Polly was sagt, lohnt es sich immer, ihr zuzuhören“, bestätigt Gilmour. In Gesellschaft seiner Gitarren wirkt der 69-Jährige durchaus aufgeräumt. „Mit dieser Platte“, erklärt er, „bin ich im Hier und Jetzt. Der lose Rahmen ist, dass sie einen Tag in meinem Leben darstellt. Aber eigentlich sind es eher die Gedanken, die man an einem Tag wälzen kann. Ob man jetzt über den Tod seiner Eltern nachdenkt, oder darüber, wie in England unter der derzeitigen Regierung die Protestkultur mit Füßen getreten wird.“

Am Ende waren es auch bloß zwei Texte, die Gilmour sich für sein viertes Soloalbum aus den Fingern sog, beide allerdings zu schwierigen, persönlichen Themen. „Faces Of Stone“ handelt von einer der letzten Begegnungen mit seiner an Demenz leidenden Mutter: „Wir gingen im Park spazieren und sie hatte Halluzinationen von Bildern, die von den Bäumen herabbingen“, erzählt Gil-

mour. „Das war kurz nachdem meine jüngste Tochter geboren war, die heute 13 ist. Sie waren nur neun Monate lang gemeinsam auf diesem Planeten.“

Neben diesem Song aus der Perspektive des Sohns hat Gilmour auch einen aus der des achtfachen Vaters (aus zwei Ehen) geschrieben. „Maybe I should have shown you a clearer, plainer truth“, lautet die erste Zeile aus „Dancing Right In Front Of Me“. Doch jene Kinder, die ihm da auf der Nase herumtanzen, genießen seine volle Loyalität. Allen voran Adoptivsohn Charlie aus Polly Samsons erster Ehe, der 2011 eine Haftstrafe von 16 Monaten antrat, nachdem er sich bei einer Demo gegen die Erhöhung von Studiengebühren von einem am Cenotaph, Londons prominentestem Soldatendenkmal, hängenden Union Jack geschwungen hatte. „Er ist einfach ein Junge, der sich für das einsetzen wollte, was er für richtig hält“, sagt Gilmour. „Er machte das nicht auf sehr intelligente Weise, aber er hat nichts getan, wofür er das verdient hätte. Es ist entsetzlich, wie im Britannien des 21. Jahrhunderts Antiterrorgesetze benutzt werden, um Proteste zu unterbinden.“

Im London der späten Sechziger waren Pink Floyd eine der Hausbands des Underground, und David Gilmour ist bis heute instinktiv ein Kind der Gegenkultur. „Manche Dinge, wie etwa die Einstellungen zu Homosexualität und den Rechten der Frauen, haben sich seit den Sechzigern enorm verbessert, auch wenn wir noch lange nicht da angelangt sind, wo wir hingehören“, sagt er. „Aber momentan, mit Putin in Russland und Cameron hier, scheint es eher so, als wäre überall wieder hartes Durchgreifen angesagt. Das finde ich ziemlich furchterregend.“

Aber liegt die Welt heute nicht in den Händen genau jener Babyboomer, die mit der Musik von Pink Floyd aufwuchsen? „Die Sixties, die wir kennen und an die wir denken, haben immer nur einen bestimmten Teil der Bevölkerung berührt“, antwortet Gilmour. „Man vergisst leicht, dass ein viel größerer Teil der Welt und auch der Musikindustrie immer von fetten, reichen, alten Männern kontrolliert und betrieben wurde, die Popgruppen wie die Monkees oder One Direction

oder Gott weiß was kreierte.“ Der schlohweiße Mann mit den sanften, blauen Augen sieht „Rattle That Lock“ als Aufruf, „am Recht auf freie Meinungsäußerung festzuhalten und kräftig an den Vorhängeschlössern der Gesellschaft zu rütteln. Das sind die Dinge, über die ich und Polly die ganze Zeit miteinander reden und denen wir erlaubt haben, ihren Weg auf diese Platte zu finden.“

Die Genese eines von solchen Familiengesprächen besetzten Gilmour-Samson-Songs beginnt üblicherweise mit dem Instrumental eines Stücks, den die Autorin manchmal jahrelang auf ihrem iPod mit sich herumträgt, bis ein Text zum Vorschein kommt. Zum Beispiel „In Any Tongue“. „Sobald ich es gehört hatte, sagte ich zu David: ‚Da muss es um die Tragödie der im Krieg verschwendeten Menschenleben gehen.‘ Ich begann Kriegsdichtung aus Af-

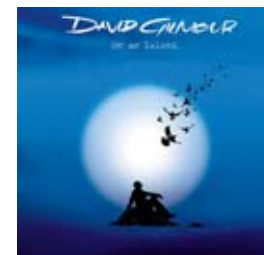
ghanistan zu lesen, von britischen und US-Soldaten, dann um der Ausgewogenheit willen auch Taliban-Dichtung, und einiges davon ist übrigens wirklich gut“, erzählt Samson. „Ich verrannte mich darin. Irgendwann habe ich die Bücher durchs Zimmer geworfen und mir gesagt: Was tue ich da eigentlich, ich weiß doch, was ich denke! Und ich schrieb es in fünf Minuten nieder. Dann lief ich mit dem Zettel ins Studio und hielt ihn David vor die Nase: ‚Schau, da ist es. Versuch das zu singen!‘ Alles fügte sich zusammen – ein geradezu magischer Moment!“

Von seinem Entstehungsprozess her schließt „Rattle That Lock“ direkt an das vorige Album, „On An Island“, an. Wie damals koordinierte auch diesmal Phil Manzanera die Produktion. Abermals schrieb der polnische Komponist Zbigniew Preisner die Orchester-Arrangements, und alte Bekannte wie Robert Wyatt, Jools Holland und Jugendfreund Rado Klose tauchen als Gäste auf. Selbst der vor sieben Jahren verstorbene Rick Wright kommt wieder vor: als Stimme aus dem Jenseits. Im Song „A Boat Lies Waiting“ hört man den Pink-Floyd-Keyboardspieler auf seinem geliebten Segelboot plaudern. „Rick liebte sein Boot“, erklärt Polly Samson. „Das war der einzige Ort, wo Rick das Kommando hatte und wo er am glücklichsten war. Mit dem Blick auf den Sonnenuntergang und einer Margarita in der Hand.“

Laut Samson hatte der Tod des vertrauten Partners viel damit zu tun, dass sich die Arbeit an Gilmours Soloalbum so lange hinzog: „Er probierte all diese Keyboarder. Ich glaube, ihm wurde erst nach Ricks Tod wirklich klar, was er verloren hatte. David wollte Rick in all diesen anderen Musikern wiederfinden, aber diese Verbindung ließ sich nicht ersetzen. So was kommt nie wieder.“

So traurig das sein mag: Die Suche hat auch ihre positiven Seiten. Sie lockt David Gilmour auf „Rattle That Lock“ weiter als zuvor in ungewohnte Gefilde, zu Lounge-Jazz und, na ja, traditionellen europäischen Musikstilen. Weg von der Sesshaftigkeit seines fest vertäuten Hausboots und hinaus auf den endlosen Fluss.

GILMOURS SOLO-ALBEN



„David Gilmour“ (1978)
Mit Rick Wills und und Willie Wilson nahm Gilmour dieses zwar stimmungsvoll-melancholische, aber beinahe sparsam arrangierte Album auf. Erst am Ende braust verquaster Prog-Rock.

„About Face“ (1984)
Der bombastische Schlock der 80er-Jahre, Orgel, Synthesizer, Hall und Tosen neben einigen schlichteren Balladen und zwei Songs, die Gilmour mit Pete Townshend schrieb. Bläser!

„On An Island“ (2006)
Auf der Wellness-Insel dudelt Gilmour salbungsvolle Etüden zu Kitschlyrik von Polly Samson. Rotweingläser singen, eine linde Brise weht und ewig schwebt die Weltraumgitarre.

„Rattle That Lock“ (2015)
Zertifizierte Gilmour-Gitarren-Exkursionen und zertifiziertes Gilmour-Pathos, dazu sehr wenig schmüsiges Folk und Late-Night-Lounge-Jazz.

ROBERT ROTIFER

heather nova
+ special guest: Mishka

22.10. Augsburg Parktheater 23.10. Ravensburg Konzerthaus 24.10. Würzburg Johanniskirche 25.10. Mainz Frankfurter Hof 27.10. Hamburg Laeiszhalle 30.10. Weinheim Stadthalle 31.10. Bochum Christuskirche 3.11. Berlin Passionskirche 4.11. Erfurt Stadtgarten 5. 11. Köln ausverkauf! 6.11. Stuttgart Mozartsaal

KULTURWELT laut.de Gaesteliste.de

garbage
20 Years Queer
A Celebration of their Debut Album
31.10. Köln Palladium

ALGIERS
29.10. MÜNCHEN STROM
30.10. FRANKFURT MOUSONTURM
31.10. BERLIN BADEHAUS SZIMPLA
1.11. HAMBURG MOLOTOW
2.11. KÖLN GEBÄUDE 9

speX Byte™

EL VY
featuring Matt Berninger (The National) and Brent Knopf (Menomena/Ramona Falls)
2.12. HAMBURG
4.12. KÖLN
6.12. BERLIN

tape.tv laut.de Byte™ musik express taz, die tageszeitung

Mercury Rev
9.11. KÖLN STUDIO 672
11.11. BERLIN POSTBAHNHOF
15.11. MÜNCHEN KRANHALLE

Gaesteliste.de motorck Byte™

WIRE
20.11. KÖLN GEBÄUDE 9
21.11. OSNABRÜCK KL. FREIHEIT
22.11. BERLIN POSTBAHNHOF
24.11. SCHORNDORF MANUFAKTUR

JASON ISBELL
11.1. BERLIN PRIVATCLUB
12.1. HAMBURG KNUST
13.1. KÖLN BLUE SHELL

Byte™ laut.de

Tickets erhältlich bei Ticketmaster.de
0 18 06 - 9 99 00 00 (0,20 € je Anruf aus dt. Festnetz / max. 0,60 € je Anruf aus dt. Mobilfunknetz
Target Concerts auf Twitter, Instagram und Facebook verfolgen!



STEILER AUFSTIEG
Abel Tesfaye

Reif fürs Wochnnde

Von Depression geplagt, vom Mainstream umarmt: **The Weeknd** versöhnt Welten

KEINE FRAGE: DIE WELT IST reif für Weeknd – mit dem „ohne e“. Im Juli stellte der 25-jährige Sänger seinen Ohrwurm „Can't Feel My Face“ 83.000 schreienden Teenagern als Überraschungsgast bei einem Auftritt von Taylor Swift vor. Im August – die Single war gerade auf Platz eins der US-Charts geklettert – zitierte Stevie Wonder einige Zeilen des Songs, als er ein Konzert

in New Yorks Central Park gab. Und bereits vor einigen Monaten hatte Katy Perry ihre Fan-Gemeinde mit der Ansage elektrisiert, dass sie beim Sex bevorzugt The Weeknds erotisch knisternde Single „Often“ höre. „Ob das nun das Gelobte Land ist, kann ich nicht beurteilen“, sagt das neue Wunderkind. „Aber im Moment läuft tatsächlich alles wie geschmiert.“

Es ist nach Mitternacht und wir befinden uns in Brighton Beach in Brooklyn, wo er in dieser Nacht noch ein Video drehen muss. Eine Drehpause lang hat er sich in seinen Trailer verkrochen, um den Schaulustigen eine Weile zu entkommen. „Inzwischen ist es schon unmöglich, ungestört die Straße runterzugehen. Aber ich will mich gar nicht be-

schweren. Genau dafür habe ich mich schließlich krummgemacht.“

Neben der romantischen Luxusballade „Earned It“ (die passenderweise auf dem Soundtrack zu „Fifty Shades Of Grey“ landete) und dem beunruhigenden Psychodrama „The Hills“ ist „Can't Feel My Face“ bereits der dritte Hit, den er in diesem Jahr abgeliefert hat. „Er ist momentan einer unserer wichtigsten Künstler“, sagt Sharon Dastur, Programmchefin der US-Radiokette iHeartMedia, die The Weeknd sowohl auf Pop- als auch auf HipHop-Stationen einsetzt. Noch vor zwei, drei Jahren waren die Pop-Charts so ziemlich das Letzte, womit Weeknd sich beschäftigte. 2011 hatte er das erste von drei Mixtapes veröffentlicht, deren psychotischer Depresso-R&B so

klang, als wäre er zum Ausklang einer „True Detective“-Orgie aufgenommen worden. Zu diesem Zeitpunkt legte Weeknd auch noch Wert darauf, seinen wahren Namen (Abel Tesfaye) und sein Gesicht unter Verschluss zu halten. Als Republic-Records-Vize Nate Albert damals nach Toronto flog, um ihn und seinen Manager von einer Popkarriere zu überzeugen, zeigten sie ihm die kalte Schulter.

Nachdem Albert ihn 18 Monate lang beknielt hatte, gab Weeknd doch nach. „Kiss Land“, das Debütalbum von 2013, konnte allerdings den bekifft-klaustrophobischen Sound der Mixtapes noch nicht abschütteln. „Mit dem, was die Leute im Radio hören wollen, hatte das wenig zu tun“, gibt Weeknd heute zu. „Ich war so introvertiert, dass ich gut in David Cronenbergs ‚Naked Lunch‘ hätte mitspielen können.“

Als das Album sang- und klanglos unterging, ging es auch mit Weeknd weiter bergab. „Meine Depressionen wurden nur noch schlimmer“, sagt er. Er spielte mit dem Gedanken, von Toronto nach Seattle zu ziehen, um dort nach dem „superangeknallten Nirvana-Vibe“ zu suchen. Stattdessen verbrachte er eine Weile in L.A., warf ein komplettes Album auf den Müll und begann auf die Empfehlungen seines Labels zu hören. „Früher war mir der kommerzielle Aspekt völlig egal“, sagt er heute. „Aber inzwischen möchte ich wirklich, dass so viele Leute wie möglich meine Musik hören.“ Trotzdem ist er davon überzeugt, seine Wurzeln nicht verraten zu haben. Auf „Tell Your Friends“, von Kanye West koproduziert, malt Weeknd ein illusionsloses Bild einer verkorksten Jugend, als er keinen Dollar und kein Dach über dem Kopf hatte, als seine ganze Existenz um Drogen, schnellen Sex und kleine Diebstähle kreiste. Nachdem er von einer alleinstehenden Mutter in einer Vorstadt aufgezogen worden war, hatte es ihn mit 17 in Torontos Inner City gezogen. „Kaum hatte ich meinen Fuß in die Großstadt gesetzt“, sagt er, „war es wie eine Sucht, von der ich nicht mehr loskam. Die allgegenwärtigen Lichter, kein Schlaf: Entweder man beißt sich durch, um diesen Umständen zu entkommen – oder aber man beißt bei dem Versuch ins Gras.“

Einen Widerspruch zwischen diesem Teil seiner Persönlichkeit und den polierten Radiohits sieht er nicht. Im Gegenteil, „das Taylor-Swift-Publikum hört mir zu, aber genauso die Jungs von der Straße. Ich will sie alle mit meiner Musik erreichen.“ **SIMON VOZICK-LEVINSON**

FOTO: UNIVERSAL

DIE PLAYLIST IM OKTOBER

WELCHE SONGS DIE REDAKTION IN DIESEM MONAT

GERN HÖRT



Nur einen Tag nachdem Miley Cyrus bei den MTV Video Music Awards mal wieder die üblichen Kostüm-Organen angeführt hatte, veröffentlichte sie überraschend ein ganz unübliches Album voll versponnenem Indie-Pop, dem man ihre Freundschaft zu den Flaming Lips anhört. Die musikalische Metamorphose des Jahres. Toll!



Nein, es geht bei dem Lied „Rolling Stone“ von Hurts nicht um dieses Magazin, sondern um die Protagonistin des dramatischen Stücks: „In fair Verona where we lay our scene/ Juliet is on her knees.“ Eine Tragödie!

1. **FKA TWIGS**
„M3LL155X“
2. **ANNA VON HAUSSWOLFF**
„Come Wander With Me/Deliverance“
3. **DEERHUNTER**
„Snakeskin“
4. **MILEY CYRUS**
„Miley And The Dead Petz“
5. **JULIEN BAKER**
„Something“
6. **HURTS**
„Rolling Stone“
7. **JIMI HENDRIX**
„All Along The Watchtower“
8. **TALKING HEADS**
„Take Me To The River“ (Live 1978)
9. **DON HENLEY**
„Take A Picture Of This“
10. **ISRAEL NASH**
„Strangers“ (Video)

Noch vertrackter als auf dem Debüt, dafür mit eingängigeren Refrains verfolgt FKA Twigs auf ihrer neuen EP weiter den Weg zur R&B-Großvisionärin. Das 16-minütige Video erschüttert alle gängigen Popstar-Konventionen.



Die Talking Heads vermischen bei Al Greens „Take Me To The River“ ihren lakonischen Groove mit dem drängenden Soul des Originals. Jetzt gibt es den Mitschnitt eines Konzerts von 1978 für den kalifornischen Radiosender KSAN auf CD (Klondike).

Die „Cry Of Love“-Tour zeigte Jimi Hendrix einmal mehr als musikalische Urgewalt. Jetzt neu aufgelegt: der Auftritt beim Atlanta Pop Festival 1970.



Die junge schwedische Orgel-Virtuosin Anna von Hausswolff macht jetzt Doom Metal. „Come Wander With Me/Deliverance“ wälzt sich über zehn Minuten durch die Gehörgänge, bleischwere Riffs und Schlagzeugdonner bringen die Sonne zum Erkalten.





IRRITATIONEN
Die Nerven im Studio

Band starrt zurück!

Mit Klang-Finessen und Witz machen **Die Nerven** ihre Songs zu echten Wuchtbrummen

DREHTABAK, MILCHKAFFEE, Schokoküchlein, im Hintergrund schnurrt entspannt eine wohlgenährte Katze: Inventar eines für Kreuzberg typischen Cafés, auf dessen Hinterhof sich die noch warme Berliner Luft in T-Shirts genießen lässt. „Du bist ein Volltreffer“, schmeichelt Bassist Julian seinen zwei Bandkollegen stumm mit einer Gratispostkarte vom Herrenklo, bevor er sich an das Holztischchen setzt. Mit ihrem zweiten Album, „Fun“, wurden Die Nerven 2014 unvermutet zu Hoffnungs-

trägern für die deutsche Rockmusik: Die drei jungen Stuttgarter Max, Julian und Kevin erschaffen aus Schlagzeug, Bass, Gitarre und deutschen Texten brachial treibende und zugleich beklemmende Songs, die sich im Konzert zu monstrosen Wuchtbrummen entwickeln.

Nun erscheint „Out“. „Das Album heißt so, weil wir vorwegnehmen wollten, dass es vielleicht in die Hose geht: In und out eben.“ Entscheidender war aber wohl, dass das Trio die Flucht aufs Land ergriffen hat. Abgeschottet verbrachten sie eine Woche auf einem Bauernhof in Bayern, um ungestört neue Musik schreiben zu können. Die Aufnahmen mit Produzent Ralf Milberg dauerten fünf Tage. Dabei entstanden zehn Songs, darunter auch „iPhone“, Gitarrist Max' persönliche Hymne für den Ausstieg aus der Wirklichkeit: „Als wir den aufge-

nommen haben, war ich der Meinung, dass ich nie wieder in die Realität zurückfinden würde.“

Auch diesmal haben Die Nerven ein paar „akustische Irritationen für Audiophile“ verbaut. So meint man in „Jugend ohne Geld“ eine Minute lang einen rauschenden Bergfluss zu hören. „Den extrem wichtigen dramaturgischen Part des Songs spielt aber ein aufsprudelnder Wasserkocher, den wir mit sieben Mikrofonen aufgenommen haben. Gab auch sehr gute Nudeln danach.“ Akustische Finessen, wie man sie im Konzert hören kann, wogen als minimale Hinweise auf die Bühnenpräsenz von Die Nerven mit. „Wir sind einfach eine Live-Band, das ist auch der Kern des Ganzen“, fasst Julian es zusammen. „Es soll kein abgestumpftes Ding sein – die Band spielt, Ende, wieder ein Konzert gesehen. Wir starren die Leute auch

an, da machen wir uns einen Spaß draus. Manchmal werden sie rot und verstecken sich hinter anderen. Wir machen das, um ihnen klarzumachen, dass sie nicht im Kino sind – sie können es sich rausnehmen, uns ständig anzustarren, aber warum sollen wir das nicht dürfen?“ – „Eine Freakshow, von vorn bis hinten“, fügt Schlagzeuger Kevin hinzu.

Die Nerven spielen mit kommerziellen Hörgewohnheiten und erlauben sich auch ihre eigene Interpretation von Humor, subtile Situationskomik, die ausschließlich den Machern gefallen muss. Denn in der Musik habe Witz eigentlich nicht viel verloren, findet Max: „Es gibt schon gute Leute, die damit ihr Geld verdienen, aber es nutzt sich für mich sehr schnell ab. Musik muss mehr erfüllen als einen kurzweiligen Spaß. Die Sekunde, in der du lachst, ist ziemlich schnell vorbei – und was kommt dann? Es bleibt ein Vakuum.“

Wirklich witzig: Neben den eigentlichen Aufnahmen haben Die Nerven auch beiläufig ein Lagerfeuer-Akustikalbum aufgenommen – mit Evergreens wie „Laudato Si“, „Eve Of Destruction“ und einer Lena-Meyer-Landrut-Version von „Barfuß durch die Scherben“. Nichts für die breite Öffentlichkeit, aber immerhin gut genug, um ab und an mal irgendwo eine gebrannte CD davon liegen zu lassen. „Vielleicht landen die Songs auch irgendwann in einem russischen Filesharing-Forum.“

Auch „Out“ ist eine ziemlich lustige Platte geworden – aber vor allem für Die Nerven selbst. „Niemand anderes kapiert es“, da sind sich die Jungs einig. Plötzlich dringen Geräusche durch den Bretterzaun: Die wohlgenährte Katze würgt einen klebrigen Fellball hoch und sorgt für Schmunzeln am Kaffeetisch. Und da haben wir sie wieder, die subtile Situationskomik.

KRISTINA BAUM

POP-TAGEBUCH

Sphärenporno

Über die Kunst, ein Album gut anzufangen, größtenwahnsinnige 70er-Intros und das überfällige Massenlanzenbrechen für die Steve Miller Band

VON ERIC PFEIL

IRGENDWANN VERFASSE ICH MAL EINE Enzyklopädie zum Thema „Die bekacktesten Albumanfänge der Siebziger“. Faszinierend, was damals alles aufgefahren wurde, um eine Platte mit möglichst viel Trara, Tamtam und Firlefanz zu eröffnen: Es gab Bands, die ließen akustische Nebelschwaden, Feuersbrünste oder Wellengetöse vernehmen, andere fanfarisierten wüst drauflos, wieder andere luden gar Schauspieler ins Studio, um diese im knarzigen Burgschauspieler-Duktus einleitende Worte aufs Band brabbeln zu lassen. Präntation und Aufschneiderei standen in jenen Tagen noch hoch im Kurs. Wer gern selbst noch einmal nachhören möchte, wozu Musiker in jenen verschwenderischen Tagen fähig waren: Populäre Angeber-Anfänge finden sich etwa auf Pink Floyds „The Dark Side Of The Moon“ oder – nicht ganz so populär, dafür noch drastischer – zu Beginn von „Dawn“ von Eloy. Totaler Atmosphärenporno! Einfach nur mit einem Song loslegen: Das war offenkundig in diesen Glanztagen des Konzeptalbums nicht möglich.

Oft stelle ich mir vor, mal eine Collage aus allen überspreizten Album-Intros der Siebziger zu erstellen und in irgendwelchen Museumshallen dröhnend zur Aufführung zu bringen. Dafür brauche ich selbstverständlich Geld. Viel Geld. Man kann es mir überweisen. Nicht auszuschließen allerdings, dass ich das Geld dann für irgendwas anderes verjodele. Für die Wiedervereinigung von Bruce & Bongo oder ein anderes Herzensprojekt.

Am schönsten sind jene Schallplattenanfänge, die zwar großtun, in Wirklichkeit aber allenfalls mittelgroß ausfallen. Diese Intros sind quasi die musikalische Entsprechung zu italienischen Science-Fiction-Filmen. Sehr gut etwa ist der Beginn des Albums „Book Of Dreams“ der Steve Miller Band: Angestrengt atmosphärisiert oder salbungsvoll dahergeplaudert wird hier mal nicht; der amerikanischen Band gefällt es vielmehr, für die Eröffnung ihres Werks auf das der Klassik entlehnte Stilmittel der Ouvertüre zurückzugreifen.

Ich möchte hier kurz einschieben, dass die Steve Miller Band entschieden zu wenig bejubelt wird. Das muss geändert werden. Mit irgendwelchen eilig errichteten Steve-Miller-

Band-Monumenten in zwei, drei monumentarmen Kleinstädten oder gelegentlichem Lanzenbrechen in Thekengesprächen ist es dabei jedoch keineswegs getan. Nein, man sollte der Gruppe zu Ehren in allen großen Städten Monumente errichten, vor denen sich regelmäßig zum Zwecke der Live-Stream-Produktion Menschenmassen zum choreografierten Massenlanzenbrechen versammeln. Die Steve Miller Band waren Schluffis des Arenarock: Miller und seine Mitstreiter waren um keine große Geste verlegen, allerdings wurden diese großen Gesten meist aus der Hängematte heraus getätigt. Emphase mit Stirnband: Hierin lag die Faszination der mächtigen Steve Miller Band.

Das erwähnte Intro zu Beginn des „Book Of Dreams“-Albums klingt, als hätte jemand dem Electric Light Orchestra das Budget zusammengestrichen und das ursprünglich für die adäquate Orchestrierung des Einstiegs gebuchte Orchester durch einen schütterhaarigen Synthie-Zausel ersetzt. Eine akustische Papp-Pyramide. Aber gleich darauf lässt die Band das erhabene rockpoppende „Jet Airliner“ folgen, und niemand schert sich mehr darum, was davor passiert ist. Auf dem nächsten Album sollte es dann gar einen 16-minütigen Space-Blues namens „Macho City“ geben. Ob das Album auch so ein epochales Intro hat, weiß ich leider nicht.

Platten müssen gut anfangen, auch heute noch, wo die Kunstform des Albums ähnlich antiquiert erscheint wie die Kunstform des selbst getöpterten Aschenbechers. Hören Sie zum Beispiel mal bei Kendrick Lamar rein! Ein Lieblingsanfang ist der von Ryan Adams' „Heartbreaker“, das mit einem Streitgespräch darüber eröffnet, auf welchem Morrissey-Album sich das Stück „Suedehead“ befindet. Ich verkünde hiermit, jede Platte blind zu kaufen, die mit einem Streitgespräch der beteiligten Musiker darüber beginnt, welches Album das beste Intro hat. Auch und gerade wenn auf der Platte ein 16-minütiger Space-Blues namens „Macho City“ drauf ist.



Unser Autor studiert auf LPs auch das Kleingedruckte. Auf rollingstone.de erscheint jede Woche eine neue Folge seiner Kolumne „Pop-Tagebuch“

WANDA BUSSI



DAS NEUE ALBUM
AB 2. OKTOBER

Überall erhältlich als
CD / Vinyl / Limitierte Vinyl Box
und Download



WANDAMUSIK.COM

„Schreien kann jeder“



BEREIT FÜR DIE NÄCHSTEN 20 JAHRE
Die Beatsteaks aus Berlin

Darf man auch als Punkrock-Band: Die Beatsteaks blicken auf ihre Karriere zurück

SO SEHEN ENTSPANNTE MENSCHEN aus: Gitarrist Bernd Kurtzke und Bassist Torsten Scholz kommen gerade vom Kartoffelsuppe essen im schicken Düsseldorfer Mediahafen-Viertel. Kein Stress, keine Hektik. Die Beatsteaks sind auf „Jubiläums-Tour“, die sie so natürlich nie nennen würden. Sie spielen bei Festivals und gezielt an Orten, an die es die Berliner Punkrockers in 20 Jahren Bandexistenz nie geführt hat. „Kulturfabrik Krefeld etwa. Cooler, traditionsreicher Ort, mussten wir mal hin“, sagt Sänger Armin Teutoburg-Weiß.

Interviews im stressigen Tourbetrieb sind vielen Bands äußerst lästig. Entsprechend lustlos (oder betrunken) werden diese dann auch abgespult. Nicht so bei den Beatsteaks, die den großen Medienmarathon rings um zwei ausverkaufte Konzerte in der Berliner Freilichtbühne Wuhlheide allerdings schon im Juli hinter sich gebracht hatten. Jetzt heißt es, noch ein wenig Reklame zu machen für die Compilation „23 Singles“, auf der 21 Klassiker und zwei neue Songs friedlich ver-

eint sind. Teutoburg-Weiß blinzelt durch das von Stardesigner Matteo Thun entworfene Wellnessoasen-Hotelzimmer. Ein kongenialer Ort für das Protokoll einer Erfolgsbilanz. „Na ja, intern hängen wir das alles gar nicht so hoch. Zumal die aktuelle Besetzung gerade mal zwölf Jahre existiert. Für uns war das Schönste an diesem Projekt, mit dem neuen Produzenten Zebo Adam in Wien ins Studio zu gehen. Hier sind dann ‚Ticket‘ und ‚Mad River‘ entstanden. Damit gehen wir also bereits in die nächsten zwei Jahrzehnte. Allerdings haben wir über eine kommende Platte noch nicht mal geredet oder uns gar im Proberaum gegenseitig Demos vorgespielt. Mal sehen, wo es uns hintreibt.“

Durchforstet man die Presse zu ihrem Bandjubiläum, so werden die Beatsteaks allseits mit den Ärzten und den Hosen in Verbindung gebracht und auch verglichen. Als etwas jüngere, ebenso charismatische Brüder (sie sind um die 40), die es als ehemalige Vorgruppe der Punkveteranen mit kraftstrotzendem Power-Pop längst selbst zum Arena-Headliner gebracht hat. „Dabei habe ich nie deutsche Popmusik gehört. Okay, außer vielleicht Die Ärzte. Schon aus dieser Fan-Position fühlte ich mich im Englischen viel, viel wohler. Das war keine strategische Entscheidung. Ich muss allerdings zugeben, dass viele Songs aus einem komischen Kauderwelsch

entstanden sind, das ich anfangs über die Stücke gebrummelt habe“, sagt Teutoburg-Weiß und lacht. „Aber das hat ja Kurt Cobain auch so gemacht, ha ha!“

„Dit Jute an ’ner Band is, dass man nich alleine is, so als Künstler“, schickt er ein berlinerisches Bonmot hinterher. Für ihren langsamen Aufstieg hat es einen „Aufzug direkt in den zwölften Stock“ gegeben: das

vierte Album, „Smack Smash“ (2004), auf dem Produzent Moses Schneider sie dazu verdonnert hat, mit Schmackes auf den Punkt zu kommen. „Mich als Sänger hat er etwa ermutigt zu singen“, erzählt Teutoburg-Weiß. „Schreien kann jeder, hat er gesagt. Und immer wenn es zu schlimm wurde, meinte er: ‚Da ist schon wieder viel zu viel ‚Sail Away‘ im Gesang.“ RALF NIEMCZYK

5 SCHRITTE ZUM ERFOLG

Armin Teutoburg-Weiß über fünf Beatsteaks-Lieder, die Kontinuitäten und Brüche in der Band-Vita zeigen

„LET ME IN“ (2002)
„Der Versuch, Powersongs zu machen wie Faith No More, aufgenommen in Köln. Als wir fertig waren, fanden wir uns unglaublich geil. Aber wir waren nicht sicher, ob das jemand hören will. Letztlich war es unser erster Song, der im Radio lief. Tolles Gefühl.“

„I DON'T CARE AS LONG AS YOU SING“ (2004)
„Wir saßen mit Moses Schneider im Proberaum

und hatten einen Monster-Jam. Er saß da und sagte: „Stopp! Jetzt muss der Bass kommen, und dann klopfen uns alle schwarzen Brüder auf die Schulter.“ Oder: „Bis hierhin isses Pop, nun wird es Kunst!“

„DEMONS GALORE“ (2007)
„Gut vier Jahre später, Moses' Lieblingslied, eine kleine Oper. Man weiß nicht so recht, wie man da mitwippen muss. Komischer Takt. Der Produzent trieb uns dazu, das Bandgefühl neu auszuloten.“

„MILK & HONEY“ (2011)
„Ein richtig toller Pop-song, geschrieben am Klavier. Wir haben dann knallhart beschlossen: ‚Dit Klavier bleibt drin!‘, auch

wenn es für uns voll ungewöhnlich war. Ich habe in jener Zeit nur The Smiths gehört und bin recht stolz darauf, dass wir auch ‚schräge‘ Songs abliefern können.“

„TICKET“ (2015)
Nach der letzten Tour waren wir ziemlich durch. Alle waren krank und hatten keine Lust mehr. Mich hatte schon das Demo komplett geflasht – meisterlich geschrieben, noch mal ganz anders als das, was wir bisher gemacht haben. Wir sind ja damals mit Bilderbuch getourt, und über die haben wir Zebo Adam (den Produzenten der beiden neuen Songs) getroffen. Ein Highlight dieses Sommers.“

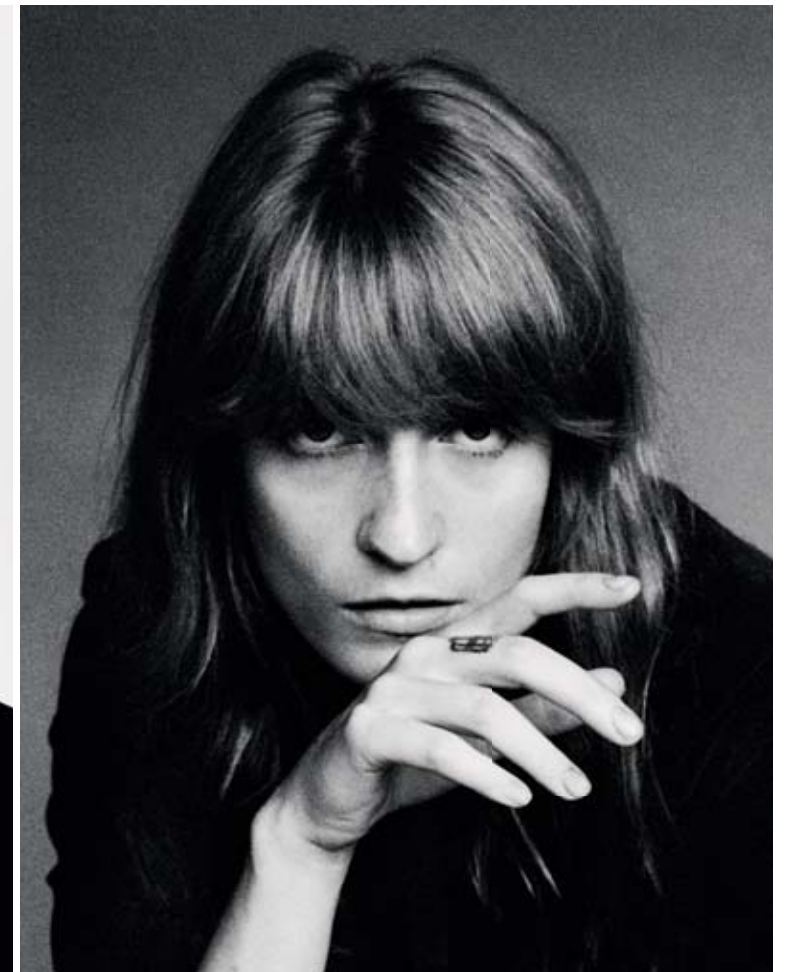
FOTO: TIMMY HARGESHEIMER



METAL HAMMER, SONIC SEDUCER + AMPYA präsentieren

MARILYN MANSON

05.11. LEIPZIG Haus Auensee Ausverkauft! 06.11. BERLIN Columbiahalle Ausverkauft!
07.11. KÖLN Palladium 12.11. STUTTGART Porsche-Arena
T: € 39,- bis € 44,-



ROLLING STONE präsentiert

FLORENCE + THE MACHINE

HOW BIG TOUR 2015 SPECIAL GUESTS: PALMA VIOLETS

13.12. BERLIN Velodrom Ausverkauft! 14.12. HAMBURG Barolaycard Arena 16.12. MÜNCHEN Olympiahalle 18.12. DÜSSELDORF Mitsubishi Electric Halle Ausverkauft!
T: € 36,- bis € 46,-

TOURNEEN + KONZERTE SEPTEMBER - DEZEMBER

ROLLING STONE präsentiert

THE WATERBOYS

SPECIAL GUEST: FREDDIE STEVENSON

28.09. FRANKFURT/M. Batschkapp 29.09. HAMBURG Markthalle 01.10. MÜNCHEN Freiheiz
02.10. BERLIN PBHFCLUB T: € 28,-

AMPYA, MELODIE & RHYTHMUS + CHIC SCHNACK präsentieren

SELAH SUE

03.10. DRESDEN Alter Schlachthof (Kleiner Saal) 04.10. NÜRNBERG Hirsch 05.10. MAINZ KUZ
07.10. BOCHUM Zeche 08.10. BIELEFELD Ringlokschuppen T: € 24,-

GIN WIGMORE

(2015)
09.10. KÖLN Luxor 11.10. BERLIN Frannz Club 12.10. HAMBURG Mojo Club
14.10. MÜNCHEN Strom T: € 18,-

SASHA // SUZIE STAPLETON

19.10. BERLIN Kantine am Berghain T: € 10,-

SEVDALIZA

21.10. BERLIN Kantine am Berghain T: € 10,-

BYTE FM + MUSIKBLOG präsentieren

SHILPA RAY

03.11. KÖLN Blue Shell 04.11. HAMBURG Mojo Jazz Café 06.11. BERLIN Maschinenhaus T: € 15,-

MUSIKEXPRESS präsentiert

NEW ORDER

11.11. BERLIN Tempodrom T: € 38,-

BYTE FM + MUSIKEXPRESS präsentieren

PATRICK WATSON

SPECIAL GUEST: THUS OWLS

14.11. KÖLN Essigfabrik 15.11. Hamburg Mojo Club 16.11. Berlin Heimathafen T: € 24,-

INTRO präsentiert

JACK GARRATT

16.11. Köln Luxor 17.11. Berlin Gretchen 18.11. Hamburg Mojo Club T: € 16,-

MUSIKEXPRESS präsentiert

KRAFTWERK

Ausverkauft! 20. - 23.11. ESSEN Lichtburg 25. + 26.11. KÖLN Palladium
27.11. HAMBURG GCH 1 29. + 30.11. STUTTGART Liederhalle 01.12. FRANKFURT/M. Jahrhunderthalle 07. + 8.12. LEIPZIG Haus Auensee

NEON + MELODIE & RHYTHMUS präsentieren

SOPHIE AUSTER

27.11. BERLIN Kantine am Berghain T: € 14,-

BLOC PARTY

28.11. KÖLN Live Musio Hall 29.11. BERLIN Astra Kulturhaus T: € 30,- Tickets exklusiv und nur personalisiert unter tickets.de

INTRO + PIRANHA präsentieren

MARINA AND THE DIAMONDS

14.12. STUTTGART Im Wizemann T: € 25,-

Online-Tickets für alle Konzerte unter tickets.de

Tickets ebenfalls erhältlich an allen bekannten Vorverkaufsstellen. Die angegebenen Ticketpreise gelten für den Vorverkauf zzgl. Gebühren. Weitere Konzerte anderer Künstler in Vorbereitung. Änderungen vorbehalten. Infos unter www.mct-agentur.com und www.facebook.com/MCTAgenturGmbH - Veranstalter: MCT Agentur GmbH



Record/Play

Es gibt sie noch: Kassettenrekorder entwickeln sich zum Retrokulturgerät

Von Ralf Niemczyk

DINOSAURIER ODER Säbelzahnstern aus Überkommene Technologien werden zu Kultobjekten. Warum ausgerechnet 2015 landauf, landab von Kassetten-Labels die Rede ist, soll hier nicht abschließend erörtert werden (siehe auch RS 6/15). Auf jeden Fall verorten Blogspots wie Cassette Anarchy das vor mittlerweile 52 Jahren von Philips eingeführte Aufnahme- und Abspielsystem in einen musikalischen Underground, der mehr will als nur originelles Retrodesign. Hier wird der Tonträger vielmehr mit einer radikalen Lo-Fi-Ästhetik verbunden.

Dabei stellt sich die Frage: Wer fertigt überhaupt noch die entsprechende Hardware? Die Gesellschaft für Unterhaltungselektronik hatte bereits im Kassetten-Jubiläumsjahr 2013 erklärt, dass sich die offiziellen Absatzzahlen sowohl für CD- als auch für Kassettenspieler nunmehr „im homöopathischen Bereich“ bewegen: kaum noch messbar, aber immerhin noch da. Technische Neuerungen sind jedoch passé. Einige wenige Unternehmen halten die Geräte einfach im Programm. Im Gebrauchtmärkte dagegen, der nicht erfasst wird, blüht ein munteres Weiterverkaufen ausrangierter, aber noch funktionsfähiger Teile.

Auf der deutschsprachigen Seite kassettenrecorder.info etwa werden ohne jede popkulturelle Ironie Fragen erläutert wie: „Ist ein spezieller Kassettenrekorder für Kinder nötig?“, oder: „Einzeln oder kombiniertes Gerät?“ Einer der aktuellen Testsieger ist der Sony-CFD-S05-Radiorekorder. Auch die Nischenfirma Auviso bekommt für ihren USB-Kassettenspieler UCR-2200, mit dem sich die analogen Signale der alten Tapes in digitale umwandeln lassen, anerkennende Worte der Bandsalat-Experten. Fazit: Das Teil sei zwar etwas klobig und die Transformation verlange Beschäftigung mit der entsprechenden Software. Doch alles in allem: „Eine lohnende Investition.“ Ab 59,90 Euro wird der UCR-2200 angeboten.

Unser Angebotsvergleich bei den einschlägigen Web- und stationären Dealern brachte ein buntes Sammelsurium aus moderaten Ghettoblastern, Radiorekordern und quietschbunten Kindergeräten. Sony, Panasonic, Philips und diverse Lizenzhersteller sind weiterhin am Start, viele im Preissegment unter 100 Euro. Lediglich die guten alten „Tapedecks“ als Element der Heimstereoanlage kosten um 250 Euro plus. Auf Tonträgerseite erklärt der Bundesverband Musikindustrie dass die „Musikkassette“ (streng mit k) mit 109 Millionen verkauften Einheiten 1991 ihr bestes Jahr hatte. 2014 habe sich das gute Stück in Deutschland mit nur noch 200.000 Exemplaren „quasi aus dem Markt verabschiedet“. Wie viele Rekorder es noch in Lkws und Pkws gibt, wie viele unverwüstliche ITT-Schaub-Lorenz-Möhren in Gartenlauben oder Werkstätten ihren Dienst verrichten, weiß keine Statistik. Jedenfalls drehen sich die beschichteten Magnetbänder in der Mininische weiterhin ganz munter.



KLASSIKER

ITT SL 59

Der Kinderzimmerklassiker der 70er-Jahre in der Basisausführung mit der berühmten orangefarbenen Aufnahmetaste. Die Fantastischen Vier ehrten das schmucke Gerät auf dem Cover ihres letzten Albums, „Rekord“

TAPE-CHECK

INDIEN VORN

In Europa nahezu ausgestorben, ist die Kassette in Asien und Afrika noch immer gebräuchlicher

ATLAS DER MCS

Der Weltverband IFPI und die Marktforscher von Nielsen führen die Kassette, einst gelistet als „MC“, in ihren halbjährlichen Marktberichten gar nicht mehr gesondert auf. In einer alten IFPI-Länderliste waren Indien (178 Mio. Einheiten), Russland (100 Mio.), China (55 Mio.), Mexiko (54 Mio.) und Thailand (37 Mio.) vom Umsatzvolumen her die größten Tape-Nationen. Da die allermeisten Musikassetten jedoch Raubkopien sind und somit jeden offiziellen Radar unterfliegen, stellen diese Zahlen bestenfalls Näherungswerte dar. Afrika wiederum bleibt bei den Listenmachern, bis auf Südafrika und Simbabwe, eine Terra incognita.



ILLUSTRATION: KYRA BECKER

FERNSEH-FREUND

Ein Quantum Trost

Immer sehenswert: Denis Schecks gescheite und vergnügliche Literatursendung „Druckfrisch“

VON ARNE WILLANDER

DENIS SCHECK IST JETZT SCHON SO lange da, dass niemand mehr schreibt, wie großartig er ist. Eigentlich hat auch früher niemand geschrieben, wie großartig er ist. Und wie großartig seine Sendung „Druckfrisch“ ist, die sich im Spätprogramm der ARD am Sonntagabend nicht aufdrängt. Es wurde alles gesagt zur Unbebilderbarkeit von Literatur, der Unmöglichkeit, über Literatur im Fernsehen zu sprechen, und der Rolltreppenfähigkeit bei „Druckfrisch“.

Und das alles stimmt natürlich gar nicht: Man kann Literatur bebildern. Nicht wie im Frühstückfernsehen, wenn Szenen eines Schmökers stümperhaft und mit Schemen, Unschärfen und Reißschwenks nachgestellt werden oder, früher in den Dritten Programmen, wenn ein Bücheronkel in einem Bücherladen seine Lieblingsbücher empfahl. Man kann Literatur bebildern, indem man die Schriftsteller zeigt. Mit ihnen kann man über Literatur sprechen. Man kann auch allein über Literatur sprechen. Denis Scheck kann beides, und er fährt nicht mehr auf Rolltreppen, außer vielleicht bei der Frankfurter Buchmesse, wo überall Rolltreppen sind und Scheck immerzu nach dem großen Roman des Jahres und dem Favoriten für den Nobelpreis gefragt wird.

Scheck spricht wie ein Literaturkritiker, er sieht aus wie ein Literaturkritiker, er ist ein Literaturkritiker im Radio. Die Behauptung, er habe ein Radiogesicht, ist vorschnell: Scheck hat ein Filmgesicht, er ist der Alfred Hitchcock des Bücherfernsehens. Er schwäbelt leicht, er trägt komische Kleidung, er altert seit 15 Jahren nicht sichtbar. Es ist sehr schwer, vor einer Kamera fließend zu sprechen und dabei etwas Gescheites zu sagen, auch wenn es vorher aufgeschrieben wurde. Scheck spricht Texte, die auch geschrieben halbar sind, und seine Urteile sind manchmal genau um das Quantum übertrieben, das es im Fernsehen braucht, damit man am Sonntag um 23.30 Uhr nicht wegdämmert.

Dass die Orte, an denen Scheck die Autoren befragt, exotisch oder skurril, ausgesucht oder pittoresk seien, taugt ja nicht einmal als Vorwurf. Mit Fritz J. Raddatz saß Scheck auf Stühlchen im Wald. Raddatz war tadellos gekleidet, er ging nie in den Wald, denn es gibt keinen Wald auf Sylt. In seinem hellen Anzug

mit Manschettenknöpfen saß der alte Feuerkopf auf Gras und Wurzeln und sprach über das Buch, das sein letztes war, was man noch nicht wusste, aber ahnte, und Raddatz sprach wohlgesetzt und überzeugt und leidenschaftlich und klug das Resümee seines Lebens im Fernsehen, obwohl er das Fernsehen nicht mochte. Und Scheck ließ ihn ausreden. Bestimmt sprachen sie eine Stunde länger, als es in der Sendung zu sehen ist, und bestimmt kann man in dieser Stunde noch besser erkennen, wer Fritz J. Raddatz war, dessen Tagebücher die eigentliche Geistes- und Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland sind.

Denis Scheck geht durch Dismaland, wenn auch gerade kein Schriftsteller dort ist. Dismaland ist ja Literatur. Er empfiehlt Michael Fehrs „Simeliberg“, „einen Krimi mit einer radikal eigenen Sprache, mit einer radikal eigenen Weltsicht“. Der Roman sei „putzmunter und koboldhaft“ – wie Scheck selbst. „Als hätten Kafka und Beckett gemeinsam einen Krimi ausgeheckt“. Das ist so eine Formulierung, die der Buchhandel liebt, und natürlich wandelt ein fast blinder Autor sein Gebrechen zu einer Gabe um. Aber man interessiert sich nun für Michael Fehr und „Simeliberg“.

Denis Scheck befragt Helen Macdonald zu ihrem Buch „H wie Habicht“, das jeder Mensch empfiehlt, der bei Verstand ist. Macdonald ist hochintelligent und ein bisschen verrückt, und während des Interviews sitzt ein Habicht auf ihrem Arm, der nervös wird, weil die Kameraleute herumlaufen. Man kann so ein Gespräch nicht führen. Aber es ist fabelhaft. Die Urteile über Bücher auf der Bestseller-Liste sind das Allerbeste an „Druckfrisch“. Scheck lobt die Berichte des allgemein verspotteten Jürgen Todenhöfer, er verwirft buddhistische Erbauungsfibeln wie „Die Kuh, die weinte“ mit Kappes über „im Garten vergessene Hämmer“ und die banalen, redundanten Aphorismen des Dalai Lama.

Und es ist arschcool, wie Scheck und sein Regisseur Andreas Ammer am Ende der Sendung immer davongehen.



Der Autor kämpft am Sonntagabend oft, ja immer gegen die Müdigkeit, doch auch im Halbschlaf ist „Druckfrisch“ eine angenehme Sendung.

Lou Barlow
03.10.15 K, Wohngemeinschaft

Grant-Lee Phillips
08.10.15 Hamburg, Prinzenbar
09.10.15 Berlin, Bi Nuu
10.10.15 Köln, Stadtgarten

The Jon Spencer Blues Explosion
08.10.15 Köln, Gebäude 9
11.10.15 HH, Uebel & Gefährlich
16.10.15 Berlin, C-Club
17.10.15 Leipzig, UT Connewitz
18.10.15 München, Ampere
18.11.15 Heidelberg, Karlstorbfh.

Low
12.10.15 Köln, Gebäude 9
13.10.15 Hamburg, Knust
17.10.15 Berlin, Lido
19.10.15 München, Ampere

Riverside
15.10.15 Dresden, Tante Ju
16.10.15 OB, Turbinenhalle
05.11.15 München, Strom
06.11.15 Karlsruhe, Substage
07.11.15 Berlin, C-Club

Pokey LaFarge
22.10.15 Hamburg, Stage Club

Holy Holy
25.10.15 Hamburg, Molotow
27.10.15 Berlin, Comet Club

Yo La Tengo
27.10.15 Berlin, Heimathafen
28.10.15 Köln, Kulturkirche

Ryan O'Reilly
09.11.15 Dresden, Ostpol
10.11.15 Ulm, Roxy
11.11.15 Freiburg, Schmitz Katze
12.11.15 Frankfurt, Ponyhofclub
14.11.15 Mainz, Schon Schön

Built To Spill
11.11.15 Heidelberg, Karlstorbfh.
13.11.15 Köln, Gebäude 9
15.11.15 Berlin, Bi Nuu
16.11.15 München, Ampere

Ariel Pink
13.11.15 Hamburg, Knust

BirdPen feat. Dave Pen from Archive
15.11.15 Köln, Artheater
16.11.15 Hamburg, Molotow
17.11.15 Berlin, Comet Club
19.11.15 Wiesbaden, Kesselhaus
23.11.15 Dresden, Groove Station
29.11.15 München, Ampere
30.11.15 Heidelberg, Karlstorbfh.

Swervedriver
18.11.15 Hamburg, Knust
19.11.15 Köln, Gebäude 9

Ought
18.11.15 B, Kantine am Berghain
21.11.15 Offenbach, Hafen 2

The Thurston Moore Band
18.11.15 Berlin, Postbahnhof
21.11.15 Münster, Gleis 22

The Wooden Sky + Monk Parker
20.11.15 Köln, Blue Shell
22.11.15 Hamburg, Prinzenbar
23.11.15 Berlin, Privatclub
24.11.15 Leipzig, Täubchenthal
25.11.15 Dresden, Beatpol

José González
21.11.15 Münster, Jovel

Alex Vargas
23.11.15 Köln, Artheater
23.11.15 B, Kantine am Berghain
24.11.15 Heidelberg, Karlstorbfh.

Albert Hammond Jr.
03.12.15 HH, Nachtspeicher
04.12.15 Berlin, Lido



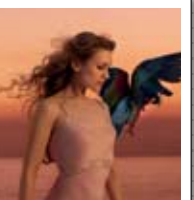
The Tallest Man On Earth
12.10.15 Köln
13.10.15 Berlin



Editors
02.11.15 Köln
08.11.15 Hamburg
09.11.15 Berlin
10.11.15 Offenbach
12.11.15 München



Calexico
02.11.15 Frankfurt
10.11.15 Leipzig
18.11.15 Dortmund
19.11.15 Berlin



Joanna Newsom
05.11.15 Berlin



Scott Matthews
06.11.15 Köln
07.11.15 Hamburg
08.11.15 Berlin



Benjamin Clementine
10.12.15 Köln
12.12.15 Hamburg
14.12.15 Frankfurt
15.12.15 Berlin



Caravan Palace
03.02.16 Köln
04.02.16 München
06.02.16 Hamburg
07.02.16 Berlin

Die Coole aus dem Norden

APPETITE FOR AQUAVIT
Schauspielerin Anneke Kim Sarnau und ihr Hund Sailor



Burschikos, brillant, bodenständig: Ein Besuch im Trailer der TV-Profilerin Anneke Kim Sarnau

JETZT ERFAHREN SIE EIN Geheimnis: Rostock liegt in Hamburg. Also zumindest das Revier des Rostocker „Polizeiruf 110“, der am 4. Oktober mit einer neuen Folge in der ARD zu sehen ist. Bei Drehbeginn ist es April und es regnet wie Sau, wie Anneke Kim Sarnau vermutlich sagen würde. Sie trägt einen zu großen schwarzen Hoodie. „KÖNIG bitches!“ steht darauf. Weil ihre Figur, die Profilerin, doch Katrin König heißt. Ihr Partner, Charly Hübner, hat auch einen, auf dem steht „Buckwo wie Fuck Off“. Hat jemand aus dem Team drucken lassen. „Hallo!“, begrüßt Sarnau den Beleuchter mit seiner regenlichten Multifunktionsjacke und fragt ihn nach seinem Wochenende,

fragt, wie es der Familie gehe. Nett ist es beim Film, ein Team von einer großen Rolle Gaffer Tape zusammengehalten.

Anneke Kim Sarnau kennt man seit 2010 aus dem „Polizeiruf“, man kennt sie aus Christian Ulmens Vorzeigeserie „Dr. Psycho“, aus Til Schweigers „Honig im Kopf“ oder aus dem Fernsehfilm „Die Hoffnung stirbt zuletzt“. Man kennt sie vom Adolf-Grimme-Preis, vom Deutschen und Bayerischen Fernsehpreis. Die hat sie alle gewonnen. Sie hat am Burgtheater in Wien gespielt und in einem Film mit Ralph Fiennes, trotzdem strahlt sie uns nicht von der „Bunten“ entgegen, macht keine Werbung für Schokoriegel, hat (noch!) kein „die“ vor ihren Nachnamen gesetzt bekommen. Dabei ist sie lustig, sie ist schnell, sie ist stark, sie ist weich. Es gibt eine Szene in einem „Polizeiruf“, da ist Katrin König sehr verzweifelt, ein wichtiger Zeuge stirbt – und dieser Blick, dieser Körper: Man musste schreiend aufspringen, weil Anneke Kim Sarnau so gut war, dass man verstanden hat, wie

mittelmäßig andere sind. Und das ist ja nicht nur bei den Sonntagabendkrimis der ARD ein sehr seltener Moment.

Anneke Kim Sarnau kommt aus einem norddeutschen Dorf, das mit „-hoop“ endet. In der Schule spielte sie in der Theater-AG, in Stuttgart ging sie auf die Schauspielschule, bis sie an Claus Peymanns Wiener Burgtheater landete. Acht Inszenierungen in zwei Spielzeiten, dann war Schluss. „Ich hatte da eine sehr geile Rolle, und ich dachte, so geht es jetzt weiter. Aber das geht es natürlich nicht immer.“ Also kelnerte sie. Sie wollte kurzfristig ins Catering-business einsteigen, doch der dazu passende Gebrauchtwagen wurde ihr vor der Nase weggekauft. „Also habe ich Englischunterricht gegeben, drei Leuten aus Saudi-Arabien, die auf Spendernieren warteten.“ Ernsthaft.

Dass jemand, der am Burgtheater engagiert war, danach eine Zeit lang nicht mehr als Schauspielerin arbeitet, deuten viele Medien als großen persönlichen Bruch. „Ich war einfach arbeitslos“, sagt Sarnau, als würde sie

ein Tabu benennen, was sie wahrscheinlich auch tut. Es gibt aber auch ein Leben jenseits der Bühne. „In Wien habe ich mit einer Freundin zusammengewohnt. Wir hatten ein Zimmer, in dem nur ein Getoblaster stand, und jeder, der zu Besuch kam, kriegte erst mal eine Massage von uns“, erzählt sie. So esomäßig? Das hätte man der hemdsärmeligen Frau eher nicht zutraut. „Ja! Wir haben auch Kundalini-Yoga gemacht, bis unsere Vermieter meinten: ‚Was machn S‘ da eigentlich? Können S‘ damit aufhören, sonst fallen uns die Kristalle aus dem Luster!‘ Da habe ich jedenfalls gemerkt, dass ich mir Körperarbeit auch vorstellen könnte.“ Doch glücklicherweise schaffte sie es, ihr Beleidigtsein wegen der mangelnden Unterstützung durch das Burgtheater in Kampfgeist umzuwandeln. „Ich habe mein Castingmaterial zusammengestellt und die Agenturen mit meiner Anwesenheit penetriert.“

Es gibt Menschen, die wissen um ihre Fehleranfälligkeiten, die kennen auch die Macken im System, und die

wissen deswegen auch, dass sie selbst gar nicht perfekt sein können, weil nichts perfekt ist. Die wissen, dass nicht alles in alles passen kann. Die sind kantig. Und realistisch. Und trotzdem kampffreudig. Anneke Kim Sarnau scheint so eine zu sein. Sie hat die nötigen Risse im Selbstbewusstsein, die, gepaart mit Empathie, Menschen so sympathisch, so echt werden lassen. Und sie gehört zu den Frauen, die, wenn sie Lid-schatten tragen, weniger hübsch sind. Sie hat ein schönes Gesicht, kein leeres zum Anmalen. „Die meisten sagen, ich würde authentisch spielen. Ich würde eher sagen, ich versuche instinktiv zu erfassen, was mit der Figur los ist. Ich versuche Punkte in mir zu finden, die das nachempfinden können, und versuche, das dann der Spielsituation anzupassen und aus mir heraus zu spielen, einen ehrlichen Ton zu haben.“

Man lernt viel über Schauspielerei, wenn man mit ihr spricht. Was die Technik mit einem macht. „Der Zustand des Spielens, diese Konzentrationsebene kickt mich wie eine Droge“, sagt sie. Ihre Zackigkeit ist faszinierend, sie spielt auf den Punkt, muss nicht zehn Sekunden gucken, um ein Gefühl zu vermitteln. Es ist da. „Ich mag Geschwindigkeit. Die bringt Lebendigkeit. So wie im echten Leben“, sagt sie und schaut sich auf dem Teller voller Süßigkeiten um, der auf dem Tisch steht. „Kunstpau-sen sind künstlich. Außer natürlich, der Regisseur möchte es anders.“

Sie hat ein lautes Lachen, das ein wenig an Woody Woodpecker erinnert. Aber mit jedem Mal klingt es vertrauter. Man möchte mit ihr umgehen ein Bier trinken gehen. Oder Jack-Russell-Terrier züchten. Sie ist Fußballfan (St. Pauli), hat „Rock“ und „Roll“ auf ihre Handgelenkinnenseiten tätowiert, hat einen kleinen Hund, der Sailor heißt, und sie flucht verhältnismäßig viel. Auch in

Talkshows. „Ja, das muss ich mir ab-gewöhnen. Wegen der Kinder. Das erste Wort meines Sohnes war ‚geil‘. Zu Hause sage ich jetzt immer ‚Schiefe‘. Und ‚Alter Schwede‘ oder ‚krass‘. Vielleicht ist das auch eine Lebenshaltung, oder? Das hat so eine Energie in sich.“ Anneke Kim Sarnau kann sich in ihre Albernheit reinsteigern. Es gibt Talkshow-Clips auf YouTube, in denen man das eindrucksvoll beobachten kann. Wie ein Kind, das total übermüdet ist. „Ich habe schon früher gern Witze gemacht und auf die Reaktion gewartet. Bis meine Eltern genervt waren.“

Ihre Eltern sind „spießige Mittelschicht“. Als Kind war sie oft mit Jungs zusammen, hat Fußball und Eishockey gespielt. „Ich hatte schon immer einen Bewegungsdrang, war körperlich kräftig und musste mich spüren und auspowern.“ Einer der ersten Wortvorschläge, wenn man sie googelt, ist „Muskeln“. „Echt? Oh Gott! Ja, ich hatte immer viele Muskeln. Als ich jünger war, dachten viele, ich wäre ein Junge. Ich habe den Wettbewerb gesucht und den Kategorien ‚Junge‘ und ‚Mädchen‘ immer in den Arsch getreten.“ Mit 16 gab es das erste Tattoo. Als Schülerin ging sie ein Jahr in die USA.

Es klopft an der Tür des Trailers. „Anneke, wir gehen jetzt in das Bild 36.“ Sie steht auf und erklärt: „Das ist einfach nur eine Autofahrt. Pipipups. Aber man kann auch das verkacken. Komm mit, ich zeig dir, wie!“ Und dann macht sie wieder den Woody Woodpecker. Katrin König trägt keinen Absatz im Einsatz. Es ist stürmisch, der gereichte Regenschirm biegt sich. In dieser Szene steigt König in einen braun-goldenen Benz ein. Im Rückspiegel richtet sich Sarnau die Haare. Und Action!

Ist Anneke Kim Sarnau vielleicht kein großer deutscher Star, weil sie keiner sein will? Darauf reagiert sie mit einem leisen Lachen. Vielleicht

wird man nur ein Star, wenn man sich ein Abendkleid anzieht und sich verhält wie ein Star. Sie schmunzelt. „Ich glaube, es ist hilfreich, sich zu präsentieren, und das fällt mir nicht allzu leicht. Sich normal in dieser Star-Ebene zu bewegen, das ist für mich, als würde man mich nackt auf ein Auto schnallen und durch die ganze Stadt fahren.“

Die eindimensionale Frauenrolle, die schöne Frau in einer Robe, die die Blicke auf sich zieht: Damit kann sie wenig anfangen, das wäre einfach zu viel Verkleidung. „Ich will nichts an-ziehen, was ich nicht mag. Bei der letzten Verleihung hatte ich einen Hosenanzug an. Da habe ich mich das erste Mal wohlgefühlt. Mein Style muss eine Coolness haben. Diese klassische Rollenverteilung vertrete ich nicht. Ich spiele nach meinen Regeln.“

Trotz der vielen Aufmerksamkeit für den „Polizeiruf“ wird sie in der Fußgängerzone eher selten erkannt. Das ist ihr ganz recht. „Ich möchte natürlich noch viele andere Rollen spielen, Lob bekommen, mich ausprobieren, und dafür muss ich weiterkommen, und dafür muss man einen Preis zahlen. Wie viel man zahlen will, das muss man sich immer wieder fragen.“

Ein Preis ist auch ein öffentliches Liebesleben. Sie war mit Schauspielern wie Devid Striesow und Hinnerk Schönemann zusammen. Den Vater ihrer beiden Kinder, der auch beim Film arbeitet und mit dem sie in Berlin-Charlottenburg lebt, hält sie geheim. Ihre Emotionen dagegen nicht. Es gibt kaum Schauspieler, die einen so nah an sich heranlassen. Fragt man sie, worüber sie sich empören könne, steigert sich Anneke

Kim Sarnau richtig schön in ein auf-gebrachtes, aber vollkommen unag-gressives Meckern hinein. Dabei geht es um die Unvereinbarkeit von Job und Kindern, um Kollegen, die schief gucken, wenn man das Kind mal wieder früher aus der Kita holen muss, weil es krank ist. „Ungerechtigkeiten in der Welt, arrogantes Ver-halten Einzelner, die sich über ande-re Menschen oder Nationen stellen: Dafür finde ich keine Worte.“

Apropos empören. Wie war es eigentlich, mit Til Schweiger zu drehen? „Gut“, sagt sie schnell. „Ich habe natürlich auch so meine Vorurteile gehabt, von denen ich nicht ausschließen möchte, dass sie durch Neid entstanden sind. Das Casting hat unglaublichen Spaß gemacht. Til merkte, wie aufgeregt ich war, und hat mit mir geschnackt, bis meine Aufregung weg war. Warum machen das nicht mehr Leute so, warum ge-

hen die nicht normal mit einem um? Dieses hierarchische Gehabe ist manchmal sehr nervig. Das gab es bei ihm nicht.“

80 Minuten sind vergangen, der Teller mit Süßigkeiten ist fast leer. Raus aus dem Trailer. Es hat aufgehört zu regnen. Ein VW-Bus fährt vorbei, zwei Männer in Blaumännern gucken, was los ist. „Was wird denn hier gedreht?“ Sarnau geht auf sie zu und erklärt es ihnen. Dann steckt sie die Nase durch das geöffnete Beifahrerfenster in den Wagen. „Wunderbaum Bergbrise. Hmmm, da will man gleich aufn Berg rauf, nech?“ Nein, eigentlich möchte man dahin, wo es keine Berge gibt, nur plattes norddeutsches Land, denn da gibt es Menschen wie Anneke Kim Sarnau. **LAURA EWERT**

„Es fällt mir schwer, mich wie ein Star zu präsentieren“

FOTO: JAMES HOLTHAUS

PROVOGUE

JOE BONAMASSA

LIVE AT RADIO CITY MUSIC HALL

DAS NEUE LIVE-ALBUM INKL. 2 BRANDNEUER SONGS UND 7 WEITEREN STÜCKEN, DIE BISHER NICHT LIVE AUFGENOMMEN WURDEN! AUFGEZEICHNET IN DER LEGENDÄREN NEW YORKER RADIO CITY MUSIC HALL!

VÖ.: 2. OKTOBER
ERHÄLTlich ALS 2LP, CD+DVD, CD+BLU-RAY

GERMANY TOUR DATES 2015
10.10. FULDA ESPERANTOHALLE
11.10. NEU-ULM RATIOPHARM ARENA
13.10. OS SOLD OUT CK OSNABRÜCKHALLE
14.10. WETZLAR RITTAL ARENA
16.10. SAARBRÜCKEN E WERK

Bowers & Wilkins **musix guitar** ROCKLAND **cd/dvd** **DMC** **Allticket**

MASCOT LABEL GROUP WWW.MASCOTLABELGROUP.COM FACEBOOK.COM/MASCOTLABELGROUP TWITTER.COM/MLG_ROCKS YOUTUBE.COM/MASCOTLABELGROUP INSTAGRAM.COM/MASCOTLABELGROUP

Iss zwölf!

Als dekadenter Glibber verpönt, ist die Auster eine delikate Pop-Ikone

Von Gunter Blank

DI E MONATE MIT R SIND ANGEBROCHEN, LIEBHABER herber Genüsse lecken sich die Lippen: Die Austernsaison ist eröffnet. Doch gemacht. Wer den optimalen Genuss sucht, sollte sich noch ein wenig gedulden, wenigstens bis Silvester. Dann haben die fetten Meeresjuwelen nämlich ausreichend Zeit gehabt, ihren vom sommerlichen Laichen beeinträchtigten Geschmack zu regenerieren. Während des Laichens sondern sie eine milchige, tranige Flüssigkeit ab, die im Herbst vom kühler werdenden Meerwasser wieder ausgewaschen wird. Nicht wenige Gourmets schwören deshalb, sie schmeckten am besten im April oder gar im Mai, nachdem sie fast ein Dreivierteljahr im kalten Wasser „gereift“ seien.

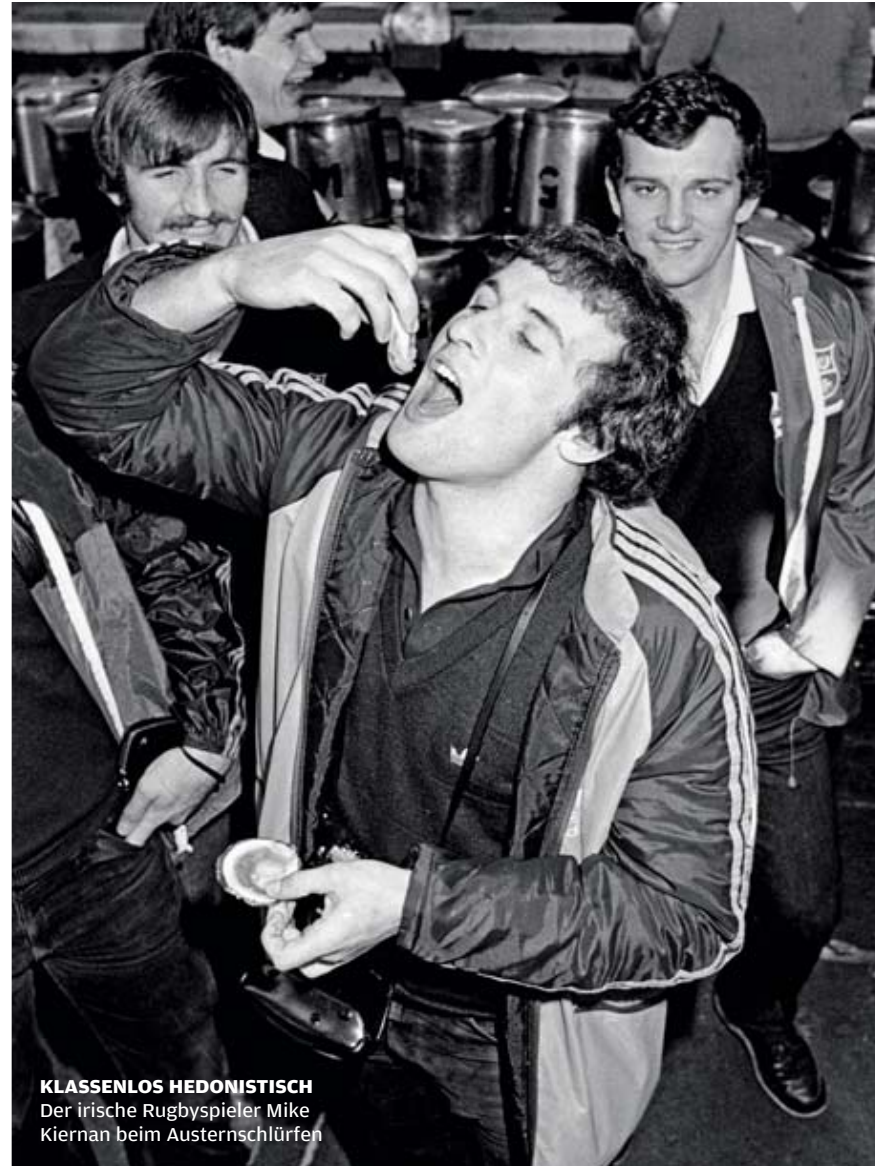
Zumal Austern längst nicht mehr geschmackstötend mit Zitronensaft auf Eis serviert, sondern von Spitzköchen in aller Welt sanft gehätschelt werden. Der Katalane Joan Roca gart sie vakuumiert acht Minuten lang im 42 Grad warmen Wasserbad und reicht sie dann mit Apfelkompott und Gelee von heimischem Cava. Wem das zu kompliziert ist, der kann sich an seinem schwäbischen Kollegen Juan Amador orientieren, der sie drei Minuten lang in 60 Grad warmem Champagner einlegt und mit halbierten Kirschen kombiniert. Aber auch einfach nur kurz in den 100 Grad warmen Backofen geschoben entfaltet sich das jodig-meerige Aroma zu voller Blüte. Das wusste man auch schon im alten Rom zu schätzen, von wo sich die Auster in ganz Europa ausbreitete und wo sie von Arm und Reich gleichermaßen goutiert wurde.

In England war sie über Jahrhunderte in solchen Massen vorhanden, dass Charles Dickens 1836 feststellte, dass, „wer recht arm ist, aus dem Hause läuft und aus lauter Verzweiflung Austern frisst“. Am oberen Ende der Einkommenspyramide fanden sich die französischen Könige. Henri IV. (1553–1610) soll täglich an die 250 Stück vertilgt haben. Die Auster war gleichzeitig dekadentes Objekt bourgeoisier Begierde und Fast Food fürs gemeine Volk. So gesehen repräsentiert sie quasi von Natur aus den klassenbewusst-klassenlosen Hedonismus, den die Popkultur erst künstlich inszenieren musste.

Am besten hat diese Ambivalenz Cole Porter erfasst, als er in seinem 1929 für das Musical „Fifty Million Frenchmen“ komponierten Song „The Tale Of The Oyster“ in einem frühen Fall von Gender Bending die Auster zum *working-class hero* erkor, der sich mit einer reichen Schlampe einlässt. „See him on his silver platter/ Watching the queens of fashion chatter“, dichtet er kunstvoll, ehe er Auster/Gigolo ins güldene Innere von Mrs. Hoggenheimer gleiten lässt. Angesichts dieser geradezu postmodernen Hipness nimmt es wunder, dass die Auster sich nicht nachhaltiger ins popkulturelle Universum eingeschrieben hat.

Selbst Lady Gaga kann sie sich offenbar nur als Bling-Bling-Behältnis vorstellen. „Ich bin die Perle deiner Auster“, tönt sie, dabei hätte das kalorienarme, „Genuss ohne Reue“ verheißende Fleisch doch ganz hervorragend zu ihrer Bulimie-Hymne „Donatella“ gepasst.

Verglichen damit sind die Fischmarkt-Reportagen des legendären Joseph Mitchell reine Poesie. „Riech dran, so wie man an einer Rose riecht oder an einem Brandy“, schwärmte er 1944. „Der Geruch von Salz und Meer macht den Kopf frei und weckt die Lebensgeister.“ Überhaupt sind seine „Old Mr. Flood“-Reportagen (Diaphanes Verlag) eine grandiose Feier des kulinarischen Lebensgefühls der New Yorker. „Iss nicht nur sechs“, postuliert er mit sinatrascher Maßlosigkeit, „iss ein Dutzend, iss zwei Dutzend, iss drei Dutzend, iss vier Dutzend!“



KLASSENLOS HEDONISTISCH
Der irische Rugbyspieler Mike Kiernan beim Austernschlürfen

FEIN AUSTERN-RAGOUT

Aus „Rottenhöfers Kochbuch“ von 1858: „Hundert Stück Austern werden sammt ihrem Wasser in eine Casserolle gethan, mit etwas Citronensaft und weißem Wein schnell abgekocht. Sud abgießen, mit ein halb Liter Fischsud auf drei Dezilliter dick einkochen, mit einer Liaison von fünf Eiertottern binden, mit dem noch nöthigen Salz, einer kleinen Prise Cayenne-Pfeffer und einem Stückchen Schalen-Butter angenehm würzen. Durch eine Serviette in eine Sauciere abgießen und die Austern durch leichtes Schwingen untermengen.“ Heutzutage reichen 2 Dutzend Austern. In Königinnenpasteten (fertig kaufen) serviert ergibt das eine exzellente Retro-vorpeise für 4 Personen.



PRÄRIE-AUSTER

Für Verächter: Wer den herben Meeresschmack verabscheut, dafür aber gern mal einen über den Durst trinkt, dem ist mit der Prärie-Auster geholfen. In ein großes Shotglas gibt man: 2 EL Tomatensaft (ersatzweise Ketchup), 4 Spritzer Essig, 2 Spritzer Tabasco, 2 TL Zitronensaft, 2 TL Worcestershiresauce, 1 Prise Cayennepfeffer, 1 Prise Salz. Umrühren, 1 Eigelb dazugeben. Auf ex weggippen. Vertreibt garantiert jeden Kater. Hartgesottene geben noch einen Schuss Wodka oder Brandy dazu.



FOTO: GETTY IMAGES, FOTOLIA

ILLUSTRATION: KYRA BECKER

POLITIK & ALLTAG

Was tun, wenn keine will?

„Pink Viagra“, die neue Lustpille für die Frau, macht Männer leider weder attraktiver noch versierter

VON JENNI ZYLKA

KURZ VOR SOMMERLOCH-ENDE habe ich doch noch ein herrliches Pseudothema erwischt: Die Lustpille für die Frau! Dann mal her mit den schlüpfrigen Halbwahrheiten! Die Pharmaindustrie (wie üblich in der Rolle des Schurken) wird im Oktober in den USA und angeblich auch bald in Europa ein unter dem verklemmten Kosenamen „Pink Viagra“ bekanntes neues Medikament mit dem Wirkstoff Flibanserin zulassen. Dieses wirkt auf Botenstoffe im weiblichen Gehirn und soll gelangweilte Frauen spitz wie Nachbars Lumpi machen. Womit gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe geschlagen wären: Die Industrie verdient gut, und in eingeschlafenen Beziehungen ist wieder Musike drin.

Doch die Lustpille wird wohl ein Rohrkreierer – harhar, schenkelklop! Bereits jetzt spucken nämlich Ärzte und Feministinnen den Pharmazeuten in die Suppe: Die Ersten warnen vor den finanziellen Interessen einer Millionenindustrie, der die Gesundheit egal ist, und vor einem meterlangen Beipackzettel an ernst zu nehmenden Nebenwirkungen: von Übelkeit und Stoffwechselproblemen bis hin zu gefährlichen Wechselwirkungen mit Alkohol (für die meisten männlichen wie weiblichen Menschen bis dato das Aphrodisiakum ihrer Wahl – mal sehen, ob liebe Gewohnheiten sich so schnell verändern lassen). Die anderen sind recht-schaffen verschnupft, weil weibliche Lustlosigkeit auf diese Weise zu einem medizinischen Phänomen pathologisiert wird, das man à la „Stepford Wives“ beheben kann. Männerfantasie, frauenfeindlich, der ganze Sermon.

Stimmt leider alles – und noch mehr. Denn die Pink-Viagra-Idee ist nicht nur enorm ungesund und missversteht Sex, sondern wirkt de facto ineffektiv: Sie steigert die sogenannte SSE-Frequenz („Satisfying Sexual Events“, so heißt es in der klinischen Studie des Pharmaherstellers, die der US-Zulassungsbehörde FDA um die heißen Ohren geschlagen wurde) nämlich eh nur minimal. Von mageren zwei bis drei SSE-Momenten der Probandinnen pro Monat

steigen die Schäferstündchen laut Studie auf durchschnittliche dreieinhalb. Macht unterm Strich einen halben Orgasmus mehr – und den muss man auch noch unter Jever-No-Fun-Einfluss (nicht) geschehen lassen.

Also was tun, wenn keine will? Vielleicht sollte ein bisschen mehr an dem Hirnareal im präfrontalen Cortex geforscht werden, auf den die eigentlich als Antidepressivum entdeckte Tablette wirkt: Wenn man es schaffen würde, nicht die angeblich erloschene Lust der Probandin zu steigern, sondern sie mit der Pille denken zu lassen, neben ihr lägen je nach Gusto Tarzan oder Alexander Skarsgård (im Tarzan-Outfit) oder Denzel Washington oder von mir aus Damon Albarn, dann hätte sich das mit der Sexmüdigkeit. Versprochen.

Unlust als medizinisches Phänomen zu sehen müffelt ohnehin etwas zu sehr nach 19. Jahrhundert, als „hysterische“ Frauen noch mit Granvilles Hammer (dem ersten elektrischen Vibrator) von ihrer „Krankheit“ geheilt wurden. Dass jemand überhaupt unter Unlust „leidet“, liest sich zudem so, als könnte man auch darunter leiden, keine Lust zum Tanzen zu haben. Obwohl tanzen doch so viel Spaß macht! Aber eben nicht jedem, und manche Menschen tanzen tatsächlich nie. Sie leiden nicht, weil sie freiwillig lieber gemütlich am Rand stehen und Bier kippen, sondern eher darunter, dass man sie in Tanzroulettspielen verwickelt und sie dann kichernd bei „I’m too sexy for my shirt“ auf den Dancefloor schubst.

„Potenzmittel für Männer gibt es doch auch“, argumentierten jüngst zugunsten der neuen Pille dopingfreudige Gynäkologen, die trotz ihres speziellen Berufsbildes wohl nicht mitgeschnitten haben, dass weibliche Potenz keine Hilfe braucht. Sie funktioniert in den allermeisten Fällen nämlich einwandfrei – allein mithilfe von zwei Faktoren: Technik und einem erwünschten Gegenüber.



Jenni Zylka weiß um die bahnbrechende Wirkung von Tarzan-Outfits zur weiblichen Luststeigerung. Im nächsten Monat schreibt an dieser Stelle wieder Uwe Kopf.

TEDESCHI TRUCKS BAND
11.11. München, Circus Krone
13.11. Stuttgart, Liederhalle
14.11. Bochum, RuhrCongress
15.11. Berlin, Tempodrom

PIL – PUBLIC IMAGE LTD feat. JOHN LYDON
13.10. Mannheim, Alte Seilereie
15.10. Berlin, C-Club **AUSVERKAUFT**
14.10. Ludwigsburg, Rockfabrik
17.10. Bochum, Zeche

BEACH HOUSE
04.11. Köln, Gloria
14.11. Hamburg, Kampnagel K6
16.11. Berlin, Huxleys Neue Welt
17.11. München, Freiheit

NEW FALL FESTIVAL
BOY, OLLI SCHULZ, AURORA, APPARAT, BALTHAZAR, KITTY, DAISY & LEWIS, PATRICE u.v.m.
28.10. - 01.11. Düsseldorf, diverse Locations

JOE SATRIANI
25.10. München, Circus Krone
26.10. Hamburg, Laeiszhalle
27.10. Berlin, Admiralspalast
28.10. Stuttgart, Theaterhaus
30.10. Bochum, RuhrCongress

FISH
05.11. Berlin, C-Club
13.11. Rendsburg, Nordmarkhalle
16.11. Friedberg, Stadthalle
17.11. Nürnberg, Hirsch
18.11. München, Backstage
22.11. Mannheim, Alte Seilereie
23.11. Stuttgart, LKA-Longhorn
25.11. Oldenburg, Kulturetage
26.11. Saarbrücken, Garage

...und 50.000 weitere Shows & Festivals

Tickets auf www.ADticket.de



AM SET VON „LIFE“
Robert Pattinson, Dane DeHaan und Regisseur Anton Corbijn (v. l.)

Wie Legenden gemacht werden

Anton Corbijn erzählt in „Life“ die Geschichte von James Dean und seinen Fotografen

ALS JAMES DEAN AM 30. September 1955 mit seinem Porsche 550 Spyder an der Kreuzung California State Route 41 und Route 46 einen entgegenkommenden Ford rampte und noch an der Unfallstelle starb, war er 24 Jahre alt. Er hatte bis dahin drei Kinofilme gedreht, nur einer davon, Elia Kazans „Jenseits von Eden“, wurde zu seinen Lebzeiten uraufgeführt – allerdings fand die Premiere im März 1955 im New Yorker Astor Theatre ohne ihn statt. Einen Monat zuvor war er an diesem Kinopalast am Times Square vorbeigelaufen. Zu sehen ist das auf dem Bild, das Dean berühmt machte als jeder seiner Filme. Es zeigt den jungen Schauspieler mit

hochgeschlagenem Mantelkragen, Händen in den Taschen, Zigarette im Mund über die regennasse Straße gehen. Niemand kannte ihn damals, und doch hatte er schon die Ausstrahlung eines großen Stars, einer Hollywoodikone.
Die Aufnahme stammt von Dennis Stock, einem damals 26-jährigen Fotografen, der für die berühmte Agentur Magnum arbeitete. Er hatte Dean auf einer Party im legendären Hotel Chateau Marmont kennengelernt, als der Regisseur Nicholas Ray dort in seinem Bungalow eine Party feierte, erkannte das Charisma des jungen Schauspielers und schwatzte seiner Agentur mit großer Mühe eine Fotoreportage mit dem aufstrebenden Jungstar auf. Im Januar 1955 folgte er Dean in dessen zweite Heimat, New York, fotografierte ihn in seinen liebsten Absteigen, wie er Tanzstunden bei Eartha Kitt nahm, mit Cyril Jackson Bongos spielte und durch die Straßen von Manhattan lief. Dann lud Dean ihn auf die Farm seines Großvaters nach Fairmount/India-

na ein. Die Bilder erschienen dann schließlich Anfang März 1955 im „Life“-Magazine.
Anton Corbijn, der mit seinen Bildern von Joy Division, U2, Depeche Mode, Tom Waits und vielen anderen selbst moderne Ikonen schuf, hat die Geschichte dieser Aufnahmen zum Thema seines neuen Films, „Life“, gemacht, der nun zu Deans 60. Todestag in den deutschen Kinos anläuft. Im Mittelpunkt steht naturgemäß die Beziehung zwischen dem Fotografen und seinem Objekt. Eine komplexe Konstellation, die zum Scheitern verurteilt scheint. Am Ende ist nie ganz klar, wer hier eigentlich wen inszeniert: der Fotograf den Schauspieler oder umgekehrt.
„Dennis hat ein Problem“, erklärt Robert Pattinson, der die Rolle des Stock übernommen hat. „Er steht sich immer selbst im Weg. Er hat Angst, dass er nicht als der große Künstler wahrgenommen wird, für den er sich hält, und er sucht die Schuld dafür bei allen außer sich selbst. Wenn so jemand auf einen

wie James Dean trifft, der einfach sein Leben lebt und das tut, was er will, macht ihn das natürlich wahn-sinnig – und zugleich neidisch.“ Man könne die Spannung in den Bildern förmlich spüren, so Pattinson weiter. „Man sieht diesen Aufnahmen an, dass Dennis aber vor allem die Anerkennung von James will. Zugleich hebt er ihn auf diesen Bildern auf ein Podest und setzt ihm eine Krone auf – das ist fast eine Liebeserklärung.“
Eine Freundschaft entsteht zwischen den beiden im Verlauf der gemeinsamen Arbeit nicht. „Ich denke, es ist ein Film über zwei Künstler, die völlig unterschiedliche Herangehensweisen haben und trotzdem für kurze Zeit zusammenfinden und voneinander lernen“, sagt Dane DeHaan, der James Dean spielt und noch ein wenig zerstreute Dean-Coolness von den Dreharbeiten ins Interview retten konnte. „Ich denke, das ist auch wesentlich interessanter als ein Film über zwei Typen, die Freunde werden.“

MAIK BRÜGGEMEYER

FOTO: SQUAREONE/UNIVERSUM

BILDER UND NEWS AUS DER WEITEN WELT DER POPMUSIK



Körperkult

Nur mit Corsage bekleidet eröffnet eine körperbema-lte GRACE JONES das AfroPunk Festival in Brooklyn. Der Auftritt sorgte naturgemäß für Schlagzeilen und zeigt, dass Jones noch immer eine begnadete Provokateurin ist.



Als frischgebackener VMA-Preisträger lässt KANYE WEST seine Fans wissen: „Ich habe beschlossen, mich 2020 um das Amt des Präsidenten zu bewerben.“ Okay, haben wir im Kalender notiert!

FOTOS: GETTY IMAGES (3), PICTURE ALLIANCE, INSTAGRAM (2)



Gegenwind

Mit einem Überraschungsauftritt im mecklenburgischen Jamel setzten DIE TOTEN HOSEN ein Zeichen gegen Nazis und Fremdenfeindlichkeit – Refugees welcome!



Imker FLEA auf Instagram: „Ich liebe meine Bienen!“



DIE SUPERNASEN

LADY GAGA posiert auf einer Party bei BARBRA STREISAND mit der Gastgeberin. Nicht im Bild: ein verdutzter John Travolta.



Rückenwind

Drei Generationen: Auf einem TAYLOR-SWIFT-Konzert bekommt JOAN BAEZ eine Blume geschenkt – von JULIA ROBERTS. Ein Event für die ganze Familie.

Rolling Stone

ABONNEMENT

IHRE VORTEILE

- 12 Ausgaben – nur 11 bezahlen
- 1 Geschenk Ihrer Wahl (Nur solange der Vorrat reicht)
- Jeden Monat mit Heft-CD
- keine Zustellgebühr
- keine Ausgabe mehr verpassen
- jederzeit kündbar

NUR FÜR ABONNENTEN

- 8% Rabatt bei jedem Einkauf auf jpc.de/rollingstone
- 15 € Rabatt auf das „ROLLING STONE Weekender“-Festival-Ticket: rollingstone-weekender.de
- Uneingeschränkter Zugang zu allen digitalisierten Ausgaben seit 1994
- Viele weitere Vorzugs-Angebote auf ROLLING STONE-Produkte



2-JAHRES-ABO

The Beatles - Live At The BBC - The Collection

Limited Edition, Digital Remastered, Boxset (4 CDs)



The Beatles - Mono Masters

The Beatles in Mono (3 LPs, 180g)



Gutschein Ihrer Wahl 50 €

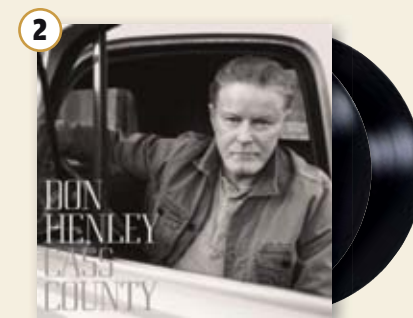


1-JAHRES-ABO



Eagles - The Studio Albums 1972-1979

Limited Edition, Boxset (6 CDs)



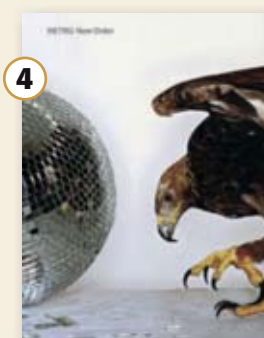
Don Henley - Cass County

Limited Edition (2 LPs), Erscheinungsdatum: 02.10.2015



New Order - Music Complete

Limited Edition, Clear Vinyl (2 LPs)



New Order - Retro

Boxset (4 CDs)

Gutschein Ihrer Wahl 20 €



NOCH HEUTE BESTELLEN UND SELBST LESEN ODER VERSCHENKEN.

rollingstone.de/abo oder Tel. 040 - 468605165

ODER COUPON AUSSCHNEIDEN UND EINSENDEN ODER FAXEN AN: Abo-Service ROLLING STONE • 20002 Hamburg • Fax: 040/34 72 95 17

JA, ICH MÖCHTE **IM 2-JAHRES-ABO** **SELBST LESEN** (BESTELL-NR. XRSA01510Z) **VERSCHENKEN** (BESTELL-NR. XRSA01510ZG)

Rolling Stone **IM 1-JAHRES-ABO** **SELBST LESEN** (BESTELL-NR. XRSA01510J) **VERSCHENKEN** (BESTELL-NR. XRSA01510JG)

Bitte schicken mir bzw. dem Beschenkten ROLLING STONE ab der nächsten Ausgabe regelmäßig zum Vorzugspreis von zzt. 85,89 Euro (A: 92,49€ / CH: 158,49 CHF) im **JAHRESABO** (12 Ausgaben und 1 Jahr Zugang zu allen Ausgaben und Inhalten auf rollingstone.de/das-archiv) bzw. 171,78 Euro (A: 184,98€ / CH: 316,98 CHF) im **2-JAHRESABO** (24 Ausgaben und 2 Jahre Zugang zu allen Ausgaben und Inhalten auf rollingstone.de/das-archiv).

IM 2-JAHRES-ABO **ERHALTE ICH ALS GESCHENK** (NUR SELBST LESEN) **PRÄMIEN-NUMMER** **ERHALTE ICH ALS GESCHENK** (NUR VERSCHENKEN) **20€-iTUNES-GUTSCHEIN**

IM 1-JAHRES-ABO **ERHALTE ICH ALS GESCHENK** (NUR SELBST LESEN) **PRÄMIEN-NUMMER** **ERHALTE ICH ALS GESCHENK** (NUR VERSCHENKEN) **10€-iTUNES-GUTSCHEIN**

PERSÖNLICHE DATEN (BITTE UNBEDINGT AUSFÜLLEN)

Name | Vorname

Straße | Nr.

PLZ | Wohnort

Telefon Geb.-Datum

E-Mail-Adresse

ICH ZAHLE PER BANKEINZUG **BANK-EINZUG!** (RS-Shirt Gratis! (bitte gewünschte Größe eintragen))

BIC

IBAN

Geldinstitut

ICH ZAHLE PER RECHNUNG

ES GELTEN DIE AGB (ABZURUFEN UNTER WWW.ROLLINGSTONE.DE/DAS-ARCHIV/AGB) UND DIE DATENSCHUTZERKLÄRUNG (ABZURUFEN UNTER WWW.ROLLINGSTONE.DE/DAS-ARCHIV/AGB).

ICH VERSCHENKE DAS ABO AN

Name | Vorname

Straße | Nr.

PLZ | Wohnort

Datum Unterschrift

Das Porto übernimmt Rolling Stone für Sie!

Abo-Service
Rolling Stone
Postfach 100331
20002 Hamburg

Als Dankeschön für den Bankeinzug erhalten Sie ein ROLLING STONE-Poloshirt gratis! Nur für Neuanhänger. Nicht im Handel erhältlich und nur solange der Vorrat reicht.

Rolling Stone

VERTRAUENS-GARANTIE: DIESE BESTELLUNG KANN OHNE BEGRÜNDUNG INNERHALB VON 14 TAGEN SCHRIFTLICH WIDERRUFEN WERDEN. WENN SIE ROLLING STONE NACH 12 AUSGABEN WEITERLESEN MÖCHTEN, BRAUCHEN SIE NICHTS WEITER ZU TUN. NATÜRLICH KÖNNEN SIE DAS ABONNEMENT JEDERZEIT KÜNDIGEN. DIESES ANGEBOT IST GÜLTIG BIS ZUM 29.10.2015. DIE ZUGANGSDATEN FÜR DAS ARCHIV ERHALTEN SIE MIT IHRER AUFTRAGSBESTÄTIGUNG/RECHNUNG AN IHRE E-MAIL ADRESSE. DER NUTZUNG DER DATEN ZU WERBENZWECKEN KANN JEDERZEIT UNTER [INFO@AXEL-SPRINGER-MEDIAHOUSE-BERLIN.DE](mailto:info@axel-springer-mediahouse-berlin.de) WIDERSPROCHEN WERDEN.

FÜNF IM HOTEL
Joe Walsh, Glenn Frey,
Don Felder,
Randy Meisner,
Don Henley (v. l.)

CALIFORNIA DREAMIN'

Leicht nahmen sie nichts: Die EAGLES definierten den West-Coast-Sound, planten ihre Karriere akribisch und waren vor 40 Jahren die erfolgreichste Band Amerikas. Dann begannen, in einem Rausch aus Drogen, Sex und Paranoia, die Aufnahmen zu „Hotel California“

VON ARNE WILLANDER

ES GAB AUCH IM LEBEN DER GRÖSSTEN AMERIKANISCHEN BAND gewisse Friktionen. Im Jahr 1975 hatten sie ihre vierte Platte herausgebracht, „*One Of These Nights*“, und sie war noch erfolgreicher als die jenseits aller Fantasie erfolgreichen früheren drei Alben der Eagles. Kokain, Marihuana, Alkohol und andere Verlustierungen waren jederzeit verfügbar, während die Eagles daran arbeiteten, die ultimative amerikanische Platte ihrer Zeit aufzunehmen.

In der Band gab es zwei Fraktionen: Auf der einen Seite residierten Glenn Frey, der offizielle Vorsitzende, und Don Henley, der offizielle Stellvertreter des Vorsitzenden. Frey und Henley schrieben die meisten Stücke der Eagles gemeinsam oder mit anderen. Sie sangen fast alle Songs. Sie spielten Gitarre und Schlagzeug. Auf der anderen Seite murrten Bernie Leadon, Randy Meisner und Don Felder. Sie waren Gitarristen, sie schrieben an Songs mit, Leadon hatte einige allein verfasst. Sie hatten einmal einen Wisch unterzeichnet, auf dem stand, dass alle Mitglieder gleichberechtigt seien. Aber es gibt keine Gleichberechtigung in einer Band.

Leadon war der Unzufriedenste der Murrenden: Er dachte, er sei einer Country-Rock-Band beigetreten, mit Betonung auf „Country“. Er spielte Pedal-Steel-Gitar. Er spielte Dobro. Er spielte Mandoline. Er spielte fünfswänzige Katze. Er liebte Bluegrass, er liebte Soli, er liebte das Bettleiche. Eines seiner Lieder, das er mit seiner Freundin Patti Davis – die zufällig die Tochter des kalifornischen Gouverneurs Ronald Reagan

ist – geschrieben hatte, heißt „I Wish You Peace“.

Viele Amerikaner wünschten sich Frieden. Glenn Frey und Don Henley waren Anhänger der Demokratischen Partei, und bestimmt wünschten auch sie sich Frieden, aber sie waren einfach keine friedlichen Typen. Sie hatten sich aus Chicago und Texas nach Los Angeles durchgeschlagen, Frey gefördert von Bob Seger, Henley von Kenny Rogers. Sie hatten den West-Coast-Sound mit erfunden und zur entscheidenden Musik der ersten Hälfte der 70er-Jahre gemacht. Der kalifornische Klang vereint Folk und Country mit lieblichen Harmonien, Innerlichkeit und Hippietum mit Hedonismus, er reichte von Crosby, Stills & Nash, Poco und Loggins & Messina zu Joni Mitchell, Linda Ronstadt, Jackson Browne, David Blue und Dan Fogelberg und wird heute als „Yachtrock“ illuminiert. Der Kritiker Greil Marcus nannte sie „weinerliche Narzissten“. Weil aber so viele Menschen weinerliche Narzissten sind, wurden Millionen Platten verkauft, und die Eagles waren die Könige

von Los Angeles. Ihr Manager Irving Azoff leitete die Geschäfte mit harter Hand. Er wusste, wer bei den Eagles das Sagen hatte, und wandte sich ausschließlich an Frey und Henley. Später würdigte ihn Henley mit dem Satz: „Er ist ein Satan, aber er ist unser Satan.“ David Geffen, auf dessen Label Asylum die meisten goldenen kalifornischen Songschreiber-Platten erschienen, war schon sehr reich geworden. Joni Mitchell war bei ihm eingezogen, nachdem sie sich jenseits der kanadischen Grenze doch nicht selbst gefunden hatte. In seinem Umfeld wurde darüber gemekelt, dass der unfassbar hübsche und begabte Jackson Browne neue Platten ungefähr so häufig veröffentlichte, wie der Halleysche Komet vorbeikommt.

Die Eagles aber hatten seit 1972 in jedem Jahr ein neues Album herausgebracht, sie waren immerzu auf Tournee, und sie hatten den Lebenswandel, den man „selbstmörderisch“ nennt. Don Felder beklagte später, dass überall bewundernde und willige Frauen warteten: im Studio, in den Hotelzimmern, in den Garderoben, in

den Flugzeugen. Nach den Konzerten gab es die „Dritte Zugabe“, die im Hotel stattfand und für die gegen Ende der Konzerte ungefähr 50 Frauen aus dem Auditorium ausgesucht wurden, die zunächst liebevoll gestaltete Pässe, dann weniger auffällige Knöpfe als Zugangsberechtigung zur Orgie erhielten. Felder, der verheiratet war, jammerte, weil er nicht widerstehen konnte. Niemand konnte widerstehen. Überall gab es Kokain. Niemand konnte widerstehen.

Wenn es jemals rastlose Schwere nörter gab, dann waren es die Eagles. Noch galten Led Zeppelin als Weltmeister, aber die Eagles holten auf. Eine Zeitung schrieb über Henley: „Er ist das ‚Don‘ in ‚Hedonismus‘.“ In der amerikanischen Provinz waren Glenn Frey und Don Henley manchmal nicht zufrieden mit den einheimischen Schönheiten und ließen für die Nacht 20 Models aus Los Angeles einfliegen. Henley verliebte sich in die 22-jährige Loree Rodkin, die nach einem Semester an der New School for Social Research in New York doch lieber in Innenarchitektur in Los Angeles machte. Sie war mit Bernie Taupin, Elton Johns Songtexter, liiert, doch Henley ist kein Mann, der ein Nein akzeptiert. Rodkin ging einmal mit Glenn Frey aus, und bei der Gelegenheit willigte sie ein, Henley zu treffen. Bald zog die Grazie in Henleys Wohngemeinschaft mit dem Musiker J. D. Souther und dessen Freundin ein, doch die Inneneinrichtung störte sie, und so kaufte Henley ein Strandhaus in Malibu. Sie kaufte Lampen, sie kaufte Stoffe. Henley interessierte sich nicht für Lampen und Stoffe. Loree Rodkin zog bei ihm aus und bei Bernie Taupin wieder ein. Henley war untröstlich und schrieb „Wasted Time“, dann wollte er sie zurückgewinnen. Seine Erklärung, der Song handle nicht von Zeitverschwendung (mit ihr), sondern von verschwenderischer Zeit, überzeugte Loree nicht.

Don Henley zog in das behagliche Heim seines Freundes Glenn Frey in den Hollywood Hills. Er nannte den Partner „lovable slob“. Er selbst ist ein Pedant, der die Abdrücke von Orangensaftgläsern auf der Tischplatte wegwischen ließ. Frey ließ überall seine Zigarettenkippen liegen. Sie schauten Football im Fernsehen, Frey spielte Klavier, sie schrieben Songs und nahmen in einem kleinen Heimstudio auf. Abends gingen sie in dem notorischen Club Troubadour auf die Pirsch. Dann mietete Frey das Haus von James Cagney im Coldwater Canyon, der alte Cagney führte ihn durch die Räume.

Don Henley bemühte sich um Stevie Nicks, die mit Fleetwood Mac sagenhaft erfolgreich war. Er ließ von einem Boten mit einer Limousine frisches Obst, neue Schallplatten und eine Stereoanlage bringen. Manchmal schickte er auch ein Flugzeug. Seine Verführungsstrategie nannten die Kollegen „Love ‘em and Lear ‘em“. „Don ist wirklich süß“, erinnert sich Stevie Nicks. „Er brachte mir bei, wie man Geld ausgibt. Er ist so ein interessanter Typ. Eine Weile ging ich auch mit J. D. Souther. Diese Eagles waren interessante Burschen.“ Manche waren auch keine Eagles.

Aber es gab Ärger im Paradies. Ende 1975 dachten Frey und Henley laut über die Aufgaben innerhalb der Band nach. Es war wieder eine dieser Nächte. Bernie Leadon sagte zu Frey, er solle sich abregen (so der Biograf Marc Eliot), oder „Komm mal von deinem hohen Ross herunter“ oder etwas in der Art“ (Don Felder), kippte Bier aus einer Dose über Freys Kopf und ging auf den Balkon. Felder lief ihm hinterher. „Das war jetzt nicht gut, Bernie“, zischte er. Frey verzog keine Miene und sagte: „Der Scheißkerl ist nur noch eine Last.“ Henley stimmte zu. Es war das Ende. Leadon verließ die Tournee. Noch vor Weihnachten 1975 wurde er durch Joe Walsh ersetzt, einen berühmten Hallodri und Hellraiser. Die Eagles waren ein Jahr vom „Hotel California“ entfernt.

Anfang 1976 verkaufte David Geffen Asylum an Warner. Irving Azoff, den jemand „ein kleines Hassbündel“ genannt hat, verklagte Geffen auf zehn Millionen Dollar Schadensersatz. Während der Prozess sich hinzog, veröffentlichte Asylum/Elektra ein Greatest-Hits-Album der Eagles. In der ersten Woche wurden mehr als eine Million Exemplare verkauft, bis heute sind es 35 Millionen. Jetzt war es Zeit, dass die Dinge bizarr wur-

den. Einmal sagte Don Felder in einem Hotel: „Das Zimmer ist gut, aber der Whirlpool macht einen Höllenlärm.“ Henley fragte: „Wie, du hast einen Whirlpool im Zimmer?“ Henley beschäftigte einen Masseur, Frey seinen Tennislehrer, der Don Felders 1.500-Dollar-Koffer mit italienischen Anzügen im Wert von 3.000 Dollar verlor: „Mann, war ich angepisst. Ich bezahlte diesen Kerl, und dann kümmerte er sich nicht einmal ordentlich um meine Angelegenheiten“, klagt Felder in seinen erstaunlich larmoyanten Memoiren „Heaven And Hell“.

Felders großer Eagles-Moment kam, als er eines Mittags aus dem Pool auf seinem Anwesen in Malibu stieg. In seiner Erinnerung war es ein Tag im Juni 1976. Felder saß danach mit seiner Frau, Susan, und den Kindern in ihrem Strandhaus auf dem Sofa im Wohnzimmer und dachte über sein Leben nach. „Für mich ist sie noch immer diese hübsche kleine Blondine mit dem Engelsgesicht ...“ Bei allem Wahnsinn erschien ihm das Schaffen der Eagles als „rein, hell und wahr“. Von Felders Songs hatte kaum je einer die Qualitätskontrolle Don Henleys überstanden, aber bei einigen Stücken wird er als Koautor genannt. Nun blickte er aufs Meer, griff zu einer zwölfsaitigen akustischen Gitarre und spielte verkosten ein paar Akkorde. Er hörte etwas, „das ziemlich cool klang“. Es waren 32 Takte mit einer Strophe und einem Refrain – „ein funkelnides Kleino, das mir der Wind durchs offene Fenster zugeht“. In einem leeren Zimmer schaltete er ein Vierspurgerät von TEAC ein und nahm mit einem Drumcomputer, einem Roland Rhythm Ace, einen Cha-Cha-Cha-Rhythmus auf. Am Nachmittag schrieb er zwei Gitarrenparts „in absteigender Harmonie, ähnlich einer Bläsermelodie“. Er dachte an Joe Walsh und „konnte sich vorstellen, dass der mehrstimmige Gesang, der noch fehlte, stark nach Crosby, Stills & Nash, also auf jeden Fall sehr sonnig klingen würde“.

Die Eagles trafen sich zu Proben auf einer Ranch in Calabasas nahe Los Angeles. Felder hatte eine Kasette mit etwa 15 Fragmenten von Songs mitgebracht, und Henley legte sie ein. Die „Fledermaus“, so Felder über Henley, hörte ohne sichtbare Reaktion zu. Dann kam das Stück aus Malibu, „mit einem Reggae-Rhythmus unterlegt und am Schluss zwei Gitarrensoli, einem Zwiegespräch zwischen einer Stratocaster und einer Les Paul Starburst“. Don Henley



NÄGEL MIT KÖPFEN

Für sein erstes Album seit 2000 erinnerte sich DON HENLEY an die Musik seiner texanischen Heimat

A

ls der junge Don Henley im texanischen Hinterland aufwuchs, schaltete er abends die legendäre Radioshow „Louisiana Hayride“ ein und lauschte Country-Größen wie Hank Williams und George Jones. Mit „*Cass County*“, seinem ersten Soloalbum in 15 Jahren, kehrt er nun demonstrativ zu diesen Wurzeln zurück. In Nashville stand ein ganzes Kontingent befreundeter Größen Spalier, um für Henley vors Mikro zu treten – darunter Mick Jagger, Merle Haggard, Dolly Parton, Miranda Lambert und Alison Krauss. „Ich wollte Stimmen, die mich bewegen – Leute, deren Musik ich respektiere“, sagt der 68-jährige Henley. „Das sind Vollblutsänger, die es gewohnt sind, Nägel mit Köpfen zu machen.“

Einige der Songs schrieb er, während er zwischen Dallas und seinem Heimatörtchen Linden in Cass County pendelte – 250 Kilometer von der texanischen Metropole entfernt. Auf der Fahrt ließ er sich von einem Landstrich inspirieren, „in dem der alte Süden mit dem amerikanischen Westen verschmilzt“. Koproduziert vom einstigen Heartbreakers-Drummer Stan Lynch, oszillieren die Songs zwischen Country, Rock, Blues und Americana – jenen Koordinaten also, für deren organische Mischung er vor allem in den Anfangstagen der Eagles zuständig war.

Henley investierte insgesamt fünf Jahre in das Album und nahm es in Dallas, Orlando und Nashville auf. Henley, Jagger und Lambert duellieren sich auf „Bramble Rose“ (einem Alt-Country-Klassiker der Songschreiberin Tift Merritt), während Henley und Haggard auf „The Cost Of Living“ Erinnerungen an die Eagles und an „*Desperado*“ aufleben lassen. Dolly Parton wiederum hat ihren Moment in „When I Stop Dreaming“, einem bittersüßen Louvin-Brothers-Klassiker aus dem Jahr 1955. Henley hatte versucht, auch sein Idol George Jones ins Studio zu holen, doch der Tod der Country-Legende 2013 machte alle Hoffnungen zunichte. „Es war eine verpasste Chance, der ich mein Leben lang nachtrauern werde“, so Henley.

Seit der Eagles-Reunion 1994 ist Henley regelmäßig mit der Band auf Tour und hat auch ein gemeinsames Album eingespielt, doch erst die Arbeit an seiner eigenen Musik hat die alten Lebensgeister wieder reaktiviert. Nicht zuletzt die längeren Aufenthalte in Nashville haben ihm offensichtlich gutgetan. „Sie haben dort die gleichen Cholesterinbomben, die ich schon in meiner Jugend ins Herz geschlossen habe“, sagt er lächelnd.

Henley ist auch fest davon überzeugt, dass es diesmal nicht weitere 15 Jahre dauern wird, bis er ein neues Album an den Start bringt. „Jeden Tag schreibe ich zumindest ein bisschen“, so Henley. „Ich wiege mich noch immer in der Hoffnung, dass meine beste Arbeit noch vor mir liegt.“ **STEVE APPLEFORD**

DER KALIFORNISCHE KLANG VEREINT FOLK UND COUNTRY, HARMONIEN, HIPPIETUM UND HEDONISMUS. HEUTE SCHEINT ER ALS YACHTROCK WIEDER AUF

lächelte. „Der Song ist klasse. Klingt spanisch, erinnert mich an einen Matador. Sehr latinomäßig.“ Glenn Frey fand das auch. „Nennen wir es ‚Mexican Bolero‘“, sagte Henley. Frey, der von den Platten von Steely Dan begeistert war, imaginierte ein Szenario: „Der Song könnte vom kalifornischen Traum handeln. Ich stelle mir einen Typen vor, der nachts mit offenem Verdeck auf einem Wüstenhighway fährt und die Lichter von L.A. am Horizont sieht.“ Henley sah vor seinem geistigen Auge einen Mann, der in einem Hotel absteigt, in dem man ihm unter Spiegeldecken rosafarbene Champagner serviert. Dann betritt eine Frau das Zimmer. „Es ist ein so schöner Ort“, sinnierte Henley. „Es könnte der Himmel sein oder die Hölle.“

Später, im Record Plant in Los Angeles, hatte Don Henley den fertigen Text. „Wir waren völlig verblüfft“, erzählt Felder in seinem Buch. „Ich meine, der Kerl hätte auch aus dem New Yorker Telefonbuch singen können, und man hätte es ihm abgekauft. Aber das hier war wirklich etwas.“ Henley hatte den Song in „Hotel California“ umbenannt. Als das Stück aufgenommen war, sagt er leise: „Es sollte die Single werden.“ Felder protestierte: Ein Lied, das sechseinhalb Minuten dauert, werde niemals im Radio gespielt. Tatsächlich monierte die Plattenfirma erwartungsgemäß, dass der Song gekürzt werden müsse. Henley antwortete, sie sollten es genau so veröffentlichen oder gar nicht. Die sechseinhalb Minuten „Hotel California“ wurden veröffentlicht. Im März 1977 belegte die Single Platz eins der amerikanischen Charts.

In perfekter Ambivalenz ist das Stück zugleich Affirmation und Abgesang, ein Fanal der Verführung und des eitlen Scheins. Es gibt hermeneutische Abhandlungen über dieses erhabene Stück Lyrik. Die häufigsten Deutungen:

Das Lied handelt von Segen und Fluch des amerikanischen Traums.

Das Lied handelt von der Kokainsucht.

Das Lied handelt von Loree Rodkin.

Das Lied handelt von 368 anderen Frauen.

Das Lied handelt von einer Hippie-Sekte.

Das Lied handelt von Satanisten.

Das Lied handelt von einer psychiatrischen Anstalt.

Und natürlich stimmt das alles. Don Henley war klug genug, den Song niemals zu erklären: „Das ‚Hotel California‘ ist, was immer man darin erkennt.“ Natürlich ist Loree die Frau mit „a lot of pretty, pretty boys she calls friends“, aber Henley hat Literatur studiert: Man sollte keinen Fehler machen – jede Frau in seinen Liedern sei ein „Kompositum“. Das Lied schließt mit den unerschlagbaren Zeilen: „Relax, said the night man/ We are programmed to receive/ You can check out any time you like/ But you can never leave!“

Neben Schlock wie dem sprichwörtlichen „Life In The Fast Lane“, Joe Walshs kitschigem „Pretty Maids All In A Row“ und Don Felders weinerlichem „Victim Of Love“ enthält die Platte noch einen großen Song. „The Last Resort“ erzählt zunächst von einer jungen Frau in Providence, „the one in Rhode Island/ Where the Old World shadows hang heavy in the air“. Sie macht sich auf den Weg nach Westen, weil man ihr gesagt hat, dass es dort einen Ort gebe, an dem alle Menschen lächeln. Dann kommen reiche Männer: „Put up a bunch of ugly boxes/ And, Jesus, people bought 'em/ And they called it paradise.“ Das Klavier hämmert und klimpert dann kindlich, die Streicher schwelgen, der Chor tirielt wie im Gottesdienst: „cause there is no more new frontier/ We have got to make it here/ We satisfy our endless needs and justify our bloody deeds/ In the name of destiny and the name of God.“ Diese Gesellschafts-, ja Religionskritik wurde als Bigotterie gescholten,

wenn auch selten in Amerika – aber Don Henley hat ja nie gesagt, dass er an Gott glaubt, und er mag eben keine hässliche Architektur.

Das „Hotel California“ auf dem Plattencover ist nicht das Chateau Marmont, sondern das Beverly Hills Hotel, dessen Türmchen neben Lollipalmen in den giftigen Himmel ragen. Klappt man die Platte auf, so sieht man die Hotellobby, in der ein Völkchen von Langhaarigen herumsteht, als werde etwas erwartet. Auf der Rückseite des Covers ist der Raum leer, nur ein Putzmann fegt im Torbogen. Diese ewig gültige Allegorie auf den geschäftigen Ennui der 70er-Jahre enthüllt den zutiefst apokalyptischen Charakter von Henleys kalifornischer Seelensuche: In kaum fünf Jahren waren die Eagles an die Grenzen ihrer Hybris vorgedrungen. „Hotel California“ und „The Last Resort“ sind Prophetien, bei denen der Künstler vollkommen blind ist und vollkommen klar sieht, indem er sein eigenes Schicksal mit nichts Kleinerem als dem Schicksal seines Landes verknüpft.

In den Criteria Studios in Miami nahmen die Eagles das Album auf. Sie mieteten das Haus 461 Ocean Boulevard, das durch Eric Claptons gleichnamiges Album berühmt geworden war. Es sollte die beste Platte werden, die sie bisher gemacht hatten, und Henley war unerbittlich. Spuren wurden aufgenommen und wieder gelöscht. Nachts gab es Kokain, Alkohol, Sex. Glenn Frey entdeckte die Strand-Szene von Miami. Jeweils am Nachmittag sollten die Aufnahmen beginnen, doch Henley, der Randy Meisner für dessen Unpünktlichkeit kritisierte, erschien stundenlang nicht. Wenn er spätmittags ohne Erklärung eintraf, hatten die anderen bereits Poker gespielt. Henley war stets übel gelaunt und brummelte, weshalb er bald „Opa“ genannt wurde. „Niemand kann schneller die gute Laune aus dem Zimmer vertreiben als Don Henley“, sagte Glenn Frey.

Henleys obsessiver Perfektionismus geißelte auch seinen Freund Frey. Wenn Frey „City girls just seem to find out early“ sang, war Henley mit dem Klang des Wortes „city“ nicht zufrieden und setzte es aus einzelnen Buchstaben aus verschiedenen Takes des Songs zusammen. Plötzlich gefielen ihm die Gitarrenparts bei „Hotel California“ nicht mehr – er wollte sie so haben, wie er sie auf Felders Demoband gehört hatte. Felder musste zu Hause anrufen, wo seine Frau das Band am Telefon abspielte, während Henley und der duldsame Produzent Bill Szymczyk den Song in Miami auf eine Kassette aufnahmen.

Henley verwendete viel Zeit auf Briefe. Einen schrieb er an die Putzfrau des Studios: Das Toilettenpapier müsse so eingelegt werden, dass es von oben abgerollt werden könne – wenn es von unten her abgerollt werden sollte, dann wären die rosafarbenen Blümchen ja auf die Unterseite des Papiers gedruckt worden, wo man sie sehen könnte.

„Hotel California“ erschien trotzdem im Dezember 1976 und wurde das Größte seit „Led Zeppelin IV“ und „The Dark Side Of The Moon“ – jeden Tag wurden 100.000 Platten verkauft. Jetzt begann die Tournee, die in der Entourage bald „Prison California“ genannt wurde. Frey und Henley hatten jeweils ihre Vasallen um sich geschart und verhandelten nur noch über ihre Assistenten miteinander. Henley war „Nikon Don“, weil er mit seiner Super-8-Kamera die schönsten Frauen bei der Dritten Zugabe im Hotelzimmer aufnahm – die Privatfilme wurden dann von der begeisterten Crew angesehen. Als weiterer Spitzname kam „Don Massa“ hinzu, weil Henley zur Linderung seiner Rückenschmerzen stets ein Kingsize-Bett und eine Matratze mitführen ließ, die in den Lastwagen verladen wurden. Drogenparanoia und Schlaflosigkeit trieben den Tross in den Irrsinn. In Japan kaufte Henley 50 schwere Kimonos, die von

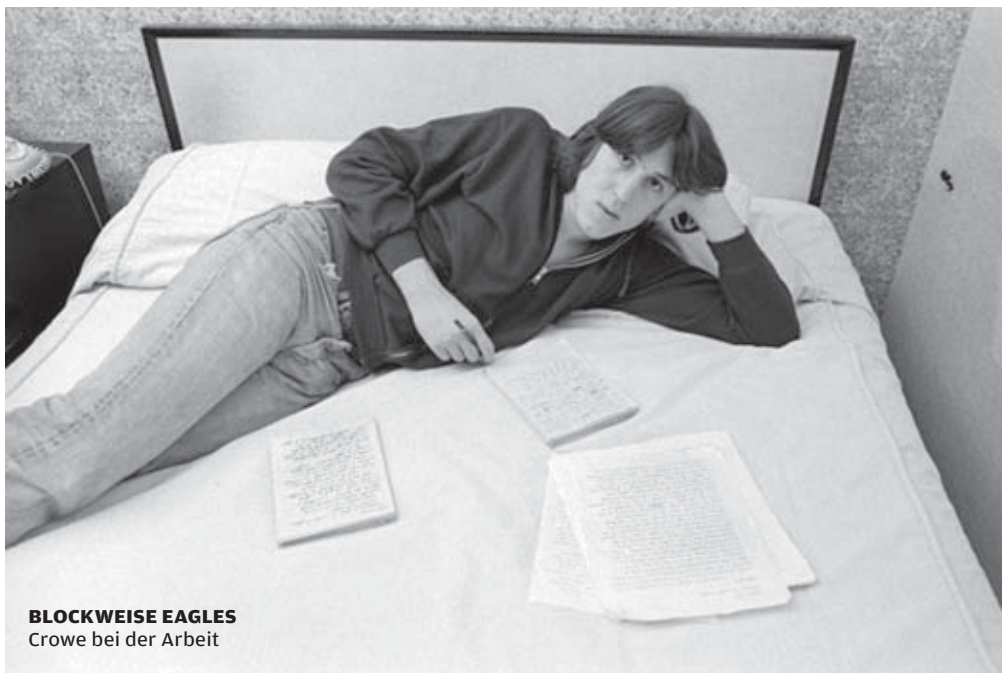


THE WILD BUNCH: IM ZEICHEN DES ADLERS

(1) Don Henley, Don Felder, Bernie Leadon, Randy Meisner und Glenn Frey 1975 bei der Fotosession für das ROLLING-STONE-Titelblatt; (2) Randy Meisner und Glenn Frey beim Baseball mit eigener Eagles-Mannschaft; (3) Frey in Siegerpose; (4) das Cover von „One Of These Nights“ (1975); (5) das Beverly Hills Hotel auf dem berühmten Cover von „Hotel California“ (1976)



IN PERFEKTER AMBIVALENZ IST „HOTEL CALIFORNIA“ ZUGLEICH AFFIRMATION UND ABGESANG, EIN FANAL DER VERFÜHRUNG UND DES EITLEN SCHEINS



BLOCKWEISE EAGLES
Crowe bei der Arbeit

MILLIONEN-DOLLAR-BLICK

Der Autor und Filmregisseur CAMERON CROWE erinnert sich an seine Titelgeschichte über die Eagles 1975 im ROLLING STONE

Take It Easy“ war ein paar Monate alt, als die Eagles im Sommer 1972 in meine Heimatstadt San Diego kamen. Headliner im Civic Theatre waren Procol Harum, während die Eagles noch vor Cold Blood als Anheizer auf die Bühne mussten. Da ich in „Take It Easy“ völlig vernarrt war, kaufte ich mir trotzdem ein Ticket – zumal die Halle gleich in der Nähe meines elterlichen Hauses lag. Ich besuchte damals noch die Highschool, schrieb aber bereits für eine lokale Underground-Gazette namens „The San Diego Door“. Aus diesem Grund hatte ich auch meinen Kassettenrekorder mitgebracht – in der vagen Hoffnung, die Band backstage zu einem Interview überreden zu können.

Ohne angekündigt zu werden, kamen die Eagles auf die Bühne. Die Beleuchtung wurde gedimmt – und sie begannen mit einer A-cappella-Version von „Seven Bridges Road“, die dann nahtlos in „Take It Easy“ überging. Sie versprühten einen jugendlichen Elan und Enthusiasmus, wie ihn vielleicht nur Newcomer haben können, die gerade die erste Sprosse der Erfolgsleiter erklimmen.

Nach dem Konzert kämpfte ich mich mit einem fotografierenden Klassenkameraden hinter die Bühne vor, trieb ihren Roadmanager auf und fragte ihn, ob ich die Band vielleicht sprechen könne. Und siehe da – sie waren sogar ganz heiß darauf, interviewt zu werden. Don Henley, Glenn Frey, Bernie Leadon und Randy Meisner quetschten sich alle in die winzige Garderobe, erklärten mir stundenlang

ihre Vorgeschichte und schwärmten von ihren musikalischen Visionen. „Und wenn dir die Eagles gefallen“, sagte Frey zum Abschied, eine langhalsige Budweiser-Flasche in der Hand, „dann check auch mal unsere Freunde Jackson Browne und John David Souther aus.“

Für ein Foto posierten sie vor ihren Verstärkern, legten sich dabei brüderlich die Arme um die Schultern und gaben mir zum Abschied noch ihre Telefonnummern. Und tatsächlich: Ich sollte schon bald wieder Anlass haben, mich bei ihnen zu melden. Dass dieses unscharfe Band-Foto das einzige Dokument bleiben sollte, auf dem sich die Ur-Mitglieder demonstrativ in die Arme nehmen, konnte ich nicht ahnen. Schaut man sich das Foto heute an, scheint es die gleiche surreale Qualität zu haben wie eines der einschlägigen Monster-Fotos von Loch Ness.

Als ich ein Jahr später für den ROLLING STONE zu arbeiten begann, wurden die Eagles eine der Bands, über die ich regelmäßig zu schreiben hatte. Im Laufe dieser Jahre bekam ich allerdings auch mit, wie sehr sie sich über das Echo ärgerten, das sie in den Reviews speziell dieser Zeitschrift fanden. Das Etikett „California laid-back“ trieb sie auf die Palme – wie sie es generell als unfair empfanden, dass die Medien an der Ostküste die Musik aus Kalifornien als „mellow“ abtaten. Im persönlichen Umgang konnte die Band erstaunlich ruppig sein, verbreitete aber stets eine positive Energie und nahm ihr Songwriting unglaublich ernst. Was den geschäftlichen Aspekt angeht, so hatten sie aus den Fehlern früherer Bands gelernt und waren wild entschlossen, nicht

in die gleichen Fallstricke zu stolpern. Alles, was sie machten, hatte nur eine Richtung: nach vorn. Mit anderen Worten, man konnte ihnen alle nur erdenklichen Attribute attestieren, aber „laid-back“ waren sie mit Sicherheit nicht.

Um ausreichend Stoff für die Titelstory im ROLLING STONE zu bekommen, gaben sie mir die Gelegenheit, ihnen mehrere Monate lang über die Schulter zu schauen. Um das anstehende Album zu schreiben, hatten Henley und Frey ein Haus hoch über den Hollywood Hills bezogen, das vor allem nachts einen spektakulären Blick über Los Angeles bot. Selbst für Hollywood-Verhältnisse war das Panorama so sensationell, dass sie es den „million dollar view“ taufte. Als sie mich einluden, dort ebenfalls meine Zelte aufzuschlagen, sagte ich natürlich nicht Nein. Ich verbrachte einige Wochen in ihrem Haus und sah zu, wie sie „Lyn’ Eyes“ und „One Of These Nights“ schrieben. Auch wenn Henley aus Texas stammte und Frey aus Detroit, so hatten sie sich doch in den Kopf gesetzt, die Chronisten des kalifornischen Zeitgeists zu werden. Und tatsächlich: Wenn sie von ihrem Haus über das funkelnde Los Angeles blickten, sprudelten die Ideen und doppelbödigen Metaphern nur so aus ihnen heraus. „Songs, die nur an der Oberfläche kratzen“, sagte Henley einmal zu Frey, „sind nicht unser Ding.“

Frey, stets hungrig nach neuen Einflüssen, hatte sein Faible für Soul entdeckt. Er liebte die Spinners und die Teddy-Pendergrass-Aufnahmen, die gerade den Sound aus Philadelphia populär gemacht hatten. „One Of These Nights“, der Song vom gleichnamigen Album, sollte einige dieser Komponenten aufgreifen. Der Arbeitstitel des Albums bezog sich übrigens auf ein Geheimrezept von Philly-Produzent Thom Bell: Um im Studio den perfekten Drum-Sound zu bekommen, instruierte er seine Drummer, ein gefülltes Portemonnaie auf die Snare Drum zu legen. „Wallet On The Snare“ war daher zunächst der provisorische Titel des Albums.

Bis heute besitze ich diverse Blöcke mit gelbem Schreibpapier, auf dem sie so lange an Worten und Reimen feilten, bis sie selbst ihren extremen Ansprüchen genügten. Wir begleiteten die Band auf Tournee und überlegten uns, wie das Titelblattmotiv aussehen könnte. Es gab bereits ein paar Gruppenfotos – vor allem eines, das beim „Day on the Green“-Konzert in Oakland gemacht worden war. Das Talent, grimmig in die Kamera zu schauen, stellte die Band an diesem Tag jedenfalls nachdrücklich unter Beweis. Dann machte Frey den Vorschlag, mit einem Boot aufs Meer zu fahren.

Wenn ich den Artikel heute lese, bin ich sehr davon angetan, wie plastisch er den Enthusiasmus wiedergibt, der die Eagles am Ende ihrer ersten Schaffensperiode auszeichnete. „Hotel California“ lag gleich um die Ecke und sollte alle Rekorde sprengen. 1975 aber waren sie noch die jungen Männer, die ihre Ziele fest ins Auge gefasst hatten – Ziele, die so vielversprechend funkelten wie die Lichter, die ihnen der „million dollar view“ versprochen hatte.

IN JAPAN KAUFTE DON HENLEY 50 SCHWERE KIMONOS, DIE VON DEN HELFERN AUFGEROLLT UND MIT DEM EQUIPMENT IM LKW VERSTAUT WURDEN

den Helfern aufgerollt und zwischen dem Equipment im Truck verstaute wurden. Alle paar Tage wurde vier Stunden geschlafen. Methaqualon, Kokain und Marihuana wechselten einander ab.

Randy Meisner, der schon lange unzufrieden war, sang „Take It To The Limit“, ein Höhepunkt jedes Konzerts. Doch er hatte Angst vor den letzten hohen Tönen, und er wollte nicht im Rampenlicht stehen. „Er war eine umgekehrte Primadonna“, sagt Irving Azoff. Eines Abends in Knoxville/Tennessee litt Meisner an einem Magengeschwür und einer Grippe. Als die Band für eine weite-

re Zugabe auf die Bühne gehen sollte, weigerte er sich. „No way“, sagte Meisner. „You pussy!“, giftete Glenn Frey. Meisner schlug ihn (Eliot) oder drückte ihn gegen die Wand (Felder). Die beiden Männer rangelten, die Sicherheitsleute brachten sie auseinander. Frey nahm ein Handtuch, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und warf es auf Meisner. Danach sprach niemand mehr mit ihm. Auch Walsh und Felder, die Pläne für eine eigene Band mit Meisner geschmiedet hatten, schwiegen.

Nach der Tournee traf Meisner bei einem Empfang der Plattenfirma in Beverly Hills auf Frey und entschul-

digte sich „für alles, was passiert ist“. Frey nahm die Entschuldigung nicht an. Henley erinnert sich: „Er wollte ‚Take It To The Limit‘ nicht singen, weil er die ganze Nacht mit zwei Frauen im Hotelzimmer Drogen genommen hatte. Er war ein hypersensibler Typ, deshalb war seine Gesundheit immer ein Elend. Er war immer krank, seine Ehe zerbrach immer, er verließ immer die Band, alle zwei Wochen.“ Meisner sagt: „Als die Tournee vorbei war, verließ ich die Band.“ Irving Azoffs Büro gab eine Erklärung heraus, nach der Randy Meisner aufgrund von Erschöpfung die Eagles verlas-

sen habe. Timothy B. Schmit, der Meisner schon einmal – bei Poco – ersetzt hatte, stand bereit.

Zwei Jahre quälten sich die Eagles dann mit den Aufnahmen zu „The Long Run“, dem Sargnagel für die 70er-Jahre. Im Umfeld wurde die Platte „The Long One“ genannt. Danach war das Chaos aufgebraucht. 20 Jahre später wurde die Band in die Hall of Fame aufgenommen. „Ich danke Irving Azoff, ohne den wir nicht hier wären“, sagte Henley in seiner Rede. Glenn Frey rief von der Seite: „Wir wären hier – aber wir hätten nicht so viel Geld verdient!“

JEAN-MICHEL JARRE ELECTRONICA

Kollaborationen mit Moby, Pete Townshend (The Who), Armin van Buuren, Vince Clarke, M83, Gesaffelstein, Fuck Buttons, Little Boots, Boys Noize, Lang Lang, Laurie Anderson, John Carpenter, Tangerine Dream, AIR, 3D (Massive Attack)

DAS ELEKTRO ALBUM DES JAHRES

als Download, Stream, Digipack, Vinyl und unter www.jeanmicheljarre.com als limitiertes und signiertes Box Set






Hintergründe zu allen Kollaborationen auf [f](#) [YouTube](#) [t](#) [i](#)

Im Rausch der Tiefe



Fünf Jahre hat die Produktion von „Divers“, dem neuen Album der Harfinistin und Songwriterin JOANNA NEWSOM, gedauert. Wir tauchen mit der Amerikanerin in das neue Wunderwerk ein – und zwar im Stadtbad Schöneberg

FREISCHWIMMERIN
Obwohl es nicht das Tote Meer ist, sondern „nur“ das Stadtbad Schöneberg, schwimmt Joanna Newsom auch ohne Bewegung immer oben

**TEXT: MAIK BRÜGGEMEYER
FOTOS: ALEXANDRA KINGA FEKETE**

SIE WILL KEINE MASKE. SIE SCHMINKT SICH selbst. Das kann bis zu anderthalb Stunden dauern. Heute geht es aber sehr viel schneller. Etwas Lippenstift, etwas Eyeliner, fertig. „Wenn das jemand anderes macht, habe ich anschließend immer das Gefühl, man hätte mich in eine fremde Person verwandelt. Das bin dann nicht ich.“ Joanna Newsom behält gern alles unter Kontrolle.

Es ist Samstag Nacht in Berlin und wir sind im leeren Stadtbad Schöneberg, ein paar Hundert Meter die Straße hoch hat mal David Bowie gewohnt, der seine Inszenierungen auch nie aus der Hand gab. Er setzte sich kalt und künstlich in Szene, erweckte den Eindruck, er käme aus einer anderen Welt. Joanna Newsom inszeniert sich warm und natürlich, und man hat das Gefühl, sie wäre aus einer anderen Zeit. Sie trägt ein klassisch tailliertes Kleidchen mit Katzenfellmuster und dazu passende Sandalen mit kleinen roten Steinchen drauf. Die gerade geschnittenen Kleider, die die Stylistin für das Fotoshooting ausgewählt hat und von denen sie sagt, sie seien jetzt modern, lehnt Newsom ab. Die sonst eher schüchterne, leise, ein Kinderlachen lachende 33-Jährige wird ein wenig lauter, sagt bestimmt: „Das geht nicht. Das bin ich nicht.“

So ganz einfach ist nicht zu bestimmen, wer Joanna Newsom eigentlich ist. 2004 tauchte sie mit ihrem wundersamen, in Ermangelung passender Kategorien gern unter „Weird Folk“ eingeordneten Debüt, „*The Milk-Eyed Mender*“, auf, erzählte in Interviews von obskuren Folksängern und Balladen aus den Appalachen, von Komponisten wie dem französischen Impressionisten Claude Debussy und amerikanischen Neutönern wie Philip Glass, Lou Harrison, Terry Riley und Ruth Crawford Seeger; von all den Künstlern, mit denen man sie verglich – Joni Mitchell, Karen Dalton, Laura Nyro –, hatte sie damals noch nichts gehört.

„Ich war nie in der Lage zu beschreiben, was ich tue“, sagt sie. „Ich denke, wenn man meine Musik Pop nennt, ist das ungefähr so treffend, wie wenn man sie als Folk bezeichnet. Ich werde jetzt seit Jahren Folkmusikerin genannt, aber so sehr ich

Folkmusik liebe und von Aspekten des Folk beeinflusst bin: Ich bin sicher keine Folkmusikerin.“

Im Alter von fünf Jahren entdeckte die Arztochter aus dem kalifornischen Nevada City ihre Liebe zur Harfe, die dann in ihren Teenagerjahren, wie sie selbst sagt, eine Art Erweiterung ihres Körpers wurde, so unzertrennlich waren sie und ihr Instrument. Ihre Lehrerin, Diana Stork, machte sie mit keltischen Balladen und polyrhythmischer westafrikanischer Musik vertraut. Mit 18 legte sie sich drei Tage in ein Zelt, aß nichts und wartete auf ihr „spirit animal“, ihr Totentier. Irgendwann kam ein Wolf und leckte ihr übers Gesicht. Nach der Highschool studierte sie Komposition und kreatives Schreiben. Sie wollte Komponistin werden, nicht singende Songwriterin – bis sie die Folksängerin Texas Gladden für sich entdeckte und erkannte, dass man nicht so eine reine und klare Stimme wie Joan Baez ha-

ben muss, um sich Sängerin zu nennen. „Da habe ich rauere, schartigere Klangwellen schätzen gelernt“, erklärt sie. „Die Geige ist nicht weniger schön als die Flöte, es sind nur unterschiedliche Klangwellen, und meine Stimme klang eben eher wie eine Violine oder eine Trompete. Nach meinem ersten Album veränderte sie sich, weil ich sie einfach in den ersten 19 Jahren meines Lebens nicht besonders oft genutzt habe, außer um ein paar Weihnachtslieder zu singen. Und dann musste ich auf Tour gehen und sie benutzen. Seitdem hat sie sich mit jedem Album verändert, und nun verliert sie langsam ihre Kanten und klingt irgendwie wie ein Zwischending aus Violine und Flöte.“

Mit Anfang 20 brach Newsom ihr Studium ab, spielte Keyboards bei einer Band mit dem Namen The Pleased und nahm ihre ersten EPs auf, durch die der Songwriter Will Oldham auf sie aufmerksam wurde. Er nahm sie mit auf Tour und vermittelte sie an eine Plattenfirma, Drag City in Chicago. Dort half man der jungen Musikerin, all ihre extravaganten und aufwendigen Visionen in die Tat umzusetzen: Doppelalbum, Triple-Album, große Orchester, große Arrangeure. Ihr neuestes Werk trägt den Titel „*Divers*“ – könnte das der Grund sein, warum wir uns zu nachtschlafender Zeit in einem Schwimmbad befinden?

Eine besonders gute Schwimmerin sei sie nicht, sagt Newsom. In ihrer Kindheit habe sie zwar ab und zu im Yuba River gebadet, aber der sei an manchen Stellen nicht besonders tief und das sei auch lange her. Vor der Kamera posiert sie wie ein kleines Mädchen beim Ballettunterricht. Als die Fotografin sie auffordert, mit ihren Gesten ein wenig, sagen wir, sparsamer zu sein, schüttelt sie den Kopf. „So bin ich eben“, sagt sie. Als sie Vertrauen gefasst hat, wird alles ein wenig ungezwungener. „What about tech support?“, fragt sie ihren Assistenten Brett, der daraufhin eine eiskalte Flasche Tequila aus seiner Jutetasche zieht. Brett hat einen Sektkübel randvoll mit Eis dabei, in dem er den Inhalt einer kleinen Minibar mit sich herumträgt.

Irgendwann sind dann alle Beteiligten einigermaßen angeheitert und gelockert und im Schwimmbecken gelandet. Newsom sitzt, an einer Piccoloflasche Champagner nippend, im Whirlpool und erklärt ausgelassen: „Eigentlich sollte ich nur noch Fotoshootings mit Champagner in Schwimmbädern machen. Das ist mein natürlicher Lebensraum.“

Das ist alles an Kontrollverlust und Orgienanbahnung, was dieser Text zu bieten hat. Geben Sie nicht mir die Schuld. Der Bademeister, der

„Ich sollte nur noch Fotos mit Champagner in Schwimmbädern machen“



ROMANTIKERIN
Newsoms Kunst und ihre Inszenierungen wirken oft, als stammten sie aus einer früheren Zeit

FUTURISMUS

„Sieht aus wie ein Bild von HR Giger“, erklärt Newsom nach Ansicht dieses Motivs



eindeutig stärker war als ich, schaute sehr streng auf die Uhr und drohte damit, mein Schmetterlingsnetz zu zerstören. Wenn Sie mehr über den sogenannten Rock'n'Roll-Lifestyle lesen möchten, sollten Sie jetzt zur Geschichte über die Eagles in diesem Heft wechseln. Hier folgt nun die hohe Kunst. Auch wenn Joanna Newsom, zumindest den Fakten nach, ein durchaus glamouröses Leben zu führen scheint. Im vergangenen Jahr hat sie mit ihrem Mann, dem Komiker Andy Samberg, ein riesiges Anwesen in den Hollywood Hills

gekauft, das in den frühen Zwanzigern Charlie Chaplin und später die Schauspielerinnen Mary Astor und deren Eltern bewohnten; sie ist mit dem Regisseur Paul Thomas Anderson befreundet, der auch das Video zum neuen Song „Sapokanikan“ gedreht hat, das sie durch Greenwich Village flanierend zeigt. In seinem jüngsten Film, „Inherent Vice“, spielt sie an der Seite von Joaquin Phoenix eine kleine, aber entscheidende Nebenrolle (sie ist die Erzählerin, die natürlich alles unter Kontrolle hat). Ab und zu sieht man ihr Gesicht auch

auf Fotos von Modeschauen und Preisverleihungen. Doch dem Hollywood-Hedonismus habe sie längst abgeschworen, erklärt sie. „Und wenn man ein Bild von mir bei einem dieser Anlässe sieht, ist es vermutlich einer von dreien, die ich in einem Jahr besuche und nach denen ich direkt nach Hause gegangen bin, mir eine Trainingshose angezogen und mich aufs Sofa gelegt habe, um einen Film zu schauen“, sagt sie fast entschuldigend und lacht. Das ausschweifende Partyleben habe sie bereits auf ihrem letzten Werk, dem Triple-Album

„Have One On Me“ von 2010, verarbeitet. „Das war ein sehr hedonistisches und stark stilisiertes Album. Schon das Cover zeigt mich ja drapiert zwischen allem, was ich besitze. So eine Art 20er-Jahre-Boudoir – irgendwie glamourös. Da habe ich mit der Idee des französischen Analytikers Jacques Lacan gespielt, dass der künstlerische Blick immer ein fundamental männlicher ist. Dieses Covermotiv zeigt einen stark stilisierten oder übertriebenen Blick auf die Weiblichkeit, und das spiegelte sich in den Themen des Albums wider.

Die verrückten Partys, zu denen ich zu jener Zeit gegangen bin, und mein Versuch, mit der Energie dieser seltsamen Glamour-Welt umzugehen, finden sich da auch wieder. Das ist nicht das Thema der Platte, aber als eine Art Hintergrundrauschen kommt es vor.“ Ihre Welt sei das nie gewesen, sagt sie. „Ich glaube, ich bin besser darin geworden, meine eigenen Grenzen zu erkennen. Ich bin eine sehr introvertierte Person. War ich schon als Kind. Aber ich kann es mir jetzt eingestehen. Ich versuche nicht mehr, es nicht zu sein. Also bleibe ich die meiste Zeit zu Hause oder gehe allein spazieren oder esse mit meinem Mann zu Abend. Ich habe ein paar sehr enge Freunde, abgesehen davon bin ich nicht besonders gesellig.“

Joanna Newsom hat kein iPhone, keine Facebookseite, keinen Twitter-Account. „Aber manchmal verstehe ich den Reiz dieser sozialen Medien. Wenn mir etwa ein guter Witz eingefallen ist, auf den ich sehr stolz bin, und ich mir wünsche, ich könnte ihn Tausenden von Leuten erzählen. So bleibt mir nichts anderes übrig, als still in mich hineinzulachen oder ihn beim Abendessen zu erzählen.“ Am Ende sei ihr die Vermeidung von Stress und Unruhe wichtiger, als ein Ventil für ihre Albernheiten zu finden, sagt sie. Daher halte sie sich fern. „Ich mag auch den Konversationsaspekt der sozialen Medien nicht besonders. Man stellt sich da aus und dann wird daraus eine Interaktion. Ich bin zu privat, um so etwas zu tun.“

Sie brauche die Stille und die Privatsphäre, um arbeiten zu können. Ihre Kunst sei am Ende genug an Kommunikation mit der Außenwelt. „Meine Alben repräsentieren das, was ich zu einem bestimmten Zeitpunkt sagen möchte. Einige sind autobiografischer als andere, aber sie sind alle persönlich.“ Sie überlegt. Lange. „Aber wenn ich die Lieder schreibe, sehe ich das nicht so. Dann bin ich in einer Art Vakuum. Ich glaube, es ist sehr nützlich zu versuchen, so zu schreiben, als würde niemand jemals mitbekommen, was man da macht. So als wäre man der letzte Mensch auf der Welt. Man schreibt nur, um sich selbst am Leben zu halten. Das ist wie essen oder atmen – eine Arbeit, die du tust, die nur für dich ist. Und wenn ein Song fertig ist, sagt er meist genau das, was ich in dem Moment tatsächlich der Welt mitteilen möchte.“

Fünf Jahre hat die Produktion von „Divers“ gedauert. Sie habe noch nie so stetig und konzentriert an etwas gearbeitet, sagt Newsom. Der Nachfolger des hedonistischen, auch rein äußerlich maßlosen Triple-Albums „Have One On Me“, der auf das episch-opulente, von Van Dyke Parks orchestrierte Doppelalbum „Ys“ von 2006 folgte, ist auf den ersten Blick kein weiteres Überwältigungswerk, sondern eine sehr subtile, fließende, herzwarmer, poetische, nicht selten auch komische musikalische Erzählung von gut 50 Minuten – verteilt auf zwei LPs, aber kein Doppelalbum, wie die Künstlerin betont, sondern eine „dual LP“. „Es war eine schwierige Entscheidung, das Album auf zwei Platten zu packen“, erklärt sie. „Ich musste es tun, weil die Wiedergabequalität sonst nicht gut gewesen wäre. Wenn es Vinyl in Kugeln gäbe, wäre das das ideale Format. Wenn man es nicht einmal umdrehen müsste, wenn es einfach rotieren würde. Es ist ein einfaches Album auf zwei Vinylscheiben.“

HURTS
SURRENDER

DAS NEUE ALBUM



AB 09. OKTOBER

informationhurts.com

Während auf „*Have One On Me*“ jede der sechs LP-Seiten ihr eigenes musikalisches und erzählerisches Konzept hatte, ist „*Divers*“ also ein in sich geschlossenes Werk, auf dem die Lieder ineinandergreifen, lyrische Motive wiederkehren, Musik und Text sich gegenseitig kommentieren. Ja, das Album sei aus ihrer Sicht so rund und vollkommen, dass sie sich scheue, darüber zu sprechen, weil sie fürchte, alles, was sie im Interview dazu sage, nehme ihm eigentlich etwas weg. „Ich zögere ein wenig, es ein Konzeptalbum zu nennen, weil Konzeptalben einen so schlechten Ruf haben“, sagt Newsom und kiekst, als wäre eine eklige Spinne über den Kaffeetisch gelaufen. „Ich will niemandem Angst einjagen, aber in gewisser Weise ist es tatsächlich ein Konzeptalbum. Harmonisch gibt es etwas, das alle diese Lieder verbindet: Das Ende jedes Songs und den Beginn des nächsten, auch die Abfolge der Lieder hat eine bestimmte Form und Struktur. Die harmonische Grundlage hat wiederum viele erzählerische Entscheidungen beeinflusst. Aber auf einer textlichen Ebene kann man sagen, dass jeder Song dieses Albums sich demselben Thema nähert oder dieselbe Frage stellt – vielleicht jeweils aus einer anderen Richtung. Und wenn man alles zusammennimmt, kann man die Form der Idee in der Mitte erkennen. Die Lieder dieses Albums sagen nicht exakt dasselbe, aber sie zeigen auf dasselbe.“

Jetzt klingt sie fast so rätselhaft und mystisch wie die nach dem französischen Wort für „Zauber“ benannte Sortilège, die sie in Paul Thomas Andersons Verfilmung des Thomas-Pynchon-Romans „*Inherent Vice*“ spielt, wenn sie den dauerbekifften Privatschnüffler Doc Sportello heim sucht. Und ihre Texte haben tatsächlich oft eine pynchoneske Qualität, sind voller seltsamer Verweise, verschrobener Gags und nie zuvor gehörter Begriffe. Oder wissen Sie, was „*simulacreege*“ bedeutet? „*Ozymandian*“? Oder „*Sapokanikan*“? Letztgenanntes ist der Titel eines neuen Songs und die indianische Bezeichnung eines kleinen Dorfs der Lenape auf Manhattan Island, das schließlich von europäischen Siedlern dem Erdboden gleich gemacht wurde, um dort Greenwich Village zu errichten. Ozymandias ist der griechische Name des ägyptischen Pharaos Ramses II. und der Titel eines Sonetts von Percy Bysshe Shelley über einen Wanderer, der in einer Wüste auf eine zerfallene Ramses-Statue trifft; Shelleys Freund Horace Smith hat übrigens über dasselbe Thema auch ein Gedicht geschrieben, das ebenfalls in Newsoms „*Sapokanikan*“ vorkommt. Außerdem singt sie über Vincent van Goghs Bild „*Grasgrönd*“, unter dem Wissenschaftler das übermalte Porträt einer Frau entdeckten, sowie über ein Gemälde von



KURZ NACH MITTERNACHT
Newsom ist bereits auf dem Sprung. Art Director Walter Schönauer (r.) noch voll bei der Arbeit

Tizian, das unter einem Bild eines seiner Schüler gefunden wurde, eine geheime Liebesbotschaft, die der australische Impressionist Arthur Streeton für sein Süßherz Florry Walker auf eines seiner Bilder kratzte, und viele weitere historische und kunsthistorische Angelegenheiten.

„Ich hatte eine Idee, die mich sehr beschäftigt hat“, erklärt Newsom. „Aber sie war so abstrakt, dass ich nicht wusste, wie ich darüber sprechen

wollte. Und als ich anfing, dieses Lied zu schreiben, wurde mir klar, dass ich in einer Reihe von historischen Bezügen und Zitaten darüber sprechen wollte, um so die Idee einzukreisen. Es ist eine Art Collage. Bis in einzelne Zeilen hinein, in denen zwei unterschiedliche Bezüge kombiniert werden – oder drei. Ich habe Informationen gesammelt, von denen ich intuitiv glaubte, sie seien irgendwie verbunden. Aber ich wusste noch nicht

genau wie – bis ich sie alle zusammenhatte und den Song darin erkannte.“

„*Sapokanikan*“ handelt also von historischen Überschreibungen, von Dingen, die die Zeit vor unserem Blick verborgen hat, die sich aber in der Kunst, beispielsweise in einem Lied, rekonstruieren lassen – solche Rekonstruktionen kann man nach dem französischen Philosophen Roland Barthes auch *Simulacra* nennen, was uns vielleicht ein wenig näher an die Bedeutung des Wortes „*simulacreege*“ bringt, das in dem Song „*Waltz Of The 101st Lightborne*“ vorkommt, einem Seemannslied, das beschreibt, wie eine Flotte den Hafen von San Francisco verlässt. „Es gibt verschiedene Arten des Verlassens der Stadt auf dem Album“, erklärt Newsom. „Sei es, dass die Zeit die Stadt obsolet oder vergessen macht, oder der physische Akt, sich aus der Stadt herauszunehmen, sie also körperlich zu verlassen, und so weiter. Und die Grenze zwischen Stadt und – weil es kein besseres Wort gibt – Land spielt ebenfalls eine große Rolle. Auch wenn es hier nicht um den Gegensatz Stadt-Land geht, sondern eher um die Stadt und die Abwesenheit von Stadt, wenn das einen Sinn ergibt. Also die Stadt steht hier für eine Konzentration der westlichen Zivilisation oder für kulturelle Konzentration und Dichte, wenn man so will.“

Es gibt noch andere Grenzen, die auf „*Divers*“ eine Rolle spielen: die Grenze zwischen Ozean und Land etwa oder die zwischen männlich und weiblich, auch der Raum zwischen den Fronten eines Schlachtfelds wird besungen. Der Perlentaucher aus dem Titelsong des Albums kann einige dieser Grenzen überwinden, taucht vom Land in die See, von der Luft ins Wasser – und tragischerweise auch vom Leben in den Tod, während die Braut am Ufer steht und auf die vollkommene Perle hofft, die er als Zeichen seiner Liebe aus den Fluten holt. Schließlich schwört sie, die „*pearl of death*“, die ihrem Liebsten den Tod brachte, ihr Leben lang zu jagen. Es ist diese Spannung zwischen ewiger Liebe und Endlichkeit, die „*Divers*“ in elf Liedern umschreibt. „*And it pains me to say I was wrong*“, singt Newsom am Ende. „*Love is not a symptom of time/ Time is just a symptom of love.*“

Nun sind wir also nach einiger Kopfarbeit mittendrin in diesem Wunderwerk, das Newsom mit vielen Helfern zusammengesetzt hat. Sie arbeitete etwa gleich mit drei Arrangeuren – Nico Muhly, Ryan Francesconi sowie mit David Longstreth von den Dirty Projectors –, schickte ihnen genaue Anweisungen, welche Instrumentierung sie sich jeweils vorstellte, wie die Instrumente an welcher Stelle klingen und wie sie sich auf den Liedtext beziehen sollten, kommentierte erste Entwürfe und schickte sie zurück. „Und jeder Arrangeur kommuniziert anders, beschreibt Musik anders“, erklärt Newsom. „Das war besonders spannend bei diesem Album, weil ich nicht wie etwa auf „*Ys*“ oder „*Have One On Me*“ jeweils mit einem Arrangeur gearbeitet habe, sondern mit mehreren, die jeweils nur einen Song arrangieren sollten. Außerdem habe ich vier verschiedene Gitarristen engagiert, weil jeder der vier Songs, die eine Gitarre brauchten, unterschiedliche Persönlichkeiten erforderte. Ich hatte zwei verschiedene Schlagzeuger, weil ich bei den Songs spezifische Stile hörte. Und so weiter. Es gab so viele Zusammenarbeiten auf dieser Platte, die alle dazu dienten,

jedem einzelnen Song seine eigene Atmosphäre zu geben – die Farben sehen von Song zu Song ein wenig anders aus, die Luft riecht ein wenig anders, der Boden unter den Füßen fühlt sich ein wenig anders an. Das war für mich als Kontrast wichtig, um auszutarieren, wie eng diese Songs narrativ zusammenhängen und wie eng sie harmonisch verbunden sind. Ich wollte das Album in diese Momente aufbrechen.“

Mit Steve Albini, einst als Toningenieur von PJ Harvey, Nirvana, Slint, den Pixies et cetera Meister des krediblen Krachs, nahm sie ihre eigenen Beiträge analog auf Band auf, einige der Overdubs ihrer Arrangeure – etwa ein Orchester in Prag und ein Kammermusikensemble in New York – wurden digital aufgezeichnet und von Newsom und ihrem Koproduzenten Noah Georgeson eingefügt. Auch das Abmischen des Albums gab die Songwriterin nicht aus der Hand. „Während ich schreibe, treibe ich alle zum Wahnsinn, weil ich darauf bestehe, dass im Haus keine Musik gespielt wird“, erklärt sie. „Als wir die Platte dann aber gemischt haben, habe ich wieder angefangen, einige meiner Lieblingsplatten zu hören, um noch mal zu checken, ob ich auf dem richtigen Weg bin.“

Richard und Linda Thompsons „*First Light*“ habe als Referenz für den Gitarrensound gedient, Roy Harpers „*Stormcock*“ für das Ineinanderblenden der Gesangsharmonien. „Und Joni Mitchells „*Blue*“ war besonders wichtig – ich liebe natürlich das Songwriting, aber ich liebe auch, wie die Platte abgemischt ist, das ist sehr subtil, weniger bombastisch als, sagen wir, „*Nilsson Sings Newman*“, das für mich eine weitere Referenz ist, wenn es um Gesangsharmonien geht. Allein der Klavier-sound auf „*Blue*“ ist wahnsinnig toll. Man erkennt Jonis Spiel natürlich auf all ihren Alben, aber es klingt nirgendwo besser als dort.“

Sie habe die Platten von Mitchell erst gehört, nachdem viele Leute sie gefragt hätten, ob die kanadische Songwriterin ein wichtiger Einfluss auf sie gewesen sei. So sei es ihr mit vielen Künstlern gegangen – auch mit Karen Dalton, deren Gesang Newsom sich nach ihrem ersten Album zeitweilig zum Vorbild für ihre eigene Stimmbildung nahm. Außer „*Rumours*“ von Fleetwood Mac habe sie in ihren Teenagerjahren keinerlei Popmusik gehört, sondern sich ausschließlich mit klassischer Musik beschäftigt. „Kann sein, dass man meiner Musik das nicht anhört, aber auf irgendeine Weise muss ich auch von „*Rumours*“ beeinflusst worden sein.“

Es ist spannend zu beobachten, wie Newsoms Gesang und Produktion von Album zu Album weiter von den großen Pop- und Songwriterplatten der Siebziger lernen, während ihre Kompositionen weiterhin den Einfluss alter Folkballaden und moderner Klassik atmen. „*Divers*“ ist der bisherige Höhepunkt dieser Entwicklung und übertrifft alle vermeintlichen Vorbilder. Es gibt zurzeit keine andere Sängerin, die ihr Material so beherrscht, die Schönheit und Komik, Trauer und Euphorie ihrer Lieder so präzise zum Ausdruck bringen kann. Und niemand sonst taucht so grazil unter den Grenzen aller Genres hindurch, um uns eine ganz eigene und einzigartige Welt zu zeigen.

Wenn man wissen will, wer Joanna Newsom wirklich ist, muss man „*Divers*“ auflegen. Wenn man das Album des Jahres hören will, natürlich auch.

„Es ist ein Konzeptalbum. Aber ich will niemandem Angst einjagen“

WE DELIVER THE GOODS.



Holly Golightly
Slowtown Now!
CD/LP (Damaged Goods)



Destroyer
Poison Season
CD/LP (Dead Oceans)
12.11. A-Wien, Szene
13.11. München, Kammer-spiel
14.11. Köln, Luxor
15.11. Berlin, Lido



Luna Sol
Blood Moon
CD/LP (Cargo Records)



PELZIG
My Medium Cool World
CD/LP (Cargo Records)



LOW
Ones And Sixes
CD/LP (Sub Pop)
12.10. Köln, Gebäude 9
13.10. Hamburg, Knust
17.10. Berlin, Lido
19.10. München, Ampere



HERE WE GO MAGIC
Be Small
CD/LP (Secretly Canadian)



www.cargo-records.de



plattensladen WOCHE

LIVE IM PLATTENLADEN, U. A.

EXKLUSIVES AKUSTIK-SET UND MEHR MIT THE BOSSHOS UND SPECIAL GUESTS
Am 19.10.2015 ab 12 Uhr bei VOPO Records, Danziger Straße 31, Berlin (Prenzlauer Berg)

EXKLUSIVE SPECIAL RELEASES, U. A.

VON BRÜCKEN "GOLD GEGEN BLEI"

7 INCH VINYL-SINGLE Von Brücken ist die neue Band von Nicholas Müller, dem ehemaligen Sänger von Jupiter Jones, und Tobias Schmitz, dem ehemaligen Live-Keyboarder der Band. Passend zum Titel ist die Verpackung golden, die Vinyl silbern.

GANG OF FOUR FEAT. HERBERT GRÖNEMEYER "DIE STAUBKORN SAMMLUNG"

12 INCH VINYL Die Songs „Staubkorn“ und „The Dying Rays“ (inkl. Remixen), beide mit Herbert Grönemeyer, von aktuellem Gang-Of-Four-Album „What Happens Next“.

ERIK COHEN "HIER IST NICHT HOLLYWOOD"

7 INCH VINYL-SINGLE Physische Exklusiv-Premiere zur Plattenladenwoche 2015! Die allererste Hörprobe aus dem 2016 kommenden neuen Erik-Cohen-Album mit exklusiver B-Seite „Kapitän (akustisch)“.

UGLY KID JOE "UNDER THE BOTTOM" FEAT. PHIL CAMPBELL (MOTÖRHEAD) / RICHARDS/CRAVE "BLACK & WHITE" FEAT. MYLES KENNEDY

7 INCH VINYL-SINGLE Doppel-A-Seiten-Single – Richards/Crane ist ein neues Projekt von Ugly-Kid-Joe-Frontmann Whitfield Crane und Godsmack-Gitarrist Lee Richards, mit Myles Kennedy (Alter Bridge).

DARCY "EXTENDED PLAY II"

CD-EP Live konnte der junge Singer/Songwriter schon viele überzeugen, seine zweite EP gibt es zur Plattenladenwoche zuerst im Plattenladen!

EVENTS
&
SPECIALS

19. BIS 24. OKTOBER 2015



ALLE INFOS ZUR KAMPAGNE IM PLATTENLADEN ODER ONLINE
WWW.PLATTENLADENWOCHE.DE

MADE IN
GERMANY

TIPPS VON DEINEM PLATTENLADEN

JETZT IM PLATTENREGAL



THE BOSSHOS

DOS BROS

Die Cowboys sind zurück – nicht nur als Botschafter der Plattenladenwoche! Zum zehnjährigen Bandjubiläum schenken die Berliner ihren Fans ein ganz besonderes Album: Das Doppelalbum schlägt den Bogen von den Anfängen als Coverband bis heute.

Dussmann – Das KulturKaufhaus.
Berlin
☎ 030.2025 1111



DAVID GILMOUR

RATTLE THAT LOCK
24 Stunden im Leben eines Menschen werden Musik: Ein reifes Spätwerk mit epischen Rock-Elaboraten vom Pink-Floyd-Frontmann.

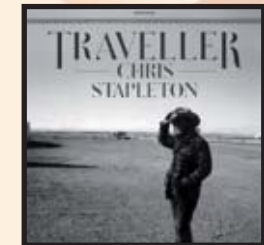
Mr. Music. Bonn
☎ 0228.690 901



ROMANO

JENSEITS VON KÖPENICK
Kein Hipster, keine ironische Kunstfigur, sondern einfach nur er selbst. Viel HipHop trifft auf dem Debüt auf ein wenig Metal und sogar Schlager.

HHV. Berlin
☎ 030.29 367 377



CHRIS STAPLETON

TRAVELLER
Die Mischung stimmt: Ein modernes Country-Album mit einem Schuss Rock, Bluegrass, Irish Folk und Soul.

Pressezentrum. Lübeck
☎ 0451.799 600



RDGLDGRN

RED GOLD GREEN LP2
Frisch aus Washington: Wild und locker, zuckersüße Chöre und treibende Beats, HipHop und Funk – hier stimmt die Mischung.

Phonac. Saarlouis
☎ 06831. 122 191



HAUDEGEN

LICHTBLICK
Nach zwei Jahren Pause veröffentlichten die beiden Berliner endlich ein neues Album und beziehen darauf klar Stellung.

VOPO Records. Berlin
☎ 030. 440 44 925



PHELA

SEITE 24
Poesie, Farbenspiele und ein feines Gespür für die Tonalität der deutschen Sprache – ein beeindruckendes Debüt, ohne jedes Radiohit-Denken.

Rimpo. Tübingen
☎ 07071. 23456



STEFAN GWILDIS

ALLES DREHT SICH
Neues vom deutschen Soulman, mit Humor, Seelentiefe und natürlich seinem lebensgegerbten Bariton.

Hanse CD. Hamburg
☎ 040. 340 561



CÄTHE

VAGABUND
Das dritte Studioalbum ist eine Herzensangelegenheit, die Mut zu intimen Momentaufnahmen beweist und zugleich die seelischen Innenansichten mit feiner Ironie unterfüttert. adventure. music-tickets-games. Hennef
☎ 02242. 868 140

AB 02.10.



GRAVEYARD

INNOCENCE & DECADENCE
Das Rockquartett aus Schweden schafft tatsächlich den Spagat, Musikgeschichte zu ehren und gleichzeitig aktuell und heiß zu klingen.

Hot Shot Records. Bremen
☎ 0421. 704 730



LANA DEL REY

HONEYMOON
Nach dem Hammer-Debüt „Born To Die“ und „Ultraviolence“ folgt jetzt das dritte Album der Ausnahmekünstlerin innerhalb von drei Jahren.

CD Lounge. Darmstadt
☎ 06151. 291 705



THE STRYPES

LITTLE VICTORIES
Die Iren wildern in den Revieren von Blues, Rock'n'Roll und Garage – Paul Weller, Elton John, Jeff Beck, Dave Grohl und Noel Gallagher sind schon Fans.

Plattenslaede. Reutlingen
☎ 07121. 311 619



THE LIBERTINES

ANTHEMS FOR DOOMED YOUTH
Pete Doherty ist clean, und The Libertines sind zurück, mit einem Album, das dem totesagten Indie-Rock neues Leben einhauchen könnte.

Blitz Records. Kiel
☎ 0431. 96 666



NOCH MEHR MUSIKTIPPS GIBT'S IM PLATTENLADEN.

WWW.PLATTENLADENWOCHE.DE/PLATTENLAEDEN





HEIMLICH

Vier Autoren erzählen von persönlichen Leidenschaften und geheimen Obsessionen. Sie schreiben über Autos, Bahnfahren, Pole Dance – und einen, der sich selbst sammelt

ILLUSTRATIONEN VON KATHARINA METSCHL

TERESA PRÄAUER ÜBER POLEDANCE

AM ANFANG STEHT DAS AUFWÄRMEN: Sit-ups, Liegestütz, Dehnungen. Es ist so hart und streng, dass man damit rechnet, hier auf den Überlebenskampf während einer Polarexpedition vorbereitet zu werden. Wenn man nämlich auf der Erdkugel ganz hinauf in den Norden fährt und hernach dann, auf der Direttissima, wieder ganz hinunter in den Süden: dann sieht man die Pole. Dass die Pole durch eine Achse direkt verbunden sind, die der Mensch sich denkt, um die Rotation der Erdkugel zu imaginieren, liegt auf der Hand. Diese Achse ist eine Stange aus Metall, an der man sich festhalten, hinaufklettern und herunterrutschen kann. Und weil sie die beiden Pole verbindet, nennt man sie: Pole-Stange, übersetzt: Stange-Stange. Insofern, nämlich von Süd bis Nord und wieder retour, ist die Akrobatik auf der Stange etwas Weltbewegendes. Während man sich hält, mit den Beinen, den Füßen, den Händen, den Achseln, den Kniekehlen und so weiter, dreht man sich mit der Welt mit in einem Wirbeln und Kreisen. Und was zwischen Oben und Unten, zwischen Himmel und Hölle sich finden kann in einem Leben, hält sich daran fest, hängt, stößt sich ab, schlägt an, grätscht, greift um, rutscht ab, klettert wieder hoch.

Es gibt, angefangen bei der Erfordernis des Aufwärmens, nur ein paar wenige Unterschiede zwischen dem Stapfen durch Nacht und Eis und dem Training in einem Studio irgendwo in Europa, Amerika, Australien und wo auch immer dieser Sport mittlerweile praktiziert wird: Man tut es, im Unterschied zu Fridtjof Nansen, ganz ohne Schlittenhund – und beinahe ohne Kleidung.

Schlichten Gemütern erschließt sich die Notwendigkeit der spärlichen Bekleidung bei Poledance, Pole-Fitness oder Pole-Arts aus der visuellen Erfahrung, die sie sich in Nachtclubs und Stripteaselokalen gerne angeeignet hätten. Tatsächlich ist es so, dass die nackte Haut für die Reibung und den Halt an der Stange verantwortlich ist: um der Erdanziehung ein Schnippchen zu schlagen. Weder helfen dabei notwendigerweise High Heels noch Netzstrümpfe noch glitzernde Pasties mit Quasten.

Der Tanz und die Akrobatik an der Stange ziehen die unterschiedlichsten Menschen an: Es

sind eben auch Männer, die sich darin üben, es sind dickere – wie die britische Castingshow-Teilnehmerin Emma Haslam – und dünnere Menschen, ältere und jüngere. Es sind Friseurinnen und Computerprogrammiererinnen. Feministinnen, Tussis, Sportlerinnen, Physiotherapeuten. Eine Baumeisterin, ein Model. Wienerinnen aus den Außenbezirken, eine Asiatin, eine Ukrainerin, die kein Deutsch spricht, dabei großartig turnt. Selten findet sich auch eine Stripperin darunter, aber das erfährt man erst, wenn man einmal nach dem Training gemeinsam zur U-Bahn spaziert.

Und Stangen stehen überall in der Welt herum, bekanntermaßen auf den Straßen als Laternenmasten und Verkehrsschilder, und auch in der U-Bahn selbst. Während man unterirdisch die Großstadt durchquert, kann man sich auf eine Stange schwingen und sich die Trübsal aus dem Kopf schütteln, wie es die HipHop-Jungs aus New York oder Paris vorzeigen. Weil alles benutzbar ist, weil der Sport der Straße sich den öffentlichen Raum immer wieder erobert. Weil er durch nutzlose Eleganz und lustvollen Einfallsreichtum die vorgegebene Handhabung und Funktion der Gegenstände verulkt.

Es ist faszinierend, wie viel Kraft, Ausdauer und Körperspannung manche dieser turnenden Menschen aufbringen. Die Stange bietet keinerlei hilfreiche Widerhaken, Stufen oder Haltegriffe: Abstoßung und Anziehung funktionieren über die Hebel des eigenen Körpers. Sehr viel Muskelkraft in den Armen ist da vonnöten, aber auch die Rücken-, Bauch- und Beinmuskulatur. Es braucht schon eine doppelte Portion Kühnheit, um auf eine glatte Stange zu klettern, sich nur mit den Beinen an dieser Stange festzuklammern und sich kopfüber rücklings nach unten fallen zu lassen.

Und dann: Chair, Supergirl Reverse, Gemini, Frog, Frodo, Chinese Flag, Russian Split, Flag Back Roll, Shouldermount, Air Invert, Nose Breaker Drop, Extended Brass Monkey, Scorpio, Jade, Rainbow, Chopsticks, Extended Skater, Duchess, Batman, Bird, Phoenix, Dove, Splash, Dark Pixie Pose, Headstand, Handstand, Ninja, Hero, Bee Knees, Boomerang Hold, Flag, Flying Cupid und wie sie alle heißen, die Figuren des Pole.

Es gibt fixierte Stangen und solche, die sich drehen. Wenn man sich klein zusammenrollt, wird die Drehung schneller, wenn man seine Gliedmaßen von sich streckt, verlangsamt sie sich wieder. Sich drehen und dabei doch nicht abrutschen: da darf die Haut nicht eingecremt sein. Öl, Schweiß und Tränen können, wie oft im Leben, zum Absturz führen – dagegen hilft dann Grip Wax für die Hände. Und ja, eine ganze Industrie an Kleidung und Kosmetik

entwickelt sich seit etwa zehn Jahren, während derer die Stangenakrobatik langsam den Mainstream erreicht und gleichzeitig für die Aufnahme als Disziplin bei den Olympischen Spielen 2016 lobbyiert.

Die Finnin Oona Kivelä, zweifache Weltmeisterin auf dem Pole, ist eine der herausragenden Vertreterinnen dieses Sports, deren Trainingsvideos im Internet die Runde machen. Oona Kivelä kann in der Luft gehen, stehen und fliegen wie eine Zeichentrickfigur. So als gäbe es die Einschränkungen des Körpers und der Erde nicht. Oona ist die stärkste Frau, die wir auf diesem Rummel der außergewöhnlichen Fähigkeiten je gesehen haben. Oona braucht dazu keinen Bart, kein Kostüm, keinen Marktschreier. Sie ist nur konzentriert auf ihre jeweiligen Bewegungsabläufe. Eigentlich bräuchte sie auch kein Publikum – aber wir wollen ja auch etwas davon haben.

Und was haben wir eigentlich davon? „Voyeurismus“ ist nur ein kräftigeres Wort für die Lust am Schauen. Die ganze bildende und darstellende Kunst lebt von dieser Schaulustigkeit im Verhältnis zur Lust am Zeigen und Ausstellen.

Am Anfang war vielleicht die Stange in der Mitte eines Zirkuszeltens, die später in die Nachtclubs gewandert ist. Und das Burleske, eine Veräppelung von Posen und Gesten der Verführung, ist dabei eingemündet worden in das brave, ewig gleiche Ritual des Striptease. Man muss nicht gleich die Symbolik von Papa Freud bemühen, um die Wahl der Stange als Sportgerät zu ergründen. Man findet sie auch bei den Akrobaten des Chinesischen Pole (und kombiniert mit Elementen des Contemporary Dance, wie es die Kanadier von Les 7 doigts de la main machen) oder beim Klettern, Drehen und Fallen der indischen Meister des Mallakhamb, die dafür einen Mast aus Holz oder ein Seil benutzen.

Man kann sich auch an die Reckstange beim jugendlichen Geräteturnen erinnern, die dann von der Horizontale in die Vertikale gedreht worden ist. Die Stange ist dabei immer der Gegenstand, der einem entgegensteht und in die Quere kommt: quer, schräg. Während man beim Drehen schwindlig wird und das Bild, das man sich gemacht hat von der Welt, unscharf wird und verzogen.

Und vielleicht kommt man selbst dabei so durcheinander, dass man in Hinkunft oben von unten nicht mehr unterscheiden kann, wie es den kopflosen Figuren in den Bildern des französischen Fotografen Patrice Letarnek geht.

Recht beschaulich geht es hingegen in den Videos der Popmusik zu: Shakira räkelt sich 2011 bei „Rabiosa“ an der Stange, Kate Moss 2003 zu „I Just Don't Know What To Do With Myself“ von den White

Stripes – *and she knows it*, trotz guten Looks, auch bis zum Ende ihrer Performance nicht. Ersparen wir Kate die Turnstunden, auf dass sie nicht monatelang ohne Unterbrechung im Kreise rundum getrieben würde, auf der Stange schwirrend, Küsse werfend, in der Taille sich wiegend, wie es zirka bei Kafka heißt.

Bei monatelangem Training sieht man aber auch Dinge, die man sonst nicht sehen würde: farbenfrohe Ganzkörper tatoos, implantierte Strass-Steinchen, wollene Legwarmers, Unterhosen mit der rückwärtigen Aufschrift „Bunga Bunga“. Man riecht ziemlich blumige Deos und lutscht ziemlich viel Traubenzucker. Man bekommt blaue Flecken und spürt das erste Mal in seinem Leben, dass auch der Unterarm krampfen kann. Und man hört ziemlich viele Songs, die man sonst nie hören würde. „Pole“ von Karlheinz Stockhausen für zwei Performer mit Kurzwellenempfängern und Klangregelung aus dem Jahr 1970 wird hiermit in die Playlist hineinreklamiert.

Die Pole, Nacht und Schweiß: Wir brauchen Mut, um die alten Kleider wegzuerwerfen, die ihre besten Tage hinter sich haben, soll Fridtjof Nansen einmal gesagt haben, als er sich in knappen Shorts und mit Grip Wax auf den Händen auf die Stange geschwungen hat.



TERESA PRÁAUER ist Autorin und bildende Künstlerin. Verkleidet als Günter Wallraff hat sie zwei Jahre lang in der Pole-Arts-Szene recherchiert – im vergangenen Jahr erschien ihr von den Kritik hoch gelobter Künstlerroman „Johnny und Jean“ (Wallstein Verlag, 19,90 Euro), der unter anderem für den Preis der Leipziger Buchmesse 2015 nominiert wurde. Für den ROLLING STONE illustrierte sie im Mai 2013 die Besprechung des Van-Dyke-Parks-Albums „Songs Cycled“, für Wolf Haas das schöne Bilderbuch „Die Gans im Gegenteil“.

NEIL YOUNG

ÜBER AUTOS

Am 24. Juli 1989 fand ich in der Zeitung ein 1959er Lincoln Continental Mark V Cabrio, das zum Verkauf stand. Es befand sich irgendwo an der Schnellstraße Richtung Sacramento und ich fuhr mit Paul Williamson dorthin, um es in Augenschein zu nehmen. Es war ein feiner Tag für eine Fahrt, und ich war äußerst gespannt auf dieses Auto, das ich bislang ja nur bei meiner Recherche auf Bildern gesehen hatte.

Im ersten Augenblick wünschte ich, es wäre besser in Schuss gewesen. Es hatte eine imposante Linienführung und ein wirklich wohldurchdacht angeordnetes Armaturenbrett mit allen Instrumenten, in weit besserem Zustand als bei den beiden, die ich vorher gesehen hatte. Das Lenkrad war großartig modelliert, in einem wunderbaren alten Elfenbeinton mit einem aparten Chromring und einem schönen Lincoln-Emblem auf schwarzem Grund in der Mitte. Das Auto war ein Kunstwerk. Seine Rücklichter viel eleganter als die des '58ers, herausragend gestaltet und gestylt im Vergleich zu den schlechten runden von 1958. Die Front sah fröhlich aus, die Front des '58ers dagegen zornig und irgendwie beleidigt,

oder zumindest traurig. Ich versenkte mich in die Details und das Auto löste ein Gefühl in mir aus. Wie ein Auto von vorn aussieht, sagt viel über das Design und ich mochte den '59er, weil er eine aufgeweckte und optimistische Ausstrahlung hatte.

Ich konnte mir leicht Marilyn Monroe mit ihren Freundinnen auf der Rückbank vorstellen, mit ihrem langen Schal, ihr Haar flattert im Wind, und sie trägt diese Sonnenbrille mit den großen, dunklen Gläsern, um ihre Augen vorm Fahrtwind zu schützen. Dieser Wagen schien zu Großem berufen. Er sprach den amerikanischen Traum an wie kein anderer, den ich je gesehen hatte.

Autos erzählen immer eine Geschichte, und wie man sehen wird, hatte dieses Exemplar eine Menge mit Frauen zu tun. Als ich so um die schnittige Form des großartigen Continental herumwanderte, konnte ich seine Geschichte spüren. Ich bemerkte, dass ein Vorbesitzer das Verdeck seltsamerweise mit einem Pinsel angestrichen hatte. Es war weiß, wie auch die Karosserie, und etwas eingeschrumpft, sodass es nicht ganz passgenau mit der Dachkonstruktion abschloss, auf der es auflagerte. Es war eine komplizierte Konstruktion, denn sie beherbergte zum einen den elektrischen Antrieb für das versenkbare Heckfenster und gleichzeitig auch den Mechanismus zum Heben und Einziehen des faltverdecks, das komplett unter einem lang gestreckten Heck verschwand. Die Karosserie des Lincoln Continental war, im Gegensatz zur Rahmenbauweise der anderen Wagen seiner Zeit, selbsttragend, es war alles aus einem Guss. Durch dieses Integraldesign zog er unglaubliche Stärke aus seiner Konstruktion. Alles in allem war er in jeder Hinsicht ein erstaunliches Automobil – ein Kraftpaket mit einzigartigem Styling, innovativer Technik im Verdeckmechanismus und einem luxuriösen, geräumigen Interieur.

Unter der sichtbaren Hülle lag noch eine unerzählte Geschichte. Ich betrachtete das Auto länger und immer länger, bis eine unvermeidliche Frage in mir Gestalt annahm. Es hatte eine ganz passable Lackierung, ein paar kleinere Scharten und Schäden, aber nichts Großes, doch sämtliche Verblendeile waren durch einen durchgehenden korrodierten Streifen in der Farbe verdorben. Wer machte so etwas und warum? Der Eigentümer, ein Typ um die fünfzig, konnte sehen, dass ich den Makel bemerkt hatte, und wartete schon auf meine Frage.

Er sah mich mit einem tiefen Blick aus seinen graublauen Augen an, in denen traurige Erinnerungen lagen. „Das war meine Freundin“, sagte er leise. Er verriet mir, dass sie einen Kanister sich ätzender Bremsflüssigkeit darüber ausgeleert hatte, ganz langsam und sorgfältig, um auch keine Fläche auszulassen und um sicherzugehen, dass überall dort, wo sie landete, für immer der Lack ruiniert war. Der Schaden ging bis runter aufs Metall. Irgendetwas muss sie sehr wütend gemacht haben. Sicher hatte sie gewusst, wie sehr er sein Auto liebte.

Im vergeblichen Bemühen, die Optik zu retten und es mit einem ähnlichen, wenn auch nicht exakt demselben Elfenbeinton auszubessern, hatte er versucht, den böswilligen, hasserfüllten Anschlag optisch ungeschehen zu machen. Es war ihm fast gelungen, der Schaden war ab circa sechs Metern Entfernung kaum noch zu erkennen. Er hatte den Schlag etwas abgefangen. Aus der Entfernung sprangen nur noch die wunderschönen Linien des Wagens ins Auge.

„Gut von fern, aber fern von gut“, wie man so schön sagt.

Durch die Beschädigung und die rissige Farbe des handgestrichenen Segeltuchverdecks hatte der Wagen eine ganz eigene Persönlichkeit und Seele. Er war ein echter Überlebenskünstler. Ich nahm die Schlüssel, steckte den Zündschlüssel ins Zündschloss und startete den Motor. Der Monster-V8 des Continental, 7.587 Kubikzentimeter schweres Eisen, erwachte donnernd zum Leben und bullerte kraftvoll vor sich hin, wie in Vorahnung einer längeren Reise, vielleicht sogar eines Entkommens.

Ich kaufte den Wagen auf der Stelle und fuhr ihn zu seinem neuen Zuhause. Er war wohl das bemerkenswerteste Auto, das ich je gesehen hatte, und er würde eine gewaltige Rolle in meinem Leben spielen. Noch hatte ich nicht die geringste Vorstellung, was ich mir da eingehandelt hatte beziehungsweise was für ein Katalysator für kommende Veränderungen dieser Wagen werden würde.

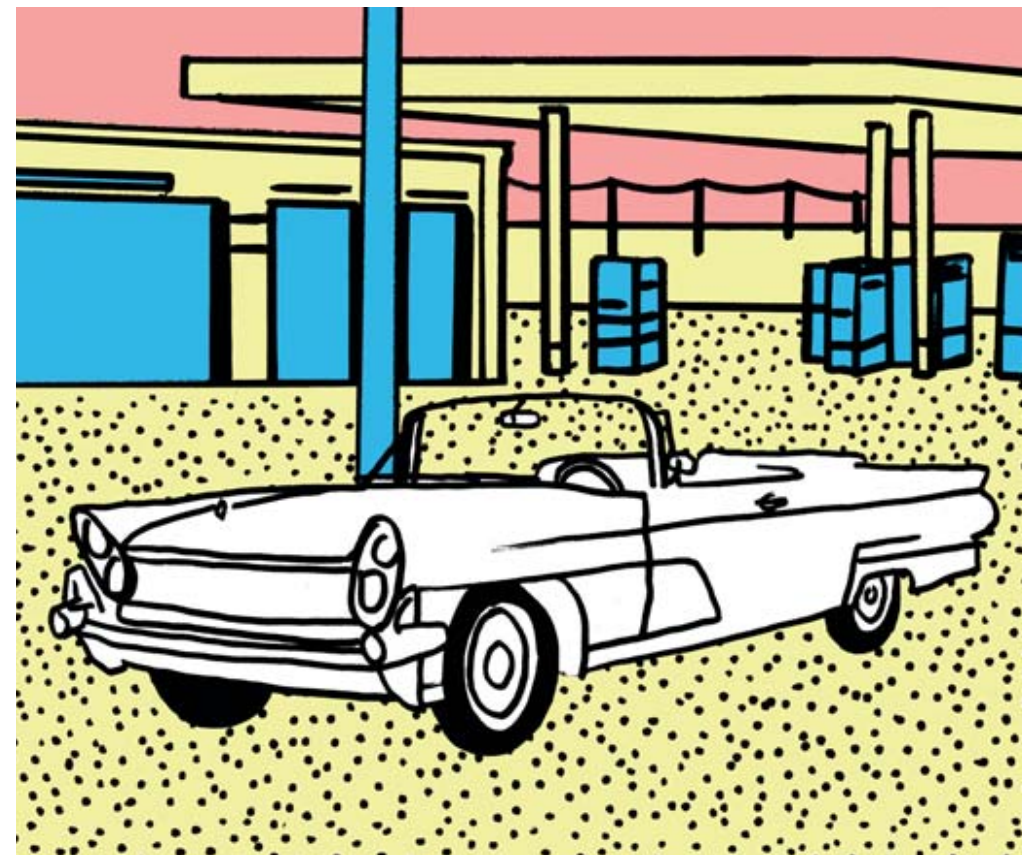
Geballte Kraft. Billiges Benzin, knapp acht Cent pro Liter. Schadstoffbelastung war in den Fünfzigern kein Thema, danach krährte kein Hahn. Die Autodesigns im Jahr 1959 waren die unglaublichen Beispiele des großen amerikanischen Traums vom Straßenkreuzer und sind es bis heute. Es mag in der Zukunft noch mal eine ebenso sorglose Zeit für Amerika ins Haus stehen, aber das wird einiger Arbeit bedürfen.

General Motors führte den 1959er Cadillac Eldorado ein, eine Ungeheuerlichkeit mit riesigen Heckflossen und Rücklichtern, Chrom und Edelstahlzerrat, sanft blubberndem V8 mit Vierfachvergaser, Lederausstattung und allen vorstellbaren und manchen unvorstellbaren Schikanen. Das Auto war ein Ausdruck seiner Zeit, ein Statement.

Ford Motors antwortete standesgemäß mit einem eigenen Flaggschiff, dem 1959er Lincoln Continental Cabriolet. Ich war nun stolzer Eigentümer beider Exemplare, eines Teils amerikanischer Geschichte, der mit Sicherheit immer einen festen Platz in den Museen haben würde. Freiheit der Meinungsäußerung und ein Gefühl kultureller Weltführerschaft, ob vermeintlich oder real, hat sich damals stilbildend auf die amerikanische Automobilindustrie ausgewirkt.

Aber nichts ist perfekt. Der Cadillac Air Ride lief nicht gut. Das Autronic Eye, eine Vorrichtung, die die grellen Scheinwerfer automatisch abdimmten sollte, wenn sich ein entgegenkommendes Fahrzeug näherte, war fehlerhaft. Das Verdeck vom Continental funktionierte auch nicht immer, und manchmal zerstörte der Mechanismus sich ätzender Bremsflüssigkeit darüber ausgeleert hatte, ganz langsam und sorgfältig, um auch keine Fläche auszulassen und um sicherzugehen, dass überall dort, wo sie landete, für immer der Lack ruiniert war. Der Schaden ging bis runter aufs Metall. Irgendetwas muss sie sehr wütend gemacht haben. Sicher hatte sie gewusst, wie sehr er sein Auto liebte.

Im vergeblichen Bemühen, die Optik zu retten und es mit einem ähnlichen, wenn auch nicht exakt demselben Elfenbeinton auszubessern, hatte er versucht, den böswilligen, hasserfüllten Anschlag optisch ungeschehen zu machen. Es war ihm fast gelungen, der Schaden war ab circa sechs Metern Entfernung kaum noch zu erkennen. Er hatte den Schlag etwas abgefangen. Aus der Entfernung sprangen nur noch die wunderschönen Linien des Wagens ins Auge.



Fahrgestell heraus. Ich dachte, es brennt. Wir mussten den Wagen an einer Tankstelle stehen lassen und Hilfe rufen. Ich habe noch nie ein Auto solche Rauchmengen produzieren sehen! Umweltverschmutzung wurde gerade ein großes Thema in Kalifornien, und diese Raucherentwicklung war definitiv politisch nicht korrekt. Wir entdeckten später, dass Bremsflüssigkeit in die Auspuffanlage getropft war und sich entzündet hatte. Die Werkstatt, die den letzten Bremsenjob gemacht hatte, hatte wohl nicht ganz sorgfältig gearbeitet und irgendetwas nicht zugeschraubt. Ich habe den Wagen dann eine lange Zeit nicht mehr gefahren. Als ich mich wieder ans Steuer setzte, hatte er brandneue Bremsen, die, das wusste ich inzwischen ja schon, nicht lange halten würden.

Viel Zeit verstrich und Briggs (*David Briggs, 1995 verstorbener Produzent fast aller Neil-Young-Alben seit 1968*) und ich – wir wussten es zwar nicht – machten unser letztes gemeinsames Album, „*Sleeps With Angels*“, das war in den Jahren 1993 und '94. Jim Jarmusch, ein Freund und großartiger Filmmacher, drehte 1995 einen Film namens „*Dead Man*“ und bat mich, den Soundtrack dazu zu schreiben. Johnny Depp und Gary Farmer spielten die beiden Hauptrollen in diesem Epos, das von einem Indianer mit Namen Nobody erzählte, gespielt von Farmer, und einem Sinnsuchenden, den Depp spielte.

Ich sah den Film zunächst nur in der Dialogfassung und sagte Jim, dass er ein Meisterwerk sei. Und das war er. Es war ein seltsamer Klassiker, in einer ganz eigenen Welt. Er sah für mich wie ein Stummfilmklassiker aus, einer von der Sorte, bei der immer jemand direkt im Kinosaal auf einer Orgel oder einem Klavier live Musik spielte, während der Film gezeigt wurde. Obwohl er ja Dialoge hatte, also eigentlich kein Stummfilm war. Jim wollte wirklich, dass ich die Musik machte, und überzeugte mich, dass sie gebraucht wurde.

Ich fuhr im Continental zu den Aufnahmesessions. Mein Ansatz für das Projekt war, die Atmosphäre von Livemusikbegleitung in einem Kinosaal zu reproduzieren. Ich mietete eine alte Bühne in San Francisco, von Mike Mason, einem Freund, den ich 1980 bei den Dreharbeiten zu „*Human Highway*“ kennengelernt hatte, und stellte in der Mitte des Raumes etwa zwanzig Fernsehgeräte im Kreis um mich herum auf. Es waren Bildschirmgrößen von sieben bis siebenzig Zoll dabei.

Ich baute meine Gitarre, Old Black, meinen Amp und mein altes Klavier genau in der Mitte des Raums auf, umgeben von all den Fernsehern. Wohin ich auch blickte, überall sah ich den Film. Man konnte sich ihm nicht entziehen. Wenn ich Lust hatte, etwas zu spielen, nahm ich ein Instrument und spielte es direkt live. Fast den ganzen Film über spielte ich Old Black, meine E-Gitarre, solo, produzierte Klangeffekte und entwickelte ein Thema namens „*The Wyoming Burnout*“ weiter, das ich vor Jahren mal für eine meiner eigenen Filmdiege geschriebe hatte. Ich baute ein weiteres Thema auf, das ich für eine der Nebenfiguren verwendete. Ich spielte alles live. Wir nahmen nonstop drei komplette Durchgänge des gesamten Films auf. Ich entschied, die erste Hälfte vom zweiten Durchgang zu verwenden und die zweite Hälfte vom ersten.

Das Projekt war für mich persönlich ein Riesenerfolg. Manche Leute halten „*Dead Man*“ für Jims besten Film, andere fanden das nun gerade nicht. Für mich ist es ein Triumph, und ich bin dankbar, dass ich mit dabei sein durfte. Nach getaner Arbeit stieg ich in den alten Lincoln und fuhr nach Hause. Das war eine gute Fahrt, ich schwamm in dem Gefühl, etwas Vollkommenes geschaffen zu haben.

Als der Film in die Kinos kommen sollte, wollte Jim ein Soundtrack-Album. In Zusammenarbeit mit meinem Freund John Hanlon arbeitete ich ei-

nen „*Dead Man*“-Soundtrack aus, in dem das Geräusch des Lincoln als Vehikel mitspielt, das sich von Szene zu Szene bewegt, und Johnny Depp die Verse von William Blake liest, dem großen Dichter, auf den in der Story Bezug genommen wird. Obgleich im Film keine Autos vorkommen, nur Pferde und Eisenbahnen, rumpelt im Soundtrack der Continental in einer Sommernacht über leere Nebenstraßen, und am Straßenrand zirpen Grillen.

Um diesen Sound einzufangen, ließen wir das Verdeck des Continental aufklappen und statteten das Auto mit Mikrofonen und Aufnahmegeäten aus. In jenem Sommer waren die Grillen extrem laut, und in mehreren Passagen sind sie unter dem Dialog oder Depps Rezitation von Blakes Versen zu hören. Mit der Musik, den Dialogen, dem Brummen des Motors und Johnny Depps wunderbaren Rezitationen webten wir das Netz einer Geschichte für das Album. Der heisere V8-Sound des Lincoln ist im Film ebenso präsent wie das Pferd des 19. Jahrhunderts.

Der Continental spielte auch eine Rolle im Film „*Greendale*“, in dem sämtliche Mitglieder der Greenfamilie dicke Benzinschleudern führen. Eine der Figuren ist Jed Green. Jeds Auto ist der Lincoln Continental Cabrio. In einer stürmischen und regnerischen Nacht flogen dem Lincoln auf dem Highway 1 bei Tempo 100 einfach die Scheibenwischer weg, die Szene ist aber nicht im Film zu sehen. Wir waren gerade dabei, den Wagen zu einer anderen Location zu fahren. Es war bloß schrecklich beängstigend.

Der Continental war ein Star, fotogen und absolut einmalig. Jed, der von Eric Johnson gespielt wurde, war Drogendealer und mit dem Continental auf dem Highway 1 von der Polizei angehalten worden. Der große Auftritt des Wagens in „*Greendale*“ war die Szene, in der Jed einen örtlichen Cop erschießt. Eine weitere große Szene mit dem Continental war, als Jed auf der Ranch der Greenfamilie eintrifft. Dieses Gefühl sah auf der Leinwand einfach phänomenal aus, es war ein Filmstar, in meinem Kopf zumindest.

Nach „*Greendale*“ ruhte der alte Lincoln einmal mehr in der Autoscheune, wo ich meine wachsende Sammlung untergebracht hatte. Ich wurde von Erinnerungen an Alben, die ich gemacht hatte, überflutet, während ich die Autos betrachtete, mit denen ich mich immer belohnt hatte, wenn eine bestimmte Platte, ein Film oder eine Aufnahmesession fertiggestellt war.

Ich habe meine Autos ihrer Seele wegen gekauft. Sie hatten alle ihre Geschichten. Ich saß in ihnen und fühlte diese Geschichten und schrieb dann aus diesen Gefühlen heraus Songs. Autos nehmen ihre Erinnerungen überallhin mit. Für mich leben meine Autos. Alle Autos tun das.



NEIL YOUNG veröffentlichte bereits vor zwei Jahren seine Autobiografie „*Waging Heavy Peace*“ (deutscher Titel: „*Ein Hippie-Traum*“). Nun erscheint mit „*Special Deluxe*“ seine „*AUTO-Biografie*“, d. h. ein Buch mit Erinnerungen an die Autos, die er im Laufe seines Lebens fuhr. Die deutsche Übersetzung dieser natürlich mit Musikgeschichte gespickten Memoiren von Guntrud Argo und Michael Kellner, der wir den oben stehenden Text entnommen haben, erscheint am 8. Oktober im Verlag Kiepenheuer & Witsch und kostet 26,99 Euro.

HELMUT KRAUSSER
ÜBER DAS SAMMELN

Die krasseste Form von Sammelleiden-schaft habe ich mal in einem ganz frühen Roman („Könige über dem Ozean“) erwähnt, wo ich allerdings nicht den Platz hatte, die Geschichte ausführlicher zu erzählen, mit all den Details, die sie nötig und verdient hätte. Man würde vermutlich auf den ersten Blick von einer Form narzisstischer Störung sprechen, doch so einfach ist es nicht. Nennen wir ihn M. – oder Emm, das sieht nach etwas mehr aus. Da er vielleicht noch lebt, ist Diskretion geboten. Emm war oder ist jemand, der zurückgezogen in einem Münchner Vorort hauste oder immer noch haust, wenngleich ich glaube, dass er sich einen Münchner Vorort schon lange nicht mehr leisten könnte. Egal. Dieser Mensch Emm sammelte sich selbst. Anfangs aus reiner Neugier, erzählte er mir, denn er wollte wissen, sehenden Auges erfahren, wie viel er im Laufe eines Jahres so von sich selbst absonderte. Also schnitt er sich die Nägel in einem verschlossenen Raum, in dem er für keinen abgeknipsten Finger- oder Zehennagel ein Entkommen gab. Er sammelte sie in Plastikdosen und fand ein sonderbares Gefallen daran, das Häufchen menschelmuthlicher Keratinsplinter wachsen zu sehen, bis die Dose voll war und versiegelt wurde. Und eine neue Dose wurde gefüllt und neben die andere gestellt, in einer feierlichen Reihe, in einem Fach eines extra zu diesem Zweck gekauften Schränkchens. Das lässt sich noch einigermaßen nachvollziehen.

Mit seinem Haar hielt er es bald ebenso, und das war nur konsequent. Ich weiß, der Leser ist viel gewohnt und von wenig geschockt, und so wird sich ihm die Frage aufdrängen, ob dieser Mensch Emm denn eventuell sogar seinen Kot und seinen Urin gesammelt habe. Das nicht. Abgesehen davon, dass solcherlei Gebaren eine Menge Probleme logistischer und olfaktorischer Natur mit sich gebracht hätte, war das, was er aß und trank und wieder ausschied, ja nicht er, das war nur zu Besuch, zu Gast bei ihm. So weit, so gut. Eine Marotte, würde man sagen, aber nicht sehr kostspielig, und weder gemeingefährlich noch komplett abartig. Eines Tages dann sah sich Emm im Fernsehen den bekannten Film „Quo vadis?“ an, mit dem göttlichen Peter Ustinov als Kaiser Nero. Emm sieht die Szene, als Nero um seinen verlorenen Freund Petronius eine (Krokodils-)Träne weint und sich eine Phiole in Form einer winzigen Amphore kommen lässt, um die Träne einzufangen und die Amphore zu verschließen und zu archivieren. Im Film wird nicht explizit erklärt, warum Nero das tut, denn es erklärt sich von selbst. Die Träne eines gottgleichen römischen Kaisers darf nicht schnöde zu Boden fallen, sie ist Teil seiner Göttlichkeit, ist also von Bedeutung, und wenn sie von Bedeutung ist, wohnt ihr eine Macht inne, zumindest eine Wirkungsmacht. Dies weiterzudenken führt in Labyrinth und Hochgebirge, wo die Luft knapp und das Publikum spärlich wird. Unzweifelhaft in jedem Fall war die Wirkung, die diese Filmszene auf Emm ausübte.

Ob er klug oder schlicht, ein Vielreflektierer oder ein Bauchgesteuerter war, kann ich nicht sagen, ich kannte Emm nicht gut, und manches weiß ich nicht von ihm selbst, sondern von einer Frau, die

ihn besser kannte, nennen wir sie Sandra, weil ich bis heute keine Frau näher kenne, die Sandra heißt. Sandra war mit Emm für kurze Zeit das, was man „zusammen“ nennt oder „gerade eben so zusammen sein“ nennen könnte. Der Leser wird sich fragen, wie ein Mensch wie Emm zu einer Sandra kommen kann, aber das wäre er prompt bei einer anmaßenden Vorverurteilung ertappt, denn anders, als der Leser ihn sich vielleicht vorstellt, war Emm ein noch junger Mann Mitte dreißig, von durchschnittlichem Aussehen und gepflegter Erscheinung. Ein wenig still vielleicht, aber gesellschaftlich kein Kauz oder Einsiedlerkrebs, damals war er es wenigstens noch nicht. Bis Peter Ustinov alias Kaiser Nero in ihm einen Schalter umlegte. Fortan begann Emm anscheinend zu glauben, sich selbst zu sammeln besitze außerhalb der Zeittot-schlagstrategie noch eine Art spirituellen Mehrwert. Ich kenne mich mit solchen Dingen nicht aus und weiß nicht, wie Emm das in eigenen Worten begründet hätte, ich glaube, er befand sich in einer ersten Midlife-Crisis und hatte begriffen, dass er nie mehr jünger werden würde und zum Tod verurteilt war. Wie auch immer, die Marotte wurde zur Obsession. Er sammelte seine Tränen, jede einzelne, was sich dramatisch anhört, de facto aber weinte er fast nie. Wenn doch einmal, stand das Notfallset zur Tränenarchivierung bereit. Man hätte argumentieren können, dass Tränenflüssigkeit – vulgo Wasser, größtenteils – ja auch nur bei ihm zu Besuch, zu Gast war, aber das sah er anders. Kot und Urin seien nur Abfälle, Relikte von etwas, das sein Körper ausgepresst und verwertet habe. Die Träne aber sei nicht nur Wasser, sie sei angereichert mit allem Möglichen, die Träne sei verwandeltes Wasser, sei einer Form von Wandlung unterworfen gewesen. Hier spielte plötzlich allerhand katholisches Gedankengut in ihm herum, obgleich er von sich behauptete, Agnostiker zu sein, denn Atheist zu sein dürfe er ja nicht von sich behaupten, da ihm die Beweise für eine Nichtexistenz Gottes fehlten.

Er hatte durchaus lichte Momente, auch später noch. Doch dann trat Sandra in sein Leben, stolperte in sein Leben, sie war Alkoholikerin, er auch, irgendwann am Ende einer langen Nacht blieben sie aneinander kleben, und für ein paar Wochen ging das sogar gut. Sie schliefen selten miteinander, wenn doch, so benutzte er ein Kondom, und da Sandra hinterher meist sehr schnell im Bad verschwand, bekam sie nicht mit, wie er seinen verschleuderten Samen vom Kondom in die Phiole tröpfeln ließ. Sandra bekam erst mit, was lief, als sie Emm einmal unangekündigten Oralverkehr gönnte. Er kam sehr schnell in ihren Mund, und sein Stöhnen ging unmittelbar in ein hysterisches Schreien über. „Nicht schlucken! Nicht schlucken!“, habe er gerufen und von ihr verlangt, den Samen auf einen Unterteller zu spucken. Danach habe er geweint, die Tränen archiviert und sich ihr offenbart, woraufhin sie jede Lust auf weiteren Verkehr mit ihm verlor. Was ich über Emm sonst noch weiß, ist Hörensagen. Zwischendurch wurde erzählt, dass er ein ganzes Zimmer mit sich gefüllt haben soll, andere behaupten, er sei verrückt geworden, wieder andere sagen, er sei es immer schon gewesen. Würde ich auf Teufel komm raus eine doofe Pointe erfinden müssen, würde ich behaupten, Emm habe sich zu Lebzeiten auf dem Friedhof fünf Gräber nebeneinander gekauft. Damit er auch posthum noch alles

Seinige beisammenhätte. Ich habe jüngst mit Sandra telefoniert, um neue Details zu erfahren. Sie konnte mir nicht helfen. Emm sei wohl ernsthaft der Meinung gewesen, man würde nur deshalb altern, weil man sich in der Welt verstreut. Ich frage mich, ob er, deutlich älter geworden, diesem Glauben jemals wieder abgeschworen hat. So sehr, um deswegen aufwändige Recherchen zu betreiben, interessiert es mich allerdings nicht.



Vor mehr als 20 Jahren schrieb HELMUT KRAUSSER seinen historischen Roman „Melodien“, in dem ein italienischer Alchemist zur Zeit der Renaissance mit seinem Famulus Melodien entwickelt, die das Handeln der Menschen beeinflussen sollen. Später, so erzählt sein neues Werk, „Alles ist gut“ (Berlin Verlag, 20 Euro), fand sich die Partitur dieser magischen Musik im Nachlass eines Kastratensoprans der päpstlichen Kapelle und wurde vom Großinquisitor vernichtet. Doch ein Nuntius fertigte zuvor eine Abschrift an, die die Jahrhunderte überdauerte und schließlich in die Hände des ziemlich erfolglosen neonotalen Komponisten Marius Brandt gelangte. Dieser misst den simplen Kompositionen zunächst keine Bedeutung bei, bis ihm auffällt, dass sie chiffriert sind und erst durch einige Verschiebungen ihre wahre Natur offenbaren. Er beginnt die Melodien in seine Werke einzuarbeiten. Mit fatalen Folgen. „Alles ist gut“ ist eine äußerst komische, wunderbar leichte Metafiktion, in der der Autor Krausser am Ende sogar selbst auftaucht.

THEES UHLMANN
ÜBER DAS BAHNFahren

Ich möchte nicht über Verspätungen reden. Ich möchte auch nicht über defekte Klimaanlagen reden. Ich möchte nicht darüber reden, wie es angehen kann, dass es in dem einen Waggon 15 Grad warm ist und im nächsten 25 Grad. Ich möchte nicht darüber reden, wie es ist, wenn man auf dem Boden zwischen zwei ICE-Waggons sitzt, weil der Zug völlig überfüllt ist und man feststellt, dass Blaubeeren das falsche Nahrungsmittel für einen überfüllten ICE sind. Und auch nicht darüber, wie es ist, von einer christlichen Jugendgruppe ausgelacht zu werden, wenn die Blaubeeren beim Rausholen aus dem Weekender sich wie bei einem Rockkonzert in die Luft geschossenes Konfetti verteilen. Wann sind Konfetti und Rock'n'Roll eigentlich zusammengekommen? Ich möchte nicht über verpasste Anschlusszüge sprechen und auch nicht über die fast groteske Unerreichbarkeit via Mobilfunk in Zügen. Nicht über die teilweise immer noch katastrophalen Umsteigemöglichkeiten für Menschen mit Behinderung und nicht über die Preispolitik der Deutschen Bahn, die so undurchdringlich erscheint wie der Nebel im Frühling in der Norddeutschen Tiefebene.

Ich möchte darüber schreiben, dass ich finde, dass Bahnfahren das Schönste auf der ganzen Welt ist. Was gibt es für schöne Geräusche auf der Welt? Das Öffnen einer Bierdose. Der Schlaf eines Kindes. Die Motorsäge auf dem Kopf eines Nazis. Und es gibt das Geräusch von sich öffnenden und sich schließenden ICE-Türen. Das Öffnen – tschhhppfffff –, Einsteigen, immer unterwegs, immer auf dem Weg, immer von A nach B und über C nach A wieder zurück.

Und hinter einem dann das Ppfffffschdttt der sich schließenden Tür. Der Beginn der süßen Isolation. Sich mit jahrelang gelernter Kompetenz einen Platz aussuchen und in Windeseile ergattern, der a) möglichst schlecht einsehbar ist, b) in einem leeren Waggon ist, c) frei ist von Störquellen wie jauchzenden Damenausflügen und ADHS-Kids, die Filme gucken ohne Kopfhörer, oder d) auf der Seite des Zuges gelegen ist, der nicht von der Sonne geflutet wird, was Arbeiten und Lesen unmöglich macht.

Denn eine Sache tun wir nicht: Abdunkeln. WIR LASSEN DIE JALOUSIE OBEN! Wir wollen rausgucken. Wir wollen schauen, wie sich das Land verändert. Ob es schön ist, ob es hässlich ist, wie die Architektur aussieht, welche Jahreszeit sich ankündigt und welche sich verabschiedet. Und wir müllen den Platz neben uns in Sekunden voll. Mit Magazinen, Äpfeln und Wasserflaschen, Ladekabeln. Nur damit es sofort so assig aussieht, dass niemand sich neben einen setzen möchte. Denn wir lieben die Ruhe, die uns die Fahrt zu einem Termin verschafft hat. Wir wollen alleine sein und einer Person, die wir mögen, in Ruhe eine SMS schreiben oder unseren Gedanken nachhängen.

Ich fahre die Strecke Berlin-Hamburg so häufig, dass ich genau weiß, an welche Stelle ich auf der rechten Seite in Richtung Hamburg rausgucken muss, um an einem alten DDR-Bahngelände den Schriftzug „AFDFHA“ (Alles für den F.C. Hansa Rostock!) zu lesen. Und dann denke ich an Marteria. Und dann an Hansa Rostock, und ich frage mich, wie man Fan von diesem Verein sein kann, und dann frage ich mich, ob ein Rostock-Fan gerade genau in diesem Moment dasselbe denkt, wenn er durch Hamburg geht und ein St.-Pauli-Graffiti sieht. Und dann denke ich an Hamburg und daran, wie sehr ich es immer noch vermisse, und denke darüber nach, ob ich Hamburg vermisse oder nur eine Idee eines Hamburgs vermisse, das schon lange nicht mehr da ist, und dann denke ich darüber nach, ob ich überhaupt noch Städte mag, denn der Rotwein braucht keine Subkultur und keine vierspürige Straße. Rotwein braucht nur ein Glas und einen guten Freund zum Teilen.

Und dann schlafe ich. Diesen süßen Schlaf, in den man nur fällt, wenn der ICE einen monoton wie die schützenden Arme eines Vaters aus Stahl, Plastik und Kabeln in den Schlaf wiegt.

Und was macht man nach dem Aufwachen? Richtig! Kaffee trinken. Ab ins Bordbistro! Dallmayr Prodomo. Ein Name, als wäre die Mauer niemals gefallen. Ich fahre schon lange Bahn, und ich trinke schon lange Kaffee in der Bahn, aber bis heute kann ich mich einfach nicht entscheiden, ob der Kaffee grauensvoll oder grandios schmeckt. Kondensmilch, das Schäbigste, was man aus Kühen machen kann, und ein Artikel, den ich mir noch nie in meinem Leben gekauft habe, läuft wie selbstverständlich in den braunen Kreislaufbeschleuniger. Trinken, schreiben, nachdenken, schneller schreiben, schneller nachdenken.

„Jemand noch einen Kaffee?“ Den zweiten Kaffee dann direkt beim mobilen Kaffeebringdienst. Und dann der Gedanke, dass die Vita eines Menschen, der in einem ICE Kaffee verkauft, wahrscheinlich genauso interessant ist wie die Vita eines international erfolgreichen Künstlers.

Es gibt den Happy Place. Oliver Polak erfand den Horny Place. Ein ICE, der mit Tempo 280

durch die Kasseler Berge schneidet, ist meine Festung der Einsamkeit, meine frei gewählte Gefängniszelle. Ich kann nicht raus und niemand kann rein. Das ist mein Home Place.

Es gibt den Knast hinter Göttingen, es gibt das VW-Werk bei Wolfsburg, es gibt das Wasserkraftwerk kurz vor Essen, es gibt die Weinberge von Saale-Unstrut. Solange ich noch ICE fahren darf, will mir noch jemand zugucken bei dem, was wir machen. Das macht den Kühlschrank voll, das beruhigt die Nerven.

Ich bin auf einer Reise durch das Land der Bekloppten und Bescheuerten, wie Dietmar Wischmeyer es so schön auf den Punkt gebracht hat.

Wenn mich jemand fragt, schreibe ich alle Horrorgeschichten auf, die man beim Bahnfahren erleben kann, allerdings folge ich ungern dem Volkssport, sich in einer anonymen Gruppe über eine Sache aufzuregen.

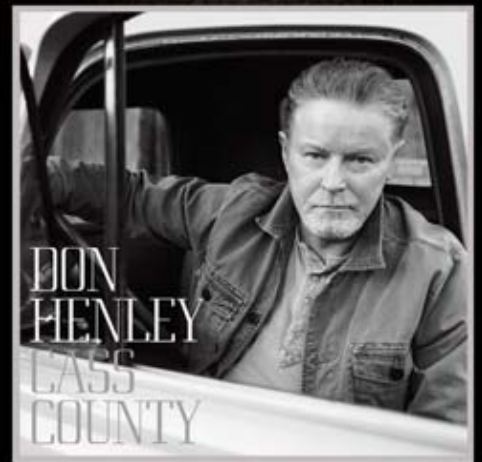
Denn eine Sache habe ich immer als niederträchtig empfunden. Seit einigen Jahren werden die Ansagen in der Deutschen Bahn auf Englisch wiederholt. Schaffnern und Schaffnerinnen, die schon einige Hölzerne Hochzeiten mit ihrem Arbeitgeber gefeiert haben, wurde also vom Chef mitgeteilt: „So, liebe Kartenabknipser, wir sind jetzt international. Alle einen Englischkurs belegen. Sonst Regionalexpress for life!“ Akzeptierendes Grummeln in der Belegschaft. Man will ja weiterkommen. Und wenn dann neunmalkluger Akademikerbildungsausflüge wissend an ihren Vierertischen kichern, wenn das th sich in den Zähnen eines stark schwäbelnden Schaffners kurz vor der Rente verfängt und man hören kann, dass er eher den Klang der englischen Worte aneinanderreicht, als dass er weiß, was er da eigentlich sagt, dann drehe ich durch. Dann erinnert mich das daran, wie ich damals in Mathe ausgelacht wurde, nur weil Zahlen ein Konzept sind, das sich mir nicht erschließt. Und dann kann man mal sagen: „Schön über Leute lachen, die nicht so gut sind wie man selber, häh? Was für ein schöne Einstellung zum Leben!“ Dann ist Ruhe im Puff, wie man früher sagte.

Und dann ist es wieder still, und dann kann ich endlich wieder das tun, was ich am liebsten mache: alleine Bahn fahren.



THEES UHLMANN *THEES UHLMANN kennt man als Sänger der Band Tomte und als Solokünstler. Nun hat er seinen ersten Roman geschrieben. In „Sophia, der Tod und ich“ (Kiepenheuer & Witsch, 18,99 Euro) erzählt ein Mann in den besten*

Jahren, Altenpfleger von Beruf, Underachsever und Fußballfan aus Berufung, wie er buchstäblich vom Tod heimgesucht wird. Dann steht auch noch seine polnische Exfreundin Sophia vor der Tür, um mit ihm zu seiner Mutter zu fahren. Der Tod, etwas irritiert, in der Verrichtung seiner Arbeit gestört zu werden, begleitet die beiden schließlich nach Norddeutschland. Da fällt dem Erzähler ein, dass er seinen kleinen Sohn Johnny, der im Süden bei seiner Mutter lebt, noch einmal sehen muss, bevor er geht. Also begibt er sich mit Sophia, seiner Mutter und dem Tod, der Angst um seinen Job bekommt und von einem fiesen Bewerber um seinen Posten verfolgt wird, auf die letzte Reise. Uhlmanns äußerst charmantes literarisches Debüt lebt von urkomischen Dialogen. Eine solche Zwiesprache mit dem Tod hat man noch nicht gelesen.

DON
HENLEYDie Stimme der Eagles mit
seinem neuen SoloalbumCASS
COUNTY

JETZT ÜBERALL

ZWEI SCHRITTE VOR EINER ZURÜCK

Von Joy Division bis Mottram Hall, von klirrend kalten Gitarren zu balearisch warmer Elektronik – **New Order** sind einen weiten Weg gegangen. Nun ist die Band, deren toter Sänger zur Kultfigur verklärt wurde, zurück. Wir treffen sie auf einem Golfplatz.

VON JENS BALZER

NEW ORDER 2015
Bernard Sumner,
Phil Cunningham,
Tom Chapman,
Gillian Gilbert,
Stephen Morris
(von vorn nach hinten)

FOTO: NICK WILSON

KLEINE STRASSEN ZIEHEN sich in sanften Kurven über liebliche Hügel, satte grüne Wiesen schmeicheln dem Auge, hinter herrlichen Hecken verbergen sich die Villen der Fußballstars von Manchester United, und am Ende einer langen Privatallee gelangt man schließlich zu einem prächtigen spätbarocken Landhaus, von endlosen Flächen tadellos gemähten Golfgras umgeben. So schön kann Nordengland sein! In Mottram Hall wird gerade das zweite Frühstück eingenommen, die Besucher des Hotels entspannen sich bei Kaffee und Ale und leckerem Blutpudding und Spiegelei. In einer Suite sitzen Bernard Sumner, Stephen Morris, Tom Chapman und Phil Cunningham, um Auskunft über das neue New-Order-Album, „*Music Complete*“, zu geben.

Ein wenig Mühe macht es schon, wenn man sich vorstellen möchte, dass die beiden gut gelaunten älteren Herren Sumner und Morris einst die schwärzeste, hoffnungsloseste Musik auf diesem Planeten entwarfen, den Soundtrack zur kollektiven Post-Punk-Depression der späten 70er-Jahre – und für die ruinenzerarbeitete, graue Arbeiterstadt Manchester, in der sie einst aufeinandertrafen. Heute wohnen beide in der Grafschaft Cheshire, in der sich auch Mottram Hall befindet, etwa eine halbe Stunde südlich von Manchester. Morris lebt mit seiner Frau, Gillian Gilbert – dem fünften, an diesem Nachmittag fehlenden New-Order-Mitglied –, und ihren beiden Töchtern auf einer alten Farm, wo sich auch seine längst legendäre Sammlung funktionstüchtiger Panzerfahrzeuge befindet. Sumner wohnt mit seiner Familie etwas weiter westlich, in Alderley Edge, wo auch David Beckham einst ein Anwesen hatte. Seine freie Zeit verbringt er am liebsten mit Hochseesegeln; im Sommer pflegt Sumner zum Beispiel stets einen größeren Törn rund um die Äußeren Hebriden zu unternehmen.

Als sie vor fast 40 Jahren miteinander zu musizieren begannen, waren sie scheinbar perspektivlose Proletarierkinder. Über eine Suchanzeige in einem Plattenladen kam Morris 1977 als Schlagzeuger zu der Punkgruppe Warsaw, die Sumner mit Peter Hook am Bass und dem Sänger Ian Curtis gegründet hat-

te. Das musikalische Erweckungserlebnis aller Beteiligten war das erste Konzert der Sex Pistols in Manchester 1976 gewesen: Auch wenn ihm die Mythisierung dieser Band und ihrer ersten Auftritte inzwischen eher Unbehagen bereite – ihr Manchester-Gig „war wie nichts, das ich jemals zuvor gesehen habe“, schreibt Sumner dazu in seiner Autobiografie „Joy Division, New Order und ich“, die im Frühjahr auf Deutsch erschien: „Punk verlieh uns zum ersten Mal eine Stimme – und diese Stimme schrie dort direkt vor mir und aus voller Lunge.“

Als Warsaw boten sie denn auch noch zunächst einen schematisch-ruppigen Punkrock dar. Ende 1977 benannten sie sich in Joy Division um, und auch ihr Stil änderte sich in atemberaubendem Tempo. Den dunklen Elektropop der „Berliner Trilogie“ David Bowies sogen sie ebenso auf wie die Industrial-Kunst von Throbbing Gristle (deren Sänger, Genesis P-Orridge, später mit Ian Curtis befreundet war) und den Northern Soul, zu dem die Kids in den Arbeiterclubs von Manchester tanzten. Zu den punkfremden, eher funkrockhaft voranrückenden Rhythmen von Morris spielte Sumner eine kalt klirrende, schroffe Gitarre – während sich Peter Hooks Bass-Spiel immer weiter vom üblichen Gebrauch des Instruments emanzipierte und zu einer sonderbaren, aber hochcharismatischen Form der unmelodischen Melodieführung fand, wie

man sie bis dahin nur von den Ramones und den infernalischen frühen Pere Ubu kannte.

Dass sie den Punk-Sound des No Future gewissermaßen noch einmal nihilistisch überboten, lag vor allem an den Texten und am Gesang von Ian Curtis. Seine Stücke handelten von Selbsthass, Verzweiflung und Scham, von dem quälenden Blick in eine Welt ohne Möglichkeiten. Gegen den politischen Pessimismus der Punks rückten Songs wie „New Dawn Fades“, „She’s Lost Control“ oder „Love Will Tear Us Apart“ – scheinbar traditionell – wieder den Kummer des Einzelnen ins Zentrum der Musik. Doch drückte sich der politische Zustand der kollektiven Perspektivlosigkeit darin weit drastischer aus als in jedem zeitgenössischen Punksong, der eine Message zu transportieren versuchte. Den Liedern von Ian Curtis fehlte jede Milde, sie waren depressiv und nicht bloß melancholisch (man vergleiche sie mit den zeitgleich und etwas später erscheinenden Songs von The Cure); sie waren von jeder Hoffnung darauf befreit, dass es einmal besser werden könnte.

Die radikale Düsternis dieser Musik war aber auch dem Wirken von Martin Hannett geschuldet, dem Hausproduzenten des ebenfalls in Manchester beheimateten Labels

Factory Records; mit ihm nahmen Joy Division 1979 und 1980 ihre beiden Alben „*Unknown Pleasures*“ und „*Closer*“ auf. Hannett hatte sich seine Produktionstechniken wesentlich beim Dub-Reggae abgeschaut, bei King Tubby und Lee „Scratch“ Perry den Gebrauch der Echokammer und des endlos verzögerten Halls erlernt. Doch wurde bei Hannett nichts eingelullt oder umschmeichelt – sein Echo war plastisch und transzendental: Aus dem Verklingen der Dinge baute er gewaltige Räume, Kathedralen, in denen die Stimmen, die Schicksale noch kleiner und einsamer wirkten. Gitarre und Bass mischte er weit in den Hintergrund, bis nur noch das rhythmische Gerüst und Curtis’ Gesang übrig blieben: Wie ein Stern aus endloser Ferne drang er durch einen rauschenden Äther.

Heute gilt diese Produktion als revolutionär und genial; die Band jedoch war zur Zeit ihrer Entstehung alles andere als glücklich damit, nur Ian Curtis schien das Ergebnis zu mögen. „Ich habe mir die Platte nicht gern angehört“, sagt Bernard Sumner im Gespräch mit dem ROLLING STONE. „Mir war das zu heavy, zu hart, zu undurchdringlich.“ Dazu passt, was der 1992 verstorbene Hannett in Grant Gees sehenswertem Dokumentarfilm „Joy Division“ über die Studioaufnahmen mit der Band erzählt: „Für einen Produzenten waren sie ein Geschenk. Sie hatten von Tuten und Blasen keine Ahnung. Ich konnte mit ihnen machen, was ich wollte, experimentieren, kleine Tricks ausprobieren und all das, und sie haben sich niemals beschwert. Oder auch nur nachgefragt.“

Am 18. Mai 1980, kurz vor Erscheinen des zweiten Albums, „*Closer*“, und 24 Stunden vor dem Abflug zur ersten US-Tournee, erhängte sich Ian Curtis. Nach diesem traumatischen Erlebnis und von diesem Nullpunkt des Pop, dem absoluten Kältepol der depressiven Musik blieb der Band notwendig nur der Weg in die Wärme. Sumner, Hook und Morris benannten sich in New Order um und nahmen Morris’ Freundin Gillian Gilbert als Keyboarderin mit in die Band. Bei einem längeren Aufenthalt in New York befreundeten sie sich mit der dort erblühten Disco-Musik, und Sumner begann seine Leidenschaft für das Basteln mit elektronischen Geräten ins Zentrum der Produktion zu rücken: Unermüdlich tüftelte er an neuen Synthesizern und Sequenzern.

„WIR WAREN IMMER EINE ELEKTRO-ROCK-BAND. WIR INTERESSIEREN UNS FÜR ALLES NEUE“



JOY DIVISION
1979 mit Sänger
Ian Curtis (vorn)

STORY (FAC 512)

Wenige andere Label waren so prägend für die britische Popkultur wie Factory aus Manchester. Tony Wilsons Unternehmen bot mehr als eine Plattenfirma: Designbüro, Club, Drogenbasis. Von Joy Division bis Happy Mondays – eine kurze Geschichte

Martin Hannett thront wie ein verschwitzter Buddha in der Mitte des Raums, die Haare kleben an seinen Wangen. Shaun Ryder greift in die Pilleutüte, Bernard Sumner und Tony Wilson halten sich abseits; Wilson trägt einen Kamelhaarmantel. Willkommen in FAC 51, so die offizielle Katalognummer der legendären Hacienda in Manchester, wir schreiben das Jahr 1990. Damals stand Factory, das Label, das so viel mehr war als eine Plattenfirma, im Zenit seines Erfolges. New Order hatten mit „World In Motion“ erstmals Platz eins der britischen Charts erreicht, die Happy Mondays mit ihrem dritten Album eine ungeheure Pop-Hysterie ausgelöst, Labelchef Wilson war nach Ecstasy-Razzien in seinem nun englandweit berühmtesten Club in den Schlagzeilen und eröffnete seelenruhig ein schönes neues Hauptquartier.

Zwei Jahre später war alles vorbei – Hannett tot, Mondays-Sänger Ryder vollends im Drogensumpf,

Factory pleite. Die Hacienda hielt noch etwas länger durch, sie schloss 1997 und wurde abgerissen. Tony Wilson starb 2007.

Damit endete die Geschichte eines Indie-Projekts, wie es kein zweites gab. Anfang 1978 hatte der damalige TV-Moderator Wilson einen Club namens Factory in Manchester (Katalognummer FAC 1) eröffnet, in dem örtliche Underground-Bands auftraten. Kurz darauf erschienen erste Singles von A Certain Ratio (FAC 5) und Orchestral Manoeuvres In The Dark (FAC 6), schließlich „*Unknown Pleasures*“, das Debütalbum von Joy Division (FACT 10). Produziert vom damals 30-jährigen und wohl bereits drogenabhängigen Martin Hannett, der Stephen Morris’ Schlagzeug auf das Dach des Studios stellte und der Band Synthesizerparts aufnötigte. Hausdesigner war der 25-jährige Peter Saville mit seinem minimalistischen, an der russischen Avantgarde geschulten Stil, Hausfotograf der ebenso junge und stilprägende Holländer Anton Corbijn, dessen erschütternd kühle Aufnahme der Band in einem U-Bahn-Schacht umgehend auf dem Cover des „NME“ landete.

Nichts, was es nicht gab. Linder Sterling, Collagen-Künstlerin und Sängerin der feministischen Avantgarde-Band Ludus, entwarf eine Eisprung-Uhr (FAC 8). Cath Carrolls Freundin Liz Naylor schrieb ein nie realisiertes Drehbuch mit dem vielversprechenden Titel „Too Young To Know, Too Wild To Care“ (FAC 20), ein patriotisches T-Shirt „Just Say No To London“ (FAC 241) kam auf den Markt, Interviews mit den Sex Pistols auf Kassette (FAC 30), Wilson ließ eine eigene Software, Facsoft, entwickeln (FAC 91), gründete ein Klassik-Sublabel (FACD 276) und schmiss legendäre Partys (z. B. FAC 83 und 259). Sogar eine A&R-Reise nach Moskau (FAC 126), Wilsons Katze (FAC 191) und der hauseigene Frisörsalon (FAC 98) bekamen eine Katalognummer.

Das war natürlich alles sehr hübsch. Doch was von Factory bleibt – abgesehen von der Erinnerung an wahnwitzige Acid-House-Partys –, sind die depressive Kälte von Joy Division, der unverwechselbar hallende Sound und sein enormer Einfluss auf die New Wave. Zwei Alben nur, zwei Meisterwerke der Rockmusik. Aber auch die Beiboote gilt es neu zu entdecken, den Industrial-Funk von A Certain Ratio, die flirrende Zartheit von The Durutti Column, die erste, von John Cale produzierte Mondays-Platte, das Frühwerk von New Order und James – der Band, der Wilson den Vorzug vor The Smiths gab. Ein Visionär, ein Spieler. Und manchmal lag er falsch. Ich lernte ihn mit 23 kennen, er nannte mich „boy“.

Übrigens: Tony Wilsons Sarg trägt die Katalognummer FAC 501. **SEBASTIAN ZABEL**

Wer ihre Singles und Alben seit 1981 heute noch einmal im chronologischen Schnelldurchlauf hört, bemerkt natürlich vor allem die wachsende Bedeutung elektronischer Produktionsmittel bei New Order – mit einem ersten Höhepunkt in dem epochalen „Blue Monday“, das mit seiner unverwechselbaren (tatsächlich bei den Disco-Heroen Donna Summer und Sylvester abgekupferten) Kombination aus Bass und Sequenzer-Beats eine ganze Generation von Musikern, Produzenten und DJs prägte; das „Sex Machine“ der New Wave, wie Sebastian Zabel das Stück 1987 in einer bis heute gern zitierten Formulierung in „Spex“ nannte. „Blue Monday“ steht aber trotz seiner immer noch kühlen Gesamtnutmung vor allem für die allmähliche Erwärmung, der New Order ihre Musik unterzogen, von dem ersten, noch Joy-Division-haft fröstelnden Album „Movement“ bis zu den heißen, von chemischen Drogen aller Art inspirierten realitätsvernichtenden Rave-Rhythmen in dem späten Hauptwerk der Band, „Technique“ aus dem Jahr 1989.

Seit 1982 betrieb die Band gemeinsam mit ihrem Manager Rob Gretton und dem Factory-Labelchef Tony Wilson in Manchester den Club The Hacienda, der nach einer langen Durststrecke Ende der 80er-Jahre zur Keimzelle des Acid House und der britischen Rave-olution werden sollte. Und obwohl New Order vielen Post-Punk-Hörern lange nur als weitermusizierende Rumpfbesetzung einer einstigen Punkband galten, haben sie mit ihrer (quasi vergangenheitsüberwindenden) Aneignung neuer und neuester musikalischer Mittel wie keine andere Band Electronic Body Music und später Techno vorbereiten geholfen.

Anders als bei den originären Vertretern dieser Genres stand bei New Order jedoch nie die völlige Entsubjektivierung auf der Agenda, die posthumane Übereignung der Musik an den selbsttätig gewordenen Maschinenpark – sondern vielmehr die Spannung zwischen elektronischem und elektrischem Gerät und nicht zuletzt Sumners entrücktem Gesang. „Wir sind immer eine Elektrock-Band gewesen“, sagt Sumner heute. „Und das heißt nicht nur, dass wir elektronische Sounds und Gitarre-Bass-Schlagzeug miteinander verbinden wollten. Wir hatten auch einen ganz anderen Zugang zur Elektronik als die Clubmusik-Produzenten, bei denen zerfiel ja alles schnell in klar definierte Genres. Wir haben uns für alles interessiert,

was neu war, für alle Klänge, Beats und Geräte; wir haben alles ausprobiert, aber immer zugleich auch versucht, es in die Gestalt von Songs zu kleiden.“

Anfang der Neunziger fiel die Band auseinander und fand erst zur Jahrtausendwende wieder zusammen: Auf dem 2001er Album „Get Ready“ wurden die elektronischen Anteile in der Musik reduziert, der Sound war nun wieder stärker von Summers Gitarrenspiel und dem deutlich rockistischer gespielten Bass von Peter Hook geprägt. Das bislang letzte Album, „Waiting For The Siren's Call“, erschien 2005. Es ist das mit Abstand schwächste New-Order-Werk, richtungslos und uninspiriert und von den damals schon erheblichen Differenzen beschädigt, die 2007 schließlich zum Ausstieg von Peter Hook führten – heute tingelt er mit einer eigenen Joy-Division- und New-Order-Cover-Band durch kleinere Clubs und führt die frühen Alben „in originaler Gestalt“ auf.

An seiner Stelle spielt den Bass nun Tom Chapman, der erstmals Ende des letzten Jahrzehnts mit Bernard Sumner in dessen kurzlebiger Band Bad Lieutenant musizierte. Als New Order sich 2011 ohne Peter Hook zunächst für ein Wohltätigkeitskonzert reformierten, trat er an dessen Stelle und ist bis heute dort geblieben. Chapman war bei der Veröffentlichung der ersten Joy-Division-Platte gerade einmal neun Jahre alt. „Ich habe auch zuerst New Order gehört“, sagt er und lächelt. „Zum ersten Mal 1983, glaube ich, mit ‚Blue Monday‘. Ich bin in Frankreich geboren und habe damals auch noch dort gelebt, aber ich war ein großer Fan von allem, was aus Manchester kam. Darum bin ich dann sogar nach Manchester gezogen.“ Wie so viele damals, wirft Bernard Sumner ein, „zum Beispiel dieser Deutsche, ich glaube, er kam aus Stuttgart. Er war ein paar Mal in der Hacienda, und dann siedelte er ganz nach Manchester über. Weil er es toll fand, dass die Leute da immer so fröhlich waren und kaum Alkohol tranken, er fand das so nett. Und hat überhaupt nicht kapiert, dass das nur daran lag, dass alle auf Ecstasy waren.“

Phil Cunningham wiederum, der bei den neuen New Order als zweiter Gitarrist wirkt, spielte erstmals mit Sumner und dem The-Smiths-Gitarri- sten Johnny Marr in deren Projekt Electronic. Er ist zwar noch jünger als Chapman, Jahrgang 1974, wuchs aber in Macclesfield auf, dem ebenfalls südlich von Manchester gele-

genen Heimatort von Curtis, Morris und Gilbert – darum habe er Joy Division ganz selbstverständlich schon in seiner frühesten Kindheit wahrgenommen. „Ian, Stephen und Gillian, das waren Leute von nebenan, und Macclesfield ist so ein kleines Dorf – man hörte eben gern die Musik, die von den Nachbarn kam.“

Ich erzähle dann, dass meine eigene erste Begegnung mit der Band das Album „Movement“ von 1981 war, eine Art Übergangswerk zwischen Joy Division und den New Order, wie man sie später kannte: düster, depressiv und noch deutlich geprägt von der Produktionsarbeit Martin Hannetts, von dem die Band sich kurz darauf trennte. Aus all diesen Gründen haben New Order „Movement“ später stets als dasjenige Album bezeichnet, das sie am wenigsten mochten; ein Umstand, der mich immer traurig gemacht hat, weil ich es nun mal so liebte. „Oh“, sagt Stephen Morris, „das tut mir sehr leid! Aber daran siehst du, wie unterschiedlich man Musik wahrnehmen kann. Wir können die Platte nicht hören, ohne daran zu denken, wie deprimiert und verzweifelt wir damals nach dem Tod von Ian waren.“ – „Aber gut“, sagt Bernard Sumner, „ich verspreche dir hiermit, dass wir nie wieder ein böses Wort über ‚Movement‘ sagen werden.“

„PUNK
VERLIEH
UNS
ZUM
ERSTEN
MAL
EINE
STIMME“

Bis Ende der 90er-Jahre vermieden New Order es meist, auf der Bühne auch alte Joy-Division-Songs aufzuführen. Erst danach schienen sie wieder genug Abstand zu ihrer eigenen Geschichte zu haben und zu dem Trauma, das die Bandgründung bis heute prägt. Bei den Konzerten, die man zuletzt von ihnen sehen konnte, fügten sie die ältesten und die neueren Songs, die Sounds der Depression und der Euphorie mit erstaunlicher Eleganz ineinander. Sie arbeiteten die Rhythmusbetontheit heraus, die man schon in den Songs der zweiten Joy-Division-LP, „Closer“, hörte, und unterzogen den Maximalismus der späteren New Order einer strengen, geradezu Joy-Division-haften Entschlackung.

Das neue Album führt diese Verbindung nun weiter: „Music Complete“ klingt so erstaunlich zeitgenössisch und frisch, gerade weil es zugleich wie eine Rekapitulation der 40-jährigen Bandgeschichte wirkt. Die erste Single, „Restless“, erinnert mit ihrer schön silbrig schimmernden Melancholie an das 1985er Album „Low Life“, das raue, von Tom Rowlands von den Chemical Brothers produzierte „Singularity“ könnte gar aus der Joy-Division-Zeit stammen; in dem heiteren „Plastic“ führt die Band ihre Spätachtzigervorliebe für ibizenkische Disco-Beats weiter. So ist „Music Complete“ fraglos das beste New-Order-Werk seit „Technique“ geworden. Was nicht heißt, dass es nicht auch ein paar Befremdlichkeiten beinhalten würde, etwa eine Kollaboration mit Iggy Pop, der zur Mitte des Albums über Ambientklängen mit raunender Stimme Gruselzeug rezitiert. In gewisser Weise kann man aber selbst das als Rückkehr zu historischen Wurzeln begreifen: Iggy Pops Album „The Idiot“ zählte nicht nur zu den Inspirationen für Joy Division – es lag auch, als man die Leiche von Ian Curtis fand, auf dessen Plattenteller.

Nach dem Gespräch fahren wir nach Manchester hinein, eine halbe Stunde braucht der ruckelnde Vorortzug vom Bahnhof in Macclesfield bis zum Zentrum der Stadt. Von der Welt, in der die Musik von Joy Division und den frühen New Order entstand, ist aber auch hier nicht mehr viel zu sehen, so opulent ist Manchester inzwischen gentrifiziert. Wo früher The Hacienda stand, befinden sich jetzt teure Townhouses aus weißem Stein. Der grellrote Schriftzug „Hacienda Apartments“ prangt jetzt über einem düsteren Schlund, der zu einer Tiefgarage hinunterführt. ☺

RollingStone

RARE
TRAXA TRIBUTE TO
NEW
ORDER
AND
JOY
DIVISION

1. ISOLATION BERLIN „Isolation“

Exklusiv für den ROLLING STONE haben die jungen Berliner den Joy-Division-Klassiker neu interpretiert. Ihr deutscher Text ist eine poetische Annäherung an die düstere Vorlage; der Sound ist mehr zeitgemäßer Indie als Post-Punk, bewahrt aber die Tiefe des Originals.

2. DIE NERVEN „No Love Lost“

Ebenfalls nur für uns haben sich Die Nerven an Joy Division gewagt. Sie wählten den lange übersehenen Track „No Love Lost“, der ursprünglich auf der ersten EP, „An Ideal For Living“ (1978), erschien. Das tolle Cover ist respektvolle Verbeugung und furchtloser Lärm zugleich.

3. NOVA HEART AND ROD ON
FEAT. PITCHTUNER „Crystal“

Das dritte exklusive Cover für diese „Rare Trax“-Sammlung. Die Band Nova Heart aus Peking macht aus New Orders Comeback-Single von 2001 minimalistischen Synth-Pop. Das Debüt der Chinesen erscheint im nächsten Jahr.

4. JOSÉ GONZÁLES „Love Will Tear Us Apart“

Die Binsenweisheit, dass große Lieder auch auf der Klampfe gut klingen, bestätigt einmal mehr der schwedische Barde Gonzáles. Seiner klassischen Gitarre entlockt er die schöne Traurigkeit des ikonischen Originals.

5. IRON & WINE „Love Vigilantes“

Klumpfen-Cover, die zweite. „I want to see my family/ My wife and child waiting for me“: Samuel Beam verwandelt das engagierte Antikriegslied vom New-Order-Album „Low-Life“ (1985) in astreinen Folk.

6. NOUVELLE VAGUE „Confusion“

Die Franzosen von Nouvelle Vague haben es sich zur Mission gemacht, die Lieder der New-Wave-Ära als loungigen Bossa nova zu präsentieren. Auch der hyperaktive Pop der New-Order-Single „Confusion“ (1983) wurde von ihnen effektiv umerzogen.

7. THE JOLLY BOYS
FEAT. ALBERT MINOTT „Blue Monday“

Bernard Sumners Favorit: Meister des jamaikanischen Mento interpretieren New Orders Prototechno. Eine heisere Stimme raspelt den Text, ein Banjo daddelt die Bassline; so blue muss der Monday also gar nicht sein.

8. TORTOISE „As You Said“

Dieser deep cut von Joy Division, ein instrumentales Drum-Machine-Gewitter, wird von Tortoise wunderbar adaptiert und erweitert. Mehr als doppelt so lang wie das Original, entwickelt es eine ganz eigene Spannung.

9. CODEINE „Atmosphere“

Die Musik der amerikanischen Indie-Veteranen wird wahlweise als Slow- oder Sadcore bezeichnet. Ihre Version der Joy-Division-Single von 1980 ist erwartungsgemäß langsam und traurig. Und schön!

9. VITAMIN STRING QUARTET „True Faith“

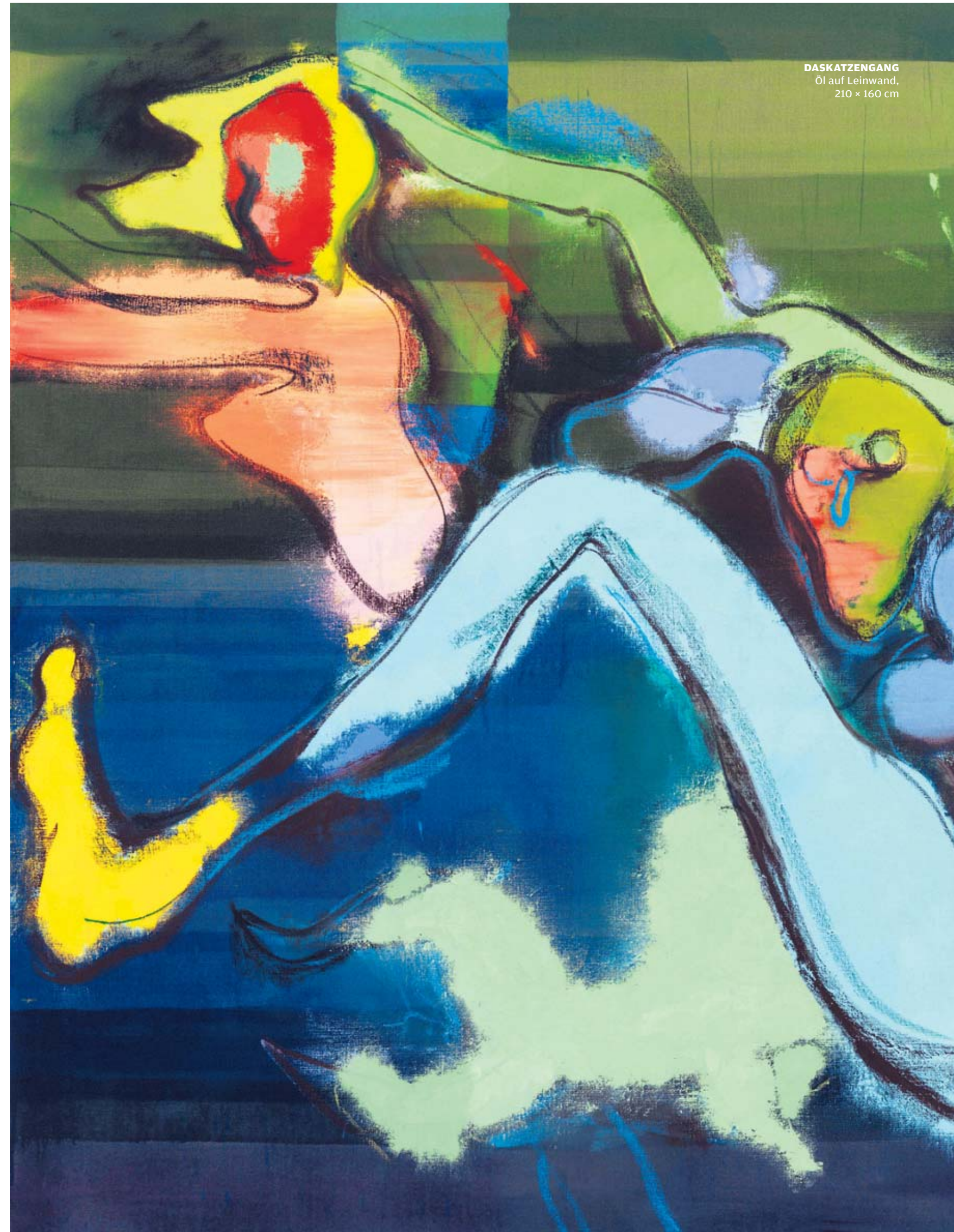
Das Quartett aus Los Angeles verwandelt Lieder von so ziemlich jedem populären Künstler in barocke Musikstücke. Im Original ist „True Faith“ ein Elektropop-Kracher von New Order aus dem Jahr 1987.



ANARCHIE UND ALLTAG

ER IST EINER DER WICHTIGSTEN ZEITGENÖSSISCHEN KÜNSTLER. UND: KEINER IST SO TIEF IN DER POPKULTUR VERWURZELT WIE **DANIEL RICHTER**. NUN HAT ER DEN PINSEL WEGGESCHMISSEN UND NEUE BILDER GEMALT. EIN BESUCH IN RICHTERS ATELIER, WO ER UNS PLATTEN VORSPIELT UND ÜBER PUNKROCK, JAZZ, PANIKATTACKEN UND DICKE EIER SPRICHT

TEXT VON SEBASTIAN ZABEL - FOTOS VON HANNA PUTZ



DASKATZENGANG
Öl auf Leinwand,
210 × 160 cm



GONZO
Öl auf Leinwand,
200 x 270 cm

D

DER KÜNSTLER LÄUFT AN SEINEN GEMÄLDEN ENTLANG, eine weiße Perserkatze streicht ihm um die Beine. Er ist barfuß. Monatelang hatte er sich zurückgezogen, um einen Schnitt zu machen. „Ich kam von einer Reise und wollte an drei Bildern weitermalen, die ich noch nicht beendet hatte“, erzählt Daniel Richter. „Aber es ging nicht. Ich hatte komplett das Interesse verloren.“

Er schmiss den Pinsel weg. „Ich wollte mich zwingen, nicht mehr das zu machen, was ich vorher gemacht habe. Also male ich nicht mehr mit dem Pinsel. Wie ein Musiker, der immer Gitarre gespielt und seine Grenzen ausgelotet hat und jetzt eben Cembalo spielt.“

Richter kippt eine der großen Leinwände um, dahinter stehen weitere. Scheinbar nachlässig lehnen sie an den weiß getünchten Wänden des Ateliers im Berliner Westen. Er hat die Bilder rundum platziert. Der Eindruck ist überwältigend. Die Wucht der Farbe, von der er gern sagt, sie interessiert ihn gar nicht, das Leuchten selbst pastelliger Töne, die dynamischen, gleichsam träge in einer gallertartigen Masse schwimmenden Formen – Körper, pornografische Motive, was man wahrnimmt, bevor Richter es benennt. Die Hand, die ins Haar greift, ausfransende Umrundungen, energische Ölkreidelinien. Ölkreide – echt, das benutzt sonst kein Mensch außer diesen Hobbymalern, die in Museen Werke alter Meister abmalen. Und eben Daniel Richter, einer der wichtigsten Künstler unserer Zeit. Und vielleicht benutzt er sie genau deshalb.

Sein Atelier hat zwei Etagen, man erreicht sie mit einem Lastenaufzug. In der einen steht in einer dunklen Mulde hinter einer halben Rigipswand ein breites Bett, davor ein Sessel mit einem Pelzüberwurf, in der Ecke ein alter Radiorekorder. Hier schläft er, wenn er arbeitet, wenn er also malt und an die Decke starrt, Musik hört, umhergeht, nachdenkt und wieder malt. Hier lagern die abstrakteren seiner neuen Bilder, die mit den imaginierten Landkarten, die wie ineinandersuppende Amöben aussehen. In der darüberliegenden Etage lehnen die figurativeren Bilder an den Wänden, die mit den Körpern und Farben, den aktienkursartigen Zickzacklinien und luziden Lichträndern. An der Stirnseite des Raumes stehen Regale voller Schallplatten.

Hier hockt er nun, in Pyjamahose und Poloshirt, fummelt an seinem CD-Player herum, ein Panzerkettchen schlackert am schlanken Handgelenk. „Das funktioniert nicht, die CD ist voller Schmiere!“, ruft Richter theatralisch. „Herrje, die CD! Was haben uns diese Schweine damit angetan! Und was tun sie uns jetzt schon wieder an! Die Vinylplatte der Goldenen Zitronen sollte schon vor zwei Monaten rauskommen, aber warum kommt sie nicht? Weil Led Zeppelin und *fucking* Mike Oldfield die Presswerke verstopfen, weil das alles jetzt wieder auf Vinyl rausgebracht wird – von den gleichen Verbrechern, die es damals abgeschafft haben!“

Man muss wissen: Daniel Richter ist nicht nur ein großer Maler, er ist auch Inhaber des Hamburger Plattenlabels Buback, auf dem neben den Goldenen Zitronen und Jan Delay so energische Acts wie Schnipo Schranke und Zugezogen Maskulin veröffentlichten. „Früher trank ich Alkohol aus



FRANCIS, DER FRÖHLICHE
Öl auf Leinwand,
200 x 170 cm

FOTOS: VG BILD-KUNST BONN 2015 / JENS ZIEHE

dem Trichter/ Heute bin ich *rich, kids*, denn ich bin Daniel Richter“, haben die über ihn gerappt.

Dahin war es natürlich ein Weg. Richter wuchs in Lütjenburg auf, einem 40 Kilometer östlich von Kiel gelegenen Örtchen mit Häusern aus rotem Backstein, wie auch Rocko Schamoni, mit dem er die Statur und das Talent zur großen Geste teilt. In Lütjenburg gab es nicht viel zu tun. Richter trampelte in die Stadt, hing im Plattenladen ab, fuhr glücklich mit der ersten Gang Of Four, der zweiten Pop Group und der dritten Wire unterm Arm wieder nach Hause. Er freundete sich mit Schorsch Kamerun an und brach seine Lehre ab. Noch ein bisschen später zog Richter ohne Geld und Abitur nach Hamburg, Hafensstraße; Punkrock und politischer Kampf, Golden Pudel Club und Antifa. Aber auch ein Konzert von Nina Simone, bei dem der Künstlerin Jägermeister-Fläschchen von der Tanke besorgt wurden. Das waren die 80er-Jahre. Die 90er begann Daniel Richter an der Kunsthochschule, dann wurde er Assistent bei seinem heutigen Malerfreund Albert Oehlen, heiratete die Theaterregisseurin Angela Richter, wurde Kunstprofessor erst in Berlin, dann in Wien, malte erst abstrakt, dann figurativ, malte zunächst Farbschmierer und -schlieren und -explosionen, dann verknäulte Menschenmengen, Flüchtlinge, Demonstrierende, Behelmte, Gebeugte und Nackte mit munchartigen Schreigesichtern, auch eine ikonische Nietens-Lederjacke mit „Fuck the Police“ auf dem Rücken, später talibaneske Gestalten mit Knarren oder Gitarren im Arm. 824.000 Dollar erzielte eines seiner Bilder auf einer Auktion vor acht Jahren. Schon eine Weile her, die Marke hat er nicht wieder erreicht, andere Malerstars seiner Generation aber auch nicht. Nun steht die erste große Ausstellung neuer Werke seit vier Jahren an.

Daniel Richter steht vor der Werkbank, auf der ordentlich aufgereiht vier Dutzend Farbtuben liegen. Bald werden seine Bilder eingepackt und nach Frankfurt gebracht. Eben hat er eine Platte aus dem Regal gezogen und aufgelegt.

Egal wann man seine Lieblingsplatten auflistet, bestimmte Alben sind immer dabei, oder? Platten auf Lieblingsplattenlisten kommen meistens aus der Zeit, in der man geprägt wurde, und die ist überschaubar, sie liegt so zwischen 15 und 23. Bei mir fällt das grob in die Phase zwischen 1978 und 1983, die eine musikalisch tatsächlich irrsinnig produktive war. Ich hab jede Woche etwas gefunden, das ich noch nicht kannte. Als ich meine erste Stranglers-Single kaufte, wurde ich gleichzeitig auf Throbbing Gristle aufmerksam – wichtige Momente im Leben eines Jugendlichen. **Haben Sie auch diese Zufälligkeiten erlebt: Bist im Laden, um The B-52's zu kaufen, und kriegst vom Händler deines Vertrauens James White & The Blacks in die Hand gedrückt?**

James White & The Blacks! Hammer! Die sollten mal in Kiel spielen, sind dann aber ausgefallen wegen Heroin. Hab ich jüngst wieder viel gehört. Fand ich 1978/79 total beeindruckend. Aber ich fand damals eigentlich alles beeindruckend. Es war ja auch ein großes Glück – wäre ich vier Jahre später zur Musik gekommen, hätte ich viel weniger Beeindruckendes erleben können, bloß Psychobilly, Streetpunk und Pop im Sinne von Style Council.

Haben Sie ein Pop-Problem?

Nur mit distinguierten Geschmackshörern. Auch ich habe Orange Juice gehört oder Monochrome Set und Prefab Sprout. Ich begriff die Eleganz und fand das ganz schön, aber auch zu distanziert. Zu viel Ironie, Distinktion und Simulacrum. Jede Musik hat ja einen Raum. In deinem eigenen Zimmer genießt du es vielleicht, Haircut One Hundred oder Prefab Sprout zu hören, aber dann gehst du in die Hafensstraße und dort funktioniert diese Transposition nicht. Solche Musik hatte damals in meinem Leben kein soziales Resonanzfeld und somit für mich keine Bedeutung. Sie konnte sich als Stil oder Haltung in meiner Welt nicht entfalten. In einer Volksküche läuft eben die ganze Zeit Nomeansno und draußen stehen keine Einfamilienhäuser. Da funktionieren solche verfeinerten Haltungen nicht. Dann musst du den sozialen Raum verlassen und nach Poppenbüttel in die Disco und semi-ironisch tanzen.

Als Popfreund und Fan von, sagen wir, Soft Cell ist man in der linksautonomen Szene regelrecht angefeindet worden ...

Soft Cell, ganz toll! Mir ist erst Jahre später klar geworden, dass es da nur um das Sichrumtreiben und Durchgerammeltwerden geht. Als Homosexuelle in England die Musikherrschaft übernommen haben, so '83/'84, war das mal ein Lichtblick: Frankie, Yazoo, Anne Clark, Bronski Beat, Boy George, Depeche Mode, *strange* codierte Popstars. **Wie oft kaufen Sie Platten?**

Jede Woche. Vor Jahren hab ich angefangen, Platten von Frauen und Platten von Männern ganz stumpf zu trennen. Dabei stellte ich fest, dass 90 Prozent der Platten von Frauen gut sind und sich halten und 90 Prozent der Platten von Männern nicht gut sind und sich nicht halten. Es ist wahr! Die aktuellen Platten von Holly Herndon, Lana Del Rey, Mélanie De Biasio, Kim Gordon sind alles ausformulierte, interessante Platten mit einer Haltung. 90 Prozent der Platten von Männern sind Platten, die sich anhören wie die Platten von ihren Freunden. Ich sage nur Tame Impala. Das ist doch unerträglich! Als hätte eine Oma diese Platte gemacht, die sich zwischen Yes, Led Zeppelin und Elektrokrum reinquetschen will. Am schlimmsten ist die Musik von „guten Musikern“ und Superproduzenten.

Gilt das auch für Kamasi Washington?

Nein. Die Platte hat Drive und bewegt die richtigen Referenzen, „Mingus Mingus Mingus ...“ und „Max Roach's Freedom Now Suite“. Und durch die Behauptung, eine Triple-Album zu machen und das auch noch „The Epic“ zu nennen und dann die Chöre zu haben und den Soul und die Improvisation und dabei nicht nostalgisch zu klingen: Das unterscheidet ihn von den meisten anderen Leuten im Jazz. Kamasi Washington klingt nicht wie jemand, der versucht, das Alte gut nachzuspielen. **Warum hat man bei ihm nicht das Gefühl, seine Musik sei zu referenziell?**

Weil er etwas tut, das über das Kennerische hinausgeht und über das Genießen von Musik als schöner Abfolge von schönen Tönen und überraschenden Momenten. Man hört jemanden mit Haltung. Deshalb ist auch eine Band wie Sleatford Mods so interessant: weil sie eine Haltung hat – auch wenn du diese Haltung gar nicht mehr in dein eigenes Leben einbinden kannst. Es geht um was. Und den Eindruck habe ich bei Frauen, die Musik machen, viel häufiger.



JOHN GRANT

»GREY TICKLES, BLACK PRESSURE«
CD / 2CD / 2LP / DL 09.10.2015

LIVE

24.11. KÖLN - BÜRGERHAUS STOLLWERCK
25.11. HAMBURG - UEBEL & GEFAHRLICH
26.11. BERLIN - POSTBAHNHOF



MERCURY REV

»THE LIGHT IN YOU«
CD / LP / DL 02.10.2015

LIVE

07.11. WEISSENHÄUSER STRAND - ROLLING STONE WEEKENDER
09.11. KÖLN - STUDIO 672
11.11. BERLIN - POSTBAHNHOF
15.11. MÜNCHEN - KRANHALLE



FATHER JOHN MISTY

»I LOVE YOU, HONEYBEAR«
CD / 2LP / DL OUT NOW

LIVE

02.11. MÜNCHEN - STROM
03.11. WIESBADEN - SCHLACHTHOF
07.11. WEISSENHÄUSER STRAND - ROLLING STONE WEEKENDER
13.11. KÖLN - LUXOR



www.pias.com/de
www.facebook.com/PIASDE



Musik ist uninteressant, wenn die Haltung nicht erkennbar ist? Ist es so auch bei Kunst? Es geht am Ende schon immer auch darum, dass der Künstler die Materie beherrscht – und dass sich dann aber durch die konkrete Person etwas einschreibt: ein Wollen, ein Drama, eine präzise Beobachtung, die jemand anders, der mit dem gleichen Schema arbeitet, nicht hat. Das ist der Unterschied zwischen ödem Kennerkram und Kunst. Deshalb findet man bei zwei Malern, zwei ähnlichen Malpositionen, die eine gelungen und die andere eben nicht. **Wie entstehen Ihre Bilder?**



ATELIERLEBEN
Daniel Richter tanzt mit sich

Die neuen Bilder sind in verschiedenen Etappen entstanden. Das Bildermalen an sich dauert ein bis zwei Wochen, ich male das dann durch. Und je nachdem wie die Verunsicherung ist, wird dann eine Stunde oder vier Monate lang draufgestarrt. Wie wird das etwas, das ich mir selber glaube? Ich will, dass die Kriterien, die ich an Musik und Malerei stelle, erfüllt werden. Und die sind nicht die der Wiedererkennbarkeit oder des Gutgemachten. Sondern die der Haltung, vielleicht der Konsequenz und der Intensität. Das ist das, was ich will.

Und irgendwann ist es so weit?

Es gibt irgendwann den Moment, wo du denkst: Okay, die Bilder sind jetzt zwar richtig, sehen aber trotzdem scheiße aus. Du willst Death Metal machen, es sieht aber blöderweise aus wie Synthie-Pop. Das ist ja auch bei Musik so. Platten, wo du denkst: Das sollte mich vom Referenzsystem her interessieren, ist aber scheißlangweilig. Und irgendwann hab ich den Moment, in dem ich mir über den letzten Schritt klar werde. Dass ich die Groteske und das Drama wie auch die Fragen der reinen Malerei darin unterbringen kann: Ich hab jetzt was, damit kann ich Free Jazz machen oder aber ein trauriges Lied schreiben.

Und wie ist scheitern?

Ich habe die anderthalb Jahre, bis ich zu einem Ergebnis gekommen bin, als permanentes Straucheln erlebt und wirklich Panik gehabt, dass es nicht klappt. Auch Agonie, monatelange mäßige Laune, Zahnschmerz.

War der Bruch zwischen abstrakt und figurativ vor 15 Jahren ein vergleichbarer Bruch vor nun mit Ihren neuen Bildern?

Ja. Da ging es mir zumindest ähnlich. Die letzten drei Bilder die ich in der Abstraktion gemalt habe, empfand ich als Endpunkt und als wirklich gelungen. Und dann stellte sich die gleiche Frage, die sich nun bei diesen Taliban-Bildern stellte: Wenn ich das jetzt weitermache, würde ich einen Stil entwickeln. Doch daran war ich nicht interessiert.

Also haben Sie die malerische Methode gewechselt und sich ein neues Thema gewählt?

Es gab keinen Grund, es weiterzumachen. Außer redundant sich selbst zu gefallen und an dem festzuhalten, was man schon kann. Also habe ich gesagt: Ich male einfach nicht mehr mit Pinsel. Eine formale Begrenzung. Und dann die konzeptuelle Idee: Themen, mit denen ich mich beschäftige. Krieg, Vertreibung, der Körper in der Pornografie, Zeichensysteme, die Orakel sind – wie der Aktienindex, die Wettervorhersage und die histori-

sche Karte. Alles Abstraktionen, die für Millionen Menschen etwas ganz Konkretes bedeuten: Lehman Brothers sind pleite, Aktienindex geht runter, 150.000 Amerikaner verlieren ihr Haus. Oder in einem Tal in Kurdistan verbreitet sich der IS, bedeutet die Umsiedlung von Hunderten Jesiden. Es ist eigentlich eine Idee für Konzeptkunst auf der Biennale, aber ich wollte ja Bilder haben.

Welche?

Keine langweiligen.

Welche Reaktionen erwarten Sie?



Es gibt unformulierte Erwartungshaltungen aus dem System – gutmeinende Freunde, Sammler, Galeristen. Alles Leute, die einen Wechsel begeistert im Munde führen, aber ihn in Wirklichkeit überhaupt nicht schätzen. So wie das Label der Red Hot Chili Peppers John Frusciantes Soloalben auch nicht schätzt – obwohl die übrigens überraschenderweise ziemlich gut sind.

Welchen Sound würden Sie Ihren neuen Bildern zuschreiben?

Bei den Bildern, die mit Körpern arbeiten, würde ich an Fennesz, Actress, Ben Frost, Holly Hendren denken. Das habe ich viel gehört und es hat mir sehr geholfen. Weil in dieser Musik eine Auseinandersetzung über Körperlichkeit und Raum in einer Präzision und Schönheit stattfindet wie in keiner anderen Musik derzeit – die komplizierte Rhythmik und die aus House Music kommende Wärme, die Brüche und Sprünge.

Diese Art elektronischer Musik stammt oft von Frauen.

Es gibt Künstlerinnen, die im klassischen Bandgefüge arbeiten, aber der elektronische Bereich und seine Produktionsweise machen es leichter. Du bist nicht so von Produzenten mit dicken Eiern abhängig, du musst nicht auf der Bühne stehen und mit anderen um Aufmerksamkeit buhlen. Deswegen haben in den 60er- und 70er-Jahren so viele Frauen Fotografie und Installation gemacht: Die Malereiklassen waren voll mit männerbündischen Alkoholikern, die in einer extremen Kon-

kurrenz zueinander standen. Vielleicht ist es in der Musik ähnlich – du bist als Frau dann nicht angewiesen auf das Kennertum dieser Typen.

Der Pop-Diskurs wird auch nach wie vor überwiegend von Männern geführt.

Tja. Ich habe nie verstanden, warum solche Typen früher immer die Augen verdreht haben, wenn ich gesagt habe, dass ich die ersten drei Leonard-Cohen-Platten mag. Jetzt geht das natürlich wieder, aber in den 90ern musste man Nick Drake stattdessen hören oder Tim Buckley – so narzisstisch gekränkt kann man doch gar nicht sein, dass man Buckley hören will, wenn man den viel fieseren Cohen haben kann!

Warum sind Sie Maler geworden?

Weil du da berechtigt bist, alleine zu sein. Neben Literatur ist Malerei die einzige endlose und gerechtfertigte Teenagerbeschäftigung, bei der du alleine in deinem Zimmer bist und keiner darf dich stören. Es geht niemanden was an. So wie Malerei produziert wird, ist sie eine hoch individuelle Beschäftigung, eine ganz starke Autorschaft: einer alleine im Atelier.

Der Gegenwurf zur Band.

Oder zum Kleinunternehmertum. Kunst, die Produktionsstätten braucht, Polierer, Cutter, Wohnküchen und so weiter, ist nichts für mich. Was nichts über ihre Qualität aussagt.

„Hello, I Love You“ heißt Ihre Ausstellung in der Schirn. Mögen Sie die Doors?

Nein. Der Titel soll sich beim Betrachter anbieten. Es war ein Moment der Schwäche und Verzagtheit. Die Assoziation Doors ist mir erst später eingefallen.

Es ist ja ein klassischer Macker-Song ...

Wie viele Doors-Songs. Obwohl die Einschätzung von Sexualität bis zum Ende der 60er-Jahre changiert zwischen der sexistischen Annahme und dem Angebot als Sexualobjekt, am besten verkörpert in Muddy Waters' „Mannish Boy“. Eines meiner Lieblingsstücke, weil es genau das ist: Er bietet sich und seine Fähigkeiten als Liebhaber an, er zwingt sie nicht auf. Er dekliniert sein Mannsein stolz durch – eine Form von Eitelkeit, die heute verschwunden ist. Die kannten auch Mick Jagger, Jim Morrison, Iggy Pop. Das waren individuelle Körper zwischen Androgynität, Rumgockelei, Getänzel, Kussmünderwerfen, das war noch nicht generiert. Es war nicht wie im Rap oder bei Black Sabbath, es waren keine Unterwerfungs- sondern Angebotsgesten. Was sich nicht erschließt, wenn man nur die Songtexte liest. Nimm „Under My Thumb“: Klassisch sexistisch, aber im Unterschied zu allen Songs davor ist er nicht romantisch; es ist ein Stück über Rache. Hier geht es wie im Blues um Betrug, Enttäuschung und Missgunst. Und nicht um ein Hasi, das man romantisiert und das keine Sexualität hat und keine andere Rolle, als angehimmelt zu werden und zu gehorchen. Bei Jagger ist die Frau aktiv geworden und hat ihn erniedrigt. Das war im weißen Mainstream ein Fortschritt.

Im Gegensatz zum Rap.

In Rap-Tracks ist es oft ganz schlimm. Mit dem Niedergang von De La Soul und den Jungle Brothers und der Etablierung von Gangsta-Rap hat sich die formatierte Wahrnehmung von Frauen als Mutter oder Nutte durchgesetzt, als stets verfügbares Objekt. Lange ging es immer darum, dass die Frau Fellatio praktizieren soll. Vor vier Jahren hat dann Danny Brown ein Stück darüber gemacht, wie gerne er Cunnilingus praktiziert. Das ist na-

türlich viel lustiger. In den vergangenen Jahren ist Rap ja auch wieder eine Hoffnung geworden, ob es nun Danny Brown, Drake, Odd Future oder Kendrick Lamar ist.

Sie haben mal gesagt: Überzeugungen zu verraten ist eine Idee, die Ihnen mehr als sympathisch ist. Erklären Sie mir das, bitte!

Der Verrat einer Idee ist die Überprüfung einer Idee. Verraten können einen immer nur Freunde oder die Partei. Die Familie kann dich nicht verraten, die kann dich nur enttäuschen oder verbittern – bleibt aber innerhalb eines Schuldsystems, in dem die Schuld nie abgetragen werden kann. Wirklich verraten kann einen nur jemand, mit dem man an das Gleiche geglaubt hat. Deswegen ist der Verräter leider die interessantere Figur. Julian Assange und Edward Snowden sind Verräter. Verrat, wie ich ihn meine, ist Verrat der Klasse, der Herkunft, der Erwartungen. Das finde ich gut. **Man sagt ja, dass man den Verrat liebt und nicht den Verräter. Bei Snowden ist das anders, er ist eine Heldengestalt.**

Das ist ja auch berechtigt. Bei Assange ist es komplizierter, aber die Geschichte wird ihm recht geben, haha. Ein Vorbild für mich ist Philip Guston. Er hat den Verrat begangen, als Vertreter der Top 10 der abstrakten Moderne den Schwenk in die Figuration zu nehmen – auch noch in eine comicartige. Alle seine Künstlerfreunde haben dann nicht mehr mit ihm geredet. Das ist der Verrat, den ich meine.

Wie bei Dylan ...

... als er die elektrische Gitarre einstöpselte. Das ist die Überprüfung einer Position – was man von dir erwartet, was du schon geleistet hast und das du jetzt selber in Abrede stellst. Womit ich auf keinen Fall Joschka Fischer rechtfertigen will.

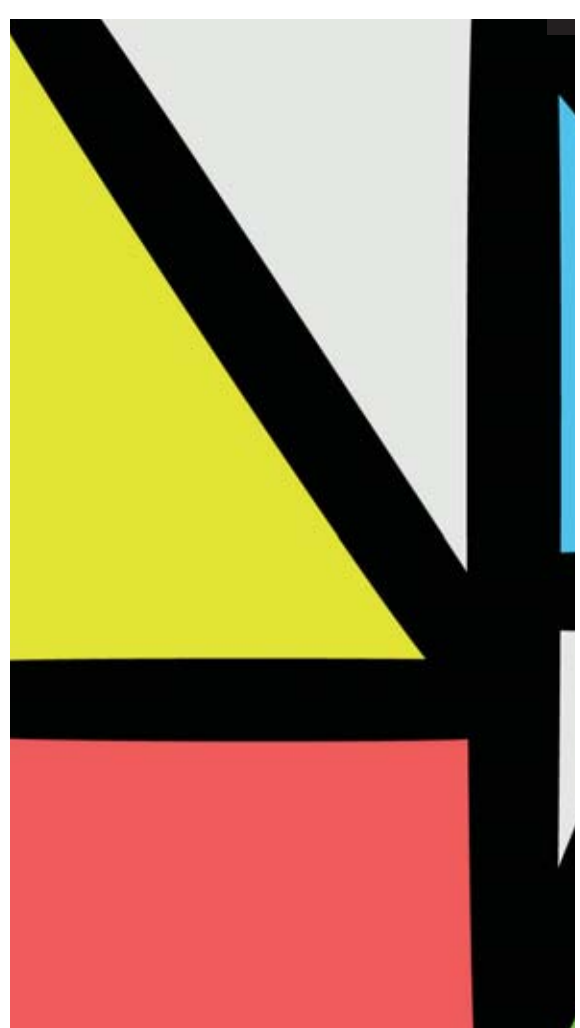
Es geht also um den guten Verrat?

Ja, der gute Verrat. Westerwelles Nichtengagement in Libyen halte ich für richtiger und ehrenhafter als Fischers Engagement im ehemaligen Jugoslawien. Westerwelle hat dafür die volle Packung gekriegt: Die Chefdenker in den politischen Feuilletons, die Deutschland ja immer in einer Spitzenposition in Sachen Weltregierung sehen wollen, waren bellizistisch enttäuscht von der Feigheit dieses Homosexuellen. Doch es war die absolut richtige Entscheidung.

Es gibt keine Daniel-Richter-Geschichte ohne Hafenstraße. Sie waren in den sogenannten Hafentourfahrten aktiv und nach dem Mauerfall im Osten auf Antifa-Agitationstour. Worum ging es dabei?

Es ging darum, die Überbleibsel der unpatriotischen Opposition in Ost und West zu sammeln, der radikalen Linken, der Autonomen und der Künstler. Das war schwierig und vielleicht auch anmaßend, aber keine historische Fehleinschätzung. Ich fand das richtig und die grundsätzliche Absage an Rassismus und Nation wichtig. Angesichts der Begeisterung in Deutschland für das Fahnenwedeln und das große deutsche Vaterland war es die einzige Option. Egal was man sich dabei an Fehlanalysen geleistet hat. Bis Mitte der 90er-Jahre war ich noch in der Antifa aktiv, aber dann hat sich das verlaufen – es war eine Entscheidung zwischen der Kunst und allem anderen.

Die Ausstellung „Hello, I Love You“ ist ab dem 9. Oktober in der Kunsthalle Schirn in Frankfurt zu sehen.



Music Complete:
New Order

New album
Sept 25th 2015
CD, LP & download

Live: 11.11.15
Tempodrom, Berlin

neworder.com



DIE DEALER UNSERES VERTRAUENS

Der „Medienfacheinzelhandel“ sucht zwischen Vinyl-Hype und Streaming-Kampf nach Wegen in die Zukunft. Auch wenn die Zahlen anderes sagen: Es herrscht Bewegung in den Nischen, in denen Musik noch wie ein lebenswichtiges Gut verhandelt wird. Eine Wasserstandsmeldung aus Freiburg, Leipzig und Berlin

TEXT: FABIAN PELTSCH / FOTOS: BERND JONKMANN'S

W

ie ist es überhaupt möglich, dass es heute noch Plattenläden gibt? Im Internet findet der Kunde so gut wie alles, nicht selten zu Kampfpreisen. In Sekundenschnelle lässt sich auf Plattformen wie Discogs der weltweite Bestand an japanischem Noisecore ermitteln oder der Wert seltener Krautrock-Veröffentlichungen miteinander vergleichen. Viele Labels verkaufen direkt über die hauseigene Homepage, und da die Handelsspanne entfällt, billiger als der Plattenhändler um die Ecke (der natürlich in den seltensten Fällen wirklich um die Ecke liegt). Und als wäre das nicht genug, hat die Nutzung von Streaming-Portalen enorm angezogen. Spotify zählt mittlerweile neben Amazon und iTunes zu den erfolgreichen digitalen Musik-Anbietern, musikalisches Weltwissen ist dort nur einen Klick entfernt. Von allen Seiten wird den Plattenläden das Wasser abgegraben, bald gibt es keine mehr – sollte man meinen. Die Realität sieht überraschend anders aus.

„Plattenläden verkaufen wieder mehr“, titelt der Bundesverband Musikindustrie in seinem Jahresbericht 2014. Mit einer Umsatzsteigerung um 13,6 Prozent gegenüber dem Vorjahr konnte der totgesagte Handelszweig sich erneut behaupten. „Das letzte Aufbäumen der Plattenläden, wie es schon vor ein paar Jahren prophezeit wurde,

ist nicht eingetroffen“, resümiert Marcus-Johannes Heinz vom Fachhandelsverband Aktiv Musik Marketing (AMM). „Anfang der Nullerjahre gab es einen bereinigenden Prozess mit etlichen Schließungen. Die Situation der Plattenläden ist seitdem an manchen Orten schwierig, aber insgesamt hat sich die Lage stabilisiert. An der Zahl der Anbieter hat sich in den vergangenen fünf Jahren nichts geändert, und wenn einer schließt, öffnet bald wieder ein neuer.“ Für die Überlebenden hat AMM vor sechs Jahren die Plattenladenwoche ins Leben gerufen. Als Reaktion auf den Record Store Day soll sie nachhaltigere Ergebnisse liefern, als ihnen nur einen Tag im Jahr die Bude durch Lockangebote vollzumachen. „Es geht uns um das Schaffen von Öffentlichkeit vor allem mit Live-Events und Werbung, die sich nicht nur auf Limited Editions beschränkt“, so Heinz.

Der „Medienfacheinzelhandel“, wie der Plattenladen von der deutschen Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) genannt wird, hat die Unterstützung nach wie vor nötig. 2014 machte sein Anteil am Gesamtmarktumsatz nur 1,6 Prozent aus. Elektrofachmärkte erwirtschafteten dagegen 22,9 Prozent des Umsatzes, über E-Commerce-Plattformen wie Amazon wurden sogar 31,7 Prozent erreicht. „Es herrscht heute für jeden Einzelhändler ein härterer Überlebenskampf als früher. Letztens sagte ein Verkäufer auf einer Tagung zu mir, er müsse heute das Dreifache an Arbeit leisten, um die Zahlen von vor ein paar Jahren zu erreichen. Der knallharte Preiskampf mit Internetanbietern kommt noch hinzu.“

Der derzeitige Hype um das Vinyl macht vielen Händlern Hoffnung. Seit die LP wieder hip und schick ist und die Musikindustrie neue Platten und aufwendige Reissues pressen lässt, kommen auch wieder vermehrt kaufkräftige Kunden in die Läden. Der Begriff „schwarzes Gold“ macht die Runde: Im vergangenen Jahr ist der Schallplatten-

Umsatz in Deutschland mit 1,8 Millionen verkauften Exemplaren um gut 27 Prozent gestiegen, einen vergleichbaren Hunger auf physische Tonträger gibt es weltweit sonst nur noch in Japan. Die gestiegene Nachfrage kommt jedoch nicht nur den kleinen Fachgeschäften zugute. „Vinyl ist ein seit Jahren absatz- und umsatzsteigerndes Segment der Musikvermarktung, und viele unserer Märkte haben wieder Vinyl ins Sortiment aufgenommen“, erklärt eine Unternehmenssprecherin von Saturn. Auch Media Markt oder die Drogeriekette Müller, die vor allem im Süden Deutschlands von jeher Musik verkauft, hat seit ungefähr fünf Jahren wieder verstärkt Vinyl im Angebot, neuerdings auch in Kleinstädten jenseits von München und Nürnberg. „Die Schallplatte hat sehr gute Zuwächse. Seit zwei Jahren geht es steil nach oben“, sagt Norman Hauk, der für Müller den Multimedia-Einkauf betreut. „Besonders die alten Heavy-Helden wie AC/DC, Iron Maiden und Motörhead gehen gut.“ Selbst bei Urban Outfitters werden neben ironischen Bill-Cosby-Pullovers und 80er-Jahre-Sneakern nun auch wändeweise LPs angeboten. Hardcore von Minor Threat steht da neben Schmalz von Sam Smith, Black Sabbath folgt unkommentiert auf Katy Perry. Egal ob Flohmarktstoff oder Neuveröffentlichung, rund 35 Euro verlangt die hippe amerikanische Kleiderkette im Schnitt für ihre Scheiben. Bei IKEA kann man dann für 4,99 noch gleich passend dazu den Gladsax erstehen, einen Bilderrahmen, der genau auf LP-Hüllen-Maße zugeschnitten ist. Könnte die Platte vielleicht doch nicht viel mehr sein als ein kurzlebige Trend-Accessoire?

Viele Einzelhändler wollen das nicht glauben. „Vinyl wird ein Nischenmarkt bleiben, aber auch der einzige physische Markt, den es in Zukunft für Musik geben wird“, prophezeit Stephan Schulz von Dodo Beach, einem der wenigen neu



CHECK IT OUT NOW

Heimat der Plattenläden, wie wir sie lieben:
Stöbern in London, hier bei Reckless Records

gegründeten Plattenläden in Deutschland. Am Record Store Day vor zwei Jahren feierte er in einer etwas versteckten Seitenstraße im bürgerlichen Berliner Stadtteil Schöneberg Eröffnung. Selbst im Hinterzimmer des stylish eingerichteten 200-Quadratmeter-Geschäfts findet man keinen CD-Player, Dodo Beach führt ausschließlich Vinyl. „Warum sollte ich mir heute noch eine CD kaufen? Der Wertverlust ist enorm. Und so was wie eine Sammelleidenschaft gibt es bei CDs nicht. Das ist eine tote Scheibe“, behauptet der 48-Jährige.

Solchen Prognosen zum Trotz erwirtschaftet die CD auf dem traditionell konservativen deutschen Tonträgermarkt nach wie vor den größten Umsatz. 2014 wurden 66,4 Prozent der Verkäufe mit CDs realisiert, unter den physischen Formaten bedeutet das eine Vorherrschaft von 88,7 Prozent. Ganz schön dominant für einen Toten. LPs konnten dagegen auf dem Gesamtmarkt gerade mal einen Anteil von 2,6 Prozent für sich beanspruchen. „Die CD wurde seit ihrem Marktdurchbruch im Jahr 1984 schon oft totgesagt. Sie ist immer noch da, und ich wage nicht zu sagen, ob sich daran in absehbarer Zukunft etwas ändert“, sagt Marcus-Johannes Heinz. Feststellbar sei jedoch, dass auch bei CDs der Trend zu Limited Editions gehe, die eine besondere Aufmachung haben. „Das haptische Erlebnis ist auch hier ganz entscheidend.“

Die Hoffnung der Plattenhändler: dass die Besinnung auf alte Werte nach dem Ende des digitalen Goldrauchs und auch über den Vinyl-Hype hinaus anhält. „Viele sehnen sich nach echtem Hörgenuss. Man kann nicht weiterskippen, wenn man eine Schallplatte hört. Man muss aufstehen, umdrehen. Das ist Entschleunigung, bewusstes Hören, aktives Erleben. Mal ehrlich, für alles andere ist die Musik auch einfach zu wichtig“, sagt Scholz, der Streaming nur beruflich nutzt, um bei Bestellungen für seinen Laden den Überblick zu behalten.

Eine von der GfK entwickelte Typologie unterscheidet vier Arten von Musikkonsumenten: Nichtkäufer, Gelegenheitskäufer (die weniger als 25 Euro pro Jahr für Musik ausgeben), Durch-



SAVE THE VINYL

Bei Dodo Beach in Berlin findet man keine CD-Player

schnittskäufer (25 bis 80 Euro) und Intensivkäufer (mehr als 80 Euro). Letztere spielen bei den jüngsten Entwicklungen tatsächlich eine entscheidende Rolle. Obwohl Intensivkäufer nur einen verschwindend geringen Teil der Bevölkerung ausmachen, generierten sie im Jahr 2014 allein 46,2 Prozent der Verkäufe. Sie waren also für nahezu die Hälfte der Gesamtumsätze verantwortlich, wobei sie im Durchschnitt sogar 250 Euro in Musik investierten. Leider ist auch ihre Zahl leicht rückläufig. Während 2013 noch 4,7 Prozent der Bevölkerung zu den Intensivkäufern zählten, waren es ein Jahr später nur noch 3,7 Prozent. Sollten die in der öffentlichen Wahrnehmung ohnehin schon als Nerdhochburgen geltenden Fachgeschäfte sich da nicht noch mehr spezialisieren,

um die wenigen Intensivkäufer mit Raritäten und Expertenwissen noch stärker an sich zu binden?

„Es gibt heute vielleicht noch um die 200 Plattenläden in Deutschland“, schätzt Heinz. „Ein Großteil davon deckt Pop und Rock ab, gefolgt von Läden mit Jazz- und Klassik-Schwerpunkt. Unter den 115 Teilnehmern der Plattenladenwoche gibt es aber auch welche, die ausschließlich Metal im Sortiment haben. Da man im Internet alles bekommt, wird so eine Spezialisierung aber zunehmend schwieriger.“

Wenn man sich nicht ausschließlich darauf verlässt, kann sich Spezialwissen jedoch durchaus als lukrativ erweisen. Daniel Lässig, der Inhaber des Phonocentrum Leipzig, setzt seit Jahren verstärkt auf alte DDR-Produktionen, besonders bestimmte Veröffentlichungen des Klassiklabels Eterna ziehen Kundschaft aus der ganzen Welt an. „Die DDR-Musiker konnten sich noch mit staatlicher Unterstützung über lange Zeit in Kirchen und Aufnahmesälen einmieten und ohne Zeitdruck an der Akustik feilen. Diese Atmosphäre und Dynamik kriegt keiner mehr so hin. Die heutigen CD-Produktionen sind gerade im Klassikbereich oft so überproduziert, dass sie sich fast die ganze Länge über am Vollausschlag befinden“, sagt Lässig. Der drahtige 43-Jährige aus Thüringen kennt sich aus, schon als Teenager sammelte er Kinderschallplatten-Produktionen von Litera, dem Sprechplatten-Label des DDR-Musik-Monopolisten VEB Deutsche Schallplatten. „Die Sprecher waren phänomenal, gestandene Schauspieler aus dem Berliner Ensemble oder dem Deutschen Theater“, schwärmt er. Sein Laden, dessen Name sich aus dem 70er-Jahre-Hi-Fi-Begriff und dem „Centrum“ der DDR-Warenhäuser zusammensetzt, liegt im Peterssteinweg, nicht weit von der Hauptschlagader der Leipziger Südstadt entfernt. Im Jahr 2000, gut zehn Jahre bevor in dem Studentenviertel die Gentrifizierung einsetzte, feierte sein Laden Eröffnung, und für die dunkelsten Stunden war nicht etwa Napster oder Spotify verantwortlich, sondern eine Baustelle vor der Tür. Auf knapp

sondern eine Baustelle vor der Tür. Auf knapp 80 Quadratmetern verkauft Lässig im Verhältnis 25 zu 75 CDs und LPs, neben der Klassik auch viel Rock in Second-Hand und Neuauflagen. Seine Kennerabteilung hat er vor sechs Jahren nach nebenan in eine ehemalige Drogerie ausgelagert. Wenn Interessenten kommen, schließt er ihnen auf, bietet Kaffee an und lässt sie stöbern. Besonders Liebhaber aus Asien gehören seit Jahren zu seinen größten Abnehmern. „Erst kamen die Japaner, mittlerweile kommen auch viele Chinesen, die gezielt nach Kammermusik aus der DDR suchen.“ Mit ihnen teilt Lässig sein Fachwissen, er weiß, dass das Leipziger Gewandhausorchester schon zu DDR-Zeiten Verbindungen nach Asien knüpfte und viele Musiker später Japanerinnen heirateten. Da er mittlerweile auch gut mit den Urhebern von einst vernetzt ist, kann es durchaus vorkommen, dass er Alben, die im Internet hoch gehandelt werden, billiger anbieten kann als beispielsweise Amazon. Online verkaufen muss Lässig nicht.

Andere Läden, wie Flight 13 Records in Freiburg, machen dagegen einen Großteil ihres Umsatzes via Mailorder. Besitzer Thomas Haller hat seinen Einstieg ins Musikgeschäft 1985 mit der Gründung des gleichnamigen Labels begonnen, 1988 kam dann der Versand externer Veröffentlichungen hinzu, ab Anfang der 90er begann er schließlich, aus seinem Einzimmerapartment CDs und Platten zu verkaufen. „Ich hatte an zwei Nachmittagen jeweils drei Stunden geöffnet. Irgendwann war es mir zu blöd, dass ständig Leute bei mir rumhingen, und ich mietete im selben Haus einen Raum mit 80 Quadratmetern als Ladengeschäft. Anfangs fuhr ich auch mit einem Verkaufsstand zu Konzerten, aber das wurde mir dann zu aufwendig.“ In der von Studenten geprägten Stadt ist der Laden eine Institution, man organisiert auch außerhalb der Räumlichkeiten Konzerte und Events, Mitglieder der siebenköpfigen Crew sind als DJs und bei Radio Dreyeckland aktiv. Auch hauseigene Produktionen veröffentlicht Flight 13 nach wie vor, die man dann

direkt von der befreundeten Badischen Schallplattenmanufaktur in Karlsruhe pressen lässt. „Durch unser Versandlager können wir den Läden jederzeit nachfüllen.“ Der knapp 60-seitige Mailorder-Katalog von Flight 13 erinnert mit seinen Illustrationen und Empfehlungstexten an ein Fanzine alter Schule. Das darüber abgewickelte Versandgeschäft (kein eBay & Co., da die Margen im Tonträgergeschäft die hohen Einstellgebühren nicht hergeben) akkumuliert 80 Prozent des Umsatzes und garantiert die Existenz des Ladens, der als kultureller und sozialer Treffpunkt auch in Zukunft existieren soll. „So ein Ort ist ein wichtiger Bestandteil einer funktionierenden Musikszene“, findet Haller. „Es macht Spaß, direkt mit den Kunden in Kontakt zu sein, einen Plausch zu halten und einen Kaffee oder ein Bier zu trinken.“

Auch Stephan Schulz von Dodo Beach betrachtet den Laden nicht zuletzt als Dienst an der Familie. „Mit der Ehefrau und den Kindern können sich viele über den Kram ja nicht unterhalten, weil die das nicht interessiert. Also kommen sie zu uns. Hier finden sie Gleichgesinnte.“ Andere nennen dieses Phänomen auch spöttisch „Plattenkneipe“: ein Ort, wo Leute an der Theke rumhängen, sich über Gott und die Welt und manchmal über Musik unterhalten und dabei selten etwas kaufen. Manche Läden veranstalten regelmäßig Konzerte in ihren Räumlichkeiten und bieten dann neben Platten tatsächlich auch Getränke an. „Ich hätte ein Problem damit, wenn ich hier 30 Leute mit 'ner Bierflasche zwischen meinen Regalen stehen hätte“, sagt Lässig. Sein Leipziger Nachbar, das Musikhaus Kietz – KlangKombinat, ist gerade dafür bekannt. Beide existieren nebeneinander, und beiden geht es in ihren Nischen den Umständen entsprechend gut.

„Plattenläden heute sind nicht von gestern“, sagt Marcus-Johannes Heinz. „Sie resignieren nicht, sie passen sich an. Die, die sich gehalten haben, wissen ganz gut, wo sie stehen. Und sie wissen auch, dass Plattenläden nie wieder die Bedeutung im Gesamtmarkt haben werden wie noch in den 70er- und 80er-Jahren.“

DIE PLATTENLADENWOCHE

Die mit einem Echo ausgezeichnete Plattenladenwoche wurde 2009 vom Fachhandelsverband AMM etabliert, um den unabhängigen Plattenläden als kulturelle Institution zu unterstützen. Dieses Jahr steht die einwöchige Kampagne unter dem Motto „Made In Germany“, über 120 Einzelhändler aus ganz Deutschland haben sich angemeldet, um sich mit lokalen Events und In-Store-Konzerten vorzustellen. Vom Indie-Vinylspezialisten bis zu Klassik- und Jazz-Experten werden die Geschäfte in dieser Zeit außerdem wieder limitierte LPs, CDs und 7inches zum Verkauf anbieten, zum Beispiel die eigens aus diesem Anlass gepresste 4-Track-EP von Gang Of Four & Herbert Grönemeyer. Die Plattenladenwoche findet dieses Jahr vom 19. bis zum 24. Oktober statt, Kick-off ist am 19. Oktober mit einem Ladenkonzert von The BossHoss & Special Guests bei Vopo Records in der Danziger Straße in Berlin. Nähere und aktuellere Infos finden sich unter www.plattenladenwoche.de.

DAS PLATTENLADENBUCH

„Plattenläden sind Biotope, in denen Leidenschaft für Musik zelebriert wird“, heißt es im Vorwort dieses Bildbands, für den der Fotograf Bernd Jonkmanns Plattenläden auf der ganzen Welt besuchte. Dabei rückten neben den Räumen vor allem die Kunden in seinen Fokus. Von japanischen Rockabillys über holländische Hipster bis zur Neuköllner DJane zeigen seine Bilder die Menschen, die jene Mikrokosmen am Leben erhalten. Bernd Jonkmanns' großformatiger Bildband „Record Stores“ ist zum Preis von 49 Euro bei Seltmann + Söhne erschienen.

„EIN GROSSARTIGES DENKMAL FÜR DEN GRÜNDER DER BEACH BOYS.“
Rolling Stone

JOHN CUSACK • PAUL DANO • ELIZABETH BANKS • und PAUL GIAMATTI

love & mercy



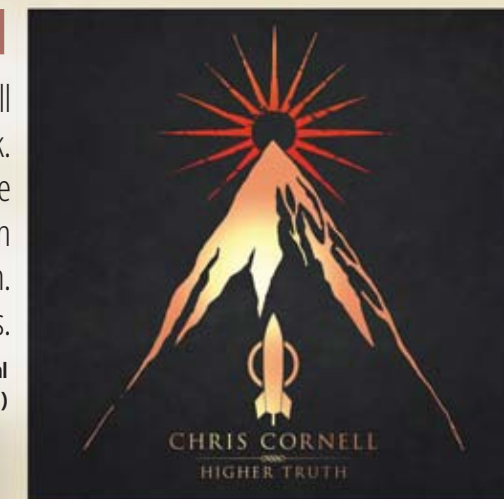
AB 15. OKTOBER AUF DVD, BLU-RAY UND ALS VIDEO ON DEMAND



BACK TO THE...TRUTH

Mit „Higher Truth“ kehrt Chris Cornell zu seinen Wurzeln als Singer & Songwriter zurück. 12 Songs, die sowohl akustische als auch Folk- und Rock-Elemente vereinen und eine neue Seite seiner Kunst zeigen. Ein „Liebesbrief“ an seine Fans.

1CD / limited 1CD Deluxe (plus 4 Bonustracks) / digital Doppel-LP (ab 06.11.)



DAS NEUE STUDIOALBUM

AB JETZ UNIVERSAL



35 JAHRE U2

Exklusive Interviews und Tour-Impressionen.
Die großen Rolling Stone Cover Storys.
Die Geschichten hinter ihren 50 größten Songs.

DIE SAMMLER-AUSGABE

JETZT AM KIOSK!

ODER JETZT BESTELLEN UND PORTOFREI NACH HAUSE LIEFERN LASSEN:

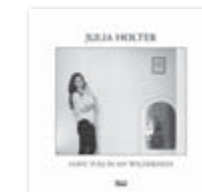
ROLLINGSTONE.DE/SHOP

Reviews

TONTRÄGER	S. 81
REISSUES	S. 98
LIVE	S. 102
KINO & DVD	S. 106
BÜCHER	S. 110

Songwriterin der Stunde

Lieder wie die See: Auf ihrem bislang besten Album verabschiedet sich Julia Holter von Elektronik und lässt Streicher wogen



Julia Holter

Have You In My Wilderness ★★★★★½

Man muss die Rätsel nicht lösen. Man darf sich einfach davontragen lassen, den Worten hinterherlauschen, in den Melodien tauchen wie in einem kristallklaren Bergsee. „Language is such a play“, heißt es in „Silhouette“, bevor sich der Song schließlich von einem Strom aus Streichern, Stimmen und Spinettstakkato mitreißen lässt. Julia Holters Lyrik ist so präzise wie geheimnisvoll, sie tut es der Musik gleich.

„Have You In My Wilderness“ ist ein berückend schönes, unkitschiges, konzentriertes Album. Es fügt sich nicht wie die drei zuvor einer konzeptuellen Idee, weder folgt es griechischen Mythen, noch verweist es auf einen Alain-Resnais-Film, es beinhaltet tatsächlich eine eher lose zusammenhängende Song-Sammlung. Ihr viertes ist bei aller Intellektualität und allen avantgardistischen Restspuren auch Julia Holters bislang eingängigstes Album. Hier entwickelt sich eine durch Elektronik und Digitalismus geprägte Künstlerin weg von ihren Ursprüngen, hin zu konventionelleren Songstrukturen und tradierten Produktionsweisen. Mehr noch als auf dem Vorgänger, „Loud City Song“, konzentriert sich die 30-Jährige auf ihre Interpretation dessen, was eine klassische Song-Architektur sein könnte. Holter gestaltet sie mit analogen Instrumenten, mit Geigen, Klarinetten, Kontrabass und Cembalo, mit Refrains und Chören und ihrer unverstellten, klaren Stimme. Sie führt die Melodie, die Instrumente wogen beständig.

Kaum etwas von dem, was Julia Holter singt, ist greifbar. Sie schreibt keine Erzählungen, Holters Lyrics sind fragmentarische Skizzen, Traumbilder. In meinem Lieblingslied, „Sea Calls Me Home“, wird sogar maritim gepfiffen und ein Saxofon spielt auf. Allein was der wie kalt gegen den Wind gerufene Refrain „I can't swim/ It's lucidity/ So clear“ bedeutet, bleibt unklar. Herrlich verweht und sehnsüchtig auch „Betsy On The Roof“, wo Holter ein „Uh-oh!“ entfährt, da oben auf dem Dach, und man nicht weiß, ob sie springen wird. Es regnet schon lange nicht mehr. Ein kalter Wind streicht ihr durch das Haar.

Man muss die Rätsel nicht lösen, die Bilder nicht erklären. „Have You In My Wilderness“ klingt in jedem Moment originär und erhaben, erfüllt von einer Tiefe und zugleich einer Leichtigkeit, die atemberaubend ist. Man kann Bezüge nennen: Lora Logic, Elizabeth Frazer, Judee Sill, Kate Bush. Auch Joni Mitchell, eine Joni Mitchell des digitalen Zeitalters. Vergleichspunkte, die vage bleiben – zu eigen ist diese Songwriterin aus Los Angeles, die mit jedem Album besser wird.

Sie habe eine Art Country-Platte machen wollen, sagt Julia Holter. Das ist ihr zum Glück nicht gelungen. (Domino)

SEBASTIAN ZABEL



Illustration: Gabriela Zurda Corbarán



Editors

In Dream

★★★★

Die Birminger wandeln sich wieder - Richtung Elektropop

Da haben uns die Editors ganz schön an der Nase herumgeführt! Wähten wir sie mit dem in Nashville produzierten vierten Album, „*The Weight Of Your Love*“, bereits an Amerika verloren und im Konkurrenzkampf mit den Kings Of Leon, so legen die Birminger nun eine Vollbremsung hin und peitschen volle Kanne zurück. Da sie sich zurückgezogen in den schottischen Highlands wieder elektronischen Varianten zugewandt haben, kann man „*In Dream*“ als direkten Nachfolger von „*In This Light And On This Evening*“ betrachten, dem dritten Werk von 2009.

„No Harm“, der erste neue Track, den die Band vorzeigte, schien ein Zugeständnis an die Schwarzkittelfraktion zu sein, die sich immer noch ein Joy-Division-Revival-Album von den Editors wünscht, getragen von einem spacigen Beat. Tom Smith gibt hier jedoch alles, zeigt die ganze Bandbreite seiner Sangeskünste, vom Bariton hin zum Falsett. Schöne Grüße an Nick Cave und Thom Yorke! „I'm a go-getter“, behauptet Smith – „ich bin ein Mann der Tat“. Als überraschend leichtfüßig und eingängig entpuppt sich „Ocean Of Night“, das zunächst vom Piano bestimmt wird, bevor sich der Song immer mehr entfaltet. Die Backing-Vocals stammen von Slowdives Rachel Goswell, eine perfekte Ergänzung. „Forgiveness“ bricht mit einem 80er-Jahre-Synthie-Intro weniger behutsam an – dennoch kann man sich der Erhabenheit des Tracks und Smiths Vortrag nicht verschließen. Insbesondere wenn er „The flag in your hand don't make you American“ konstatiert und „Be forever young“ fordert. Da wir schon bei den Eighties sind: Auf „Our Love“ nähern sich die Editors tatsächlich Bronski Beat so weit wie nur möglich an, bevor sie im furiosen Finale – anders als bei Journey, aber ähnlich vehement – insistieren: „Don't start believing!“ Mit fast acht Minuten bilden die „Marching Orders“ einen würdigen Abschluss.

So abwechslungsreich zeigten sich die Editors noch nie. Aber auch wenn es vielleicht nicht immer gleich offensichtlich war: Bisher klang jedes ihrer Alben anders. (PIAS/Rough Trade) **FRANK LÄHNEMANN**

KICKS

FAVORITEN AUF 33 UND 45 - VON WOLFGANG DOEBELING

WIRKUNGSMÄCHTIG
Kathryn Joseph



The Cedar Shakes *This Western Road* ★★★★★



Das Programm des erst unlängst gegründeten Labels ist so vielsagend wie vielversprechend: Whatbang Records, so steht es geschrieben, veröffentlicht „Independent Cosmic American Music and Experimental Country on 12“ and 7" record“. Klingt fast zu gut, um wahr zu sein. Gleich die erste LP der Cedar Shakes aus Manzanita/Oregon beseitigt indes etwaige Zweifel ob des vollmundigen Versprechens. Die Shakes sind eigentlich ein Duo bestehend aus dem Sänger und Gitarristen Travis Champ und dem Pedal-Steeler James Owen Greenan, doch verpflichtete man für die Sessions in Austin/Texas ein paar lokale Studio-Cracks, die den meist stoischen in sich ruhenden Tunes den einen oder anderen Tritt versetzen. „Modern Underground Country“ nennt Champ die Musik auf „*This Western Road*“, seine Stimme ist tief und sonor, die Steel-Guitar heult beständig, die Songs sind oft lakonisch, leben von schlichten Beobachtungen am Straßenrand. „Jesus saves in Helvetica“, wird trocken observiert, „last chance for diesel till you hit the state line.“ (Whatbang)

The School

Wasting Away And Wondering ★★★★★



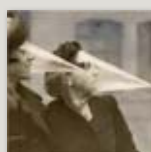
Liz Hunts Stimme ist herzlich, nicht herzallerliebster wie die von Maddie Dobie von der Zuckerbäckerkonkurrenz. Das ist gut so, denn The School, die vielköpfige Formation, der Liz vokalen Ausdruck verleiht, ist ohnehin nicht so konsequent auf musikalischen Liebreiz gepolt wie Maddies kunstvollerer Klangkörper namens The Yearning. Das Süße überwiegt auch auf „*Wasting Away And Wondering*“, gewiss, doch zwischen dem goldigen Honig-Pop in plüschigen Arrangements klingt auch Soul an, sanft zwar, jedoch durchaus mit Rhythmus und einem Quantum Blues. Einige Tracks haben das Flair von Frühsechziger-Beat, andere setzen auf Girlgroup-Grandezza, zerfließen in Mädchen-Melancholie oder machen in Morricone-Melodrama. Alles wie gehabt, könnte man sagen, aber eben noch einen Tick besser, weil ausgereifter als auf früheren Platten. (Elefant)

Karima Walker *Take Your Time* ★★★★★



In der Wüste habe sie die Songs geschrieben, nördlich von Tucson/Arizona, sagt Karima Walker. Es ist indes schwer vorstellbar, dass diese leichtschemen Lieder unter der brütenden Sonne des amerikanischen Südwestens entstanden. Karima muss ein Nachtvogel sein, um sich dort in so schwermütiger Schwerelosigkeit ergehen zu können. Analog aufgenommen und minimal orchestriert, bloß mit einem dünnen Schleier aus Gitarre, Banjo und Piano drapiert, wohnt den fünf Tracks dieser spartanisch aufgemachten 10inch-EP ein dunkler, wirkungsreicher Zauber inne. Americana noir. (Erica)

Kathryn Joseph *The Bird* ★★★★★



Noch intensiver und wirkungsmächtiger ist die Songkunst der Schottin Kathryn Joseph. Ihre vor Monaten in dieser Rubrik gepriesene LP „*Bones You Have Thrown Me And Blood I've Spilled*“ war inzwischen vergriffen, ist nun aber neu aufgelegt worden, freilich mit neuem Mastering. Etwas transparenter klingt sie nun leider, weniger monolithisch. Wie auch die beiden Seiten dieser 7inch, von denen „The Worm“ auf der Flipside schon deshalb von besonderem Interesse ist, weil dieser Track sich nicht auf der LP findet, wiewohl eigentlich dazugehörend. (Hits The Fan)

Diet Cig *Sleep Talk* ★★★★★



Diet Cig ist ein nikotinsüchtiges Pärchen aus New York, das sich kennenlernte, als Sängerin und Gitarristin Alex Luciano in einem Club Schlagzeuger Noah Bowman um Feuer bat. Nun machen sie gemeinsam aufgekratzt schrammelnden und Becken wie Bassdrum malträtierten Brat-Pop zu nicht mehr ganz unschuldigen Songs, die das lästige Erwachsenwerden verfluchen und trotzig auf Vernunft und Gesundheit pfeifen. Das Privileg der Jugend, so durchsichtig wie das Vinyl. (Father/Daughter)



Elvis Perkins

IAubade

★★★★½

Verheißungsvolle, intime Skizzen vom traurigen Songwriter

Sechs Jahre sind vergangen seit dem zweiten und bisher letzten Album des wohl traurigsten Songwriters seit Paul Simon. Damals, auf „*Elvis Perkins In Dreamland*“, hat er seine Stubenhockerlieder ein wenig geöffnet für Jazz, Americana und Kammerpop, auf den Tageliedern von „*IAubade*“ ist er nun wieder ganz bei sich, man könnte auch sagen allein, und frönt zu sachter Harfe, Flöte, Sitar und akustischer Gitarre der Minne – die weiblichen Harmonien sind dabei nicht mehr als eine vage Verheißung. Der Reiz dieser Aufnahmen liegt in ihrer intimen Unfertigkeit, diese Songs könnten nicht vollendete Kokompositionen von Devendra Banhart und Roy Orbison sein, die Perkins in einem Schuhkarton gefunden und dann – so klingt es jedenfalls – auch gleich aufgenommen hat. (MIR/Cargo)

MAIK BRÜGGEMEYER



Nerina Pallot

The Sound And The Fury

★★★★

Verhuschte Pianoballaden und Hymnen mit dezenter Elektronik

Die Fiona Apple des Jahres heißt Nerina Pallot. Zumindest beim kraftvoll stampfenden „There Is A Drum“, dem Eröffnungstück von Pallots neuem Album. Ebenso toll gerät „Ain't Got Anything Left“, in dem sie stimmlich auch Adele anzuzapfen scheint. Viel ist in den vergangenen Jahren passiert im Leben der britischen Songschreiberin: Sie ist Mutter geworden, hat die politischen Veränderungen in ihrem Land verfolgt und „Die StraÙe“ von Cormac McCarthy gelesen, hat Nina Simone gehört und ihre Ursprünge in der Dance-Music wiederbelebt. So unterfüttert sie ihre immer etwas verhuscht wirkenden Pianoballaden mit dezenter, bisweilen ziemlich simpler Elektronik. „If I Had A Girl“ und „Spirit Walks“ belehnen Gospel und Blues, scheuen aber auch Synthies und hymnische Refrains nicht. (Idaho/Ingrooves) **MAX GÖSCHE**



Little May

For The Company

★★★★½

Atmosphärischer Kammerpop der australischen Frauenband

Aaron Dessner, hauptberuflich Gitarrist bei The National, produzierte das Debüt dieser jungen Frauen aus Sydney. Aufgenommen in einer New Yorker Kirche und Dessners Kellerstudio in Brooklyn, ist der saubere, aber nicht glatte Klang das klare Kapital des Albums. Gitarren schwirren um beide Ohren, geisthafter Gesang, Streicher, sanfte Perkussion als einzige Bodenhaftung. In den gelungenen Momenten ist „*For The Company*“ atmosphärische Kammermusik, deren angenehme Klangbilder den Hörer vollends einnehmen; in den schwachen Momenten tritt das seichte Songwriting zutage. Leider lässt sich die Band zudem hin und wieder zu erwartbarem Radio-Pop hinreißen und mindert die Kraft der sonst so unaufdringlichen Musik. Dank Dessners Produktion aber ein passables Debüt. (Universal) **JAN JEKAL**



Kelvin Jones

Stop The Moment

★★★★

Britischer Souppop ohne Übertreibung und Berechnung

So kann's auch gehen: Man informiert sich über einen Künstler, liest Namen wie Buddy Guy, B. B. King oder Tracy Chapman als Einflüsse, überliest geflissentlich jenen von John Mayer und denkt trotzdem: Och nö, wieder jemand, der furchtbar ambitioniert ans Werk geht und sich mit der Brechstange um Authentizität bemüht! Und dann hört man die ersten Töne dieses Mannes aus Stevenage, ist baff und will sofort den Buzzer drücken. Alles klingt organisch, unaufdringlich, locker von der Leber weg gespielt. Soul ohne jede Übertreibung, Pop ohne jede Berechnung, ohne Netz und ohne jeden Schnörkel. Da lässt man selbst eine Schweinegitarre durchgehen. Weil man aber seine Arbeit vollenden muss: Bei den Impulsgebern sollte noch Eagle-Eye Cherry hinzugefügt werden. (Four/Sony) **FRANK LÄHNEMANN**

OLLI SCHULZ

- 1.11. DÜSSELDORF New Fall Festival
- 2.11. WIESBADEN Schlachthof
- 3.11. MÜNCHEN Circus Krone
- 4.11. DRESDEN Reithalle
- 6.11. BERLIN Admiralspalast
- 7.11. WEISSENHÄUSER STRAND Rolling Stone Weekender
- 8.11. BIELEFELD Ringlokschuppen

ULRICH TUKUR & DIE RHYTHMUS BOYS

- 27.11. KÖLN, Tanzbrunnen
- 28.11. KÖLN, Tanzbrunnen
- 3.12. FRANKFURT, HR Sendesaal
- 4.12. FRANKFURT, HR Sendesaal
- 5.12. DETMOLD, Landestheater
- 6.12. KASSEL, Staatstheater
- 8.12. BIELEFELD, Oetkerhalle
- 11.12. MÜNCHEN, Prinzregententheater
- 12.12. STUTTGART, Theaterhaus
- 13.12. STUTTGART, Theaterhaus
- 15.12. LUDWIGSHAFEN, Theater im Pfalbbau
- 17.12. DÜSSELDORF, Tonhalle
- 18.12. KIEL, Schloss
- 19.12. LÜBECK, MüK
- 20.12. HAMBURG, Laeiszhalle
- 4.1. BERLIN, Theater am Kudamm
- 5.1. BERLIN, Theater am Kudamm
- 6.1. HAMBURG, Laeiszhalle
- 8.1. BRAUNSCHWEIG, Staatstheater
- 9.1. BREMEN, Glocke
- 10.1. LEIPZIG, Gewandhaus
- 13.1. CHEMNITZ, Stadthalle
- 14.1. DORTMUND, Konzerthaus
- 15.1. BONN, Oper
- 16.1. HANNOVER, Theater am Aegi
- 17.1. HANNOVER, Theater am Aegi
- 20.1. BOCHUM, Schauspielhaus
- 24.1. ESSEN, Lichtburg

Trocadero, VÖ, 2310. - CD, DL, Stream
„Let's Misbehave! - das Studioalbum zum 20. Bandjubiläum“

KARL BARTOS

(ex-KRAFTWERK)



Bureau B - CD, LP, DL, Stream
Inkl. „Atomium“, „Musica Ex Machina“

20.11. DORTMUND DASA
(ERÖFFNUNGSKONZERT AUSSTELLUNG „DIE ROBOTER“)

21.11. LEIPZIG HAUS LEIPZIG

24.11. BERLIN BERGHAIN

Trocadero



EODM

Zipper Down

★★½

Ironiefreie Klischees: Die Eagles Of Death Metal machen es sich leicht

„It's so easy without complexity.“ Ja nun. „Complexity“ ist der erste Song und der Satz irgendwie auch das Motto von „Zipper Down“, der vierten Platte der Eagles Of Death Metal. Auf deren Cover zeigt eine Frau die Konterfeis von Jesse Hughes und Josh Homme auf ihren riesigen Möpsen. Männerköpfe als Rock'n'Roll-Pastys. Komplex ist das tatsächlich nicht, sondern einfacher, von den beiden im Alleingang eingespielter und (bis auf ein Duran-Duran-Cover) selbst geschriebener Rock mit den üblichen Klischees, die – im Gegensatz zu manch älteren Alben – hier weitgehend ironiefrei benutzt werden, musikalisch wie symbolisch. Büschen langweilig auf Dauer, aber nicht unangenehm. Eben das, was herauskommt, wenn tätowierte Typen zu viel Zeit, Geld und einen geilen Gitarrensound haben. (Universal) **JENNI ZYLKA**



Dungen

Allas Sak

★★★★

Pop und Mäanderndes von den psychedelischen Schweden

Auf ihrem siebten Album klingen Gustav Ejstes und Kollegen immer noch nach den späten Sechzigern und frühen Siebziger, die Bezugspunkte haben sich aber ein wenig verschoben. Der kantige Pop des Weißen Albums und der Highlife-Rock der ghanaischen Gruppe Hedzoleh Soundz scheinen für „Allas Sak“ Pate zu stehen – und nicht länger in erster Linie die psychedelischen Klänge, mit denen Dungen vor einem Jahrzehnt außerhalb Schwedens bekannt wurden. Die A-Seite der neuen Platte birgt eine Vielzahl großer Melodien, die so unerwartet wie eingängig sind; in einer gerechten Welt wäre „Sista Festen“ ein Radiohit. Leider fällt die zweite Hälfte merklich ab: Die Band verirrt sich bisweilen in mäandernden Fingerübungen und skizzenhaften Songs. (Smalltown Supersound/Rough Trade) **JAN JEKAL**



FOLKTRONICA
John Grant

Liebes-Hohelied

Tanz den Francis Bacon: Mehr Elektropop, weniger Selbstmitleid vom Meister der hochsensiblen Nabelschau

John Grant *Grey Tickles, Black Pressure* ★★★★★



Es ist nicht schön herauszufinden, dass man derjenige ist, den die Hämorrhoidensalbe-Reklame im Fernsehen meint. Oder ratlos im Gemüseladen zu stehen und nicht zu wissen, was man eigentlich noch kaufen soll, oder sich ständig anhören zu müssen, dass es Zeit wird, endlich loszulassen. Aber hey, es könnte schlimmer sein: „There are children who have cancer/ And so all bets are off/ 'cause I can't compete with that“, singt John Grant in der Ballade „Grey Tickles, Black Pressure“ und erklärt die Zeit des Selbstmitleids für beendet.

Grant kreist auf seinem neuen Album zwar noch immer kunstvoll um sich selbst, inszeniert als hochsensibler Icherzähler dunkel eingefärbte autobiografische Songkostbarkeiten wie „No More Tangles“ und „Magma Arrives“. Er irrt wieder zwischen Elektro, Folk und Pop umher, um herauszufinden, wie er am besten mit seiner HIV-positiv-Diagnose umgehen soll, lässt einen erneut verdammt nahe an sich heran. Aber er ist nicht mehr der still Verzweifelnde, der er auf „Queen Of Denmark“ und „Pale Green Ghosts“ war.

„Grey Tickles, Black Pressure“ übersetzt Grants Kampf gegen die Verbitterung in hämische, lakonische, schmerzvolle, von Stimmungsschwankungen geprägte Folktronica-Songs; in furiose Dancetrack-Abzählreime („You & Him“), zickigen Elektropop („Snug Slacks“), Gospel-Techno-Funk-Hybride („Voodoo Doll“), Vintage-Synthiepop („Black Blizzard“), böse Balladen („Global Warming“), zartbittere Rocksongs („Down Here“) – in Lieder, in denen er nur noch ab und zu mit seinem eigenen Schicksal hadert, all die „queer narcissists“ verflucht, sich den Weltuntergang oder zumindest Einsamkeit wünscht, aber auch gern herumalbert und zum Beispiel davon erzählt, wie er einmal Joan Baez und Joan As Police Woman verwechselte.

Und es ist eine Platte, die letztlich doch fest an die Liebe glaubt. Das Hohelied auf die Liebe aus Paulus' 1. Brief an die Korinther rahmt das Album ein – zur Eröffnung als Dekonstruktion in Form eines bedrohlich anschwellenden babylonischen Stimmengewirrs und am Ende von einem Kind vorgetragen als Metapher auf die Rückkehr zur Unschuld. Dazwischen inszeniert Grant – verpackt in einen coolen Shooby-dooba-Dancetrack – mit „Disappointing“ seine eigene Interpretation des Hohelieds auf die Liebe, die vom Lächeln des Geliebten schwärmt, gegen das alles andere nur enttäuschend ist: Dostojewski und Francis Bacon ebenso wie „ballet dancers with or without tights“.

(Bella Union/PLAS Cooperative)

GUNTHER REINHARDT



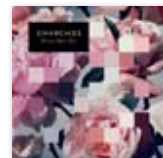
Bon Jovi

Burning Bridges

★★½

Jon Bon Jovis Zwischendurchalbum ist gar nicht so schlecht

Schon lustig, dass ausgerechnet der Mann, der so viele weltumarmende Hymnen schrieb, ein Album veröffentlicht, das wie ein großes „Fuck you“ wirkt – an die Plattenfirma, bei der er 32 Jahre lang war. Es gibt kein Booklet zu „Burning Bridges“, keine Credits, keine Fotos, nichts. Jon Bon Jovi erfüllt seinen Vertrag, 2016 soll dann ein „richtiges“ Album erscheinen. Im Titelsong singt er: „Hope my money and my masters buy a front-row seat in hell.“ So viel Humor hatte man ihm gar nicht mehr zugetraut. Und sonst? Die üblichen Rocksongs vom Nichtstillstehen und Weitermachen. John Shanks versucht bei „We Don't Run“ den ausgestiegenen Gitarristen Richie Sambora zu ersetzen, vergeblich. „Saturday Night Gave Me Sunday Morning“, „We All Fall Down“, „Life Is Beautiful“: Das Malen nach Zahlen funktioniert noch. (Universal) **BIRGIT FUSS**



Chvrches

Every Open Eye

★★★★

Eingängig und eigensinnig zugleich: Elektropop aus Glasgow

Auch ihr zweites Album, entstanden in den bandeigenen Alucard Studios – einer umgebauten Dreizeimmerwohnung im Süden Glasgows –, wird von einem faszinierenden Chiaroscuro beherrscht. Was Chvrches von anderen Synthiepopgruppen unterscheidet? Lauren Mayberrys klare, hohe, manchmal kieksige Stimme ist es nicht – es ist die Dringlichkeit, die sie jeder abgründigen Textzeile, jedem ergreifenden Refrain verleiht. Noch dazu gelingt es der Band, ihre Musik weder in Richtung Bombast noch in Richtung originalitätssüchtiger Frickelei abdriften zu lassen. Sie zwingt auf die Tanzfläche, verfügt aber dennoch über einen spürbar individuellen Ausdruck. „Every Open Eye“ ist ein mehr als würdiger Nachfolger des erfolgreichen Debüts, „The Bones Of What You Believe“.

(Universal)

ALEXANDER MÜLLER



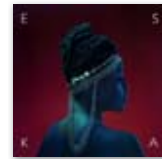
Paper Beat Scissors

Go On

★★★½

Wenige Mittel, große Wirkung: Schwelgerischer Folkpop

Tim Crabtrees Debüt klang, als hätte man James Blunt die Zuckerpop-Glasur abgeschmolzen. Sein zweites Album findet der britische Songwriter mit Hauptwohnsitz in Kanada „viel ausgetüftelter“. Dabei versteht er es immer noch, mit wenigen Mitteln große Wirkungen zu erzeugen. Akustikgitarre, Drumloops und Elektro-Einsprengsel bilden das Gerüst seines schwelgerischen Folkpops, nur scheint nun alles dichter ineinander verwoben, und Crabtree schwingt sich mit wohlighwimmernder Stimme zu riesengroßen Refrains auf. Dokumentarfilmern leuchten die Augen: Ein perfekter Soundtrack, um Luftaufnahmen von Gletscherlandschaften oder auflatternden Vogelschwärmen zu untermalen. (Ferryhouse) **FABIAN PELTSCH**



Eska

Eska

★★★★½

Retrosoul und Folk, Orchester und Sitar: Eine Britin, die sich was traut

Die Schnittstelle von Retro-Soul und Folk ist im UK schon durch Michael Kiwanuka besetzt, doch die Newcomerin mit simbabwischen Wurzeln zeigt sich an ebenjener Naht ausgefuchster: Eska vereint unter der Pultregie von Matthew Herbert verschiedene Welten, in denen sanfte Gitarren und Glockenspiel genauso Platz haben wie ein symphonischer Apparat und eine poppige Rhythmusektion. Mit triumphalätherischem Timbre führt sie durchs versponnene „To Be Remembered“, „Boundaries“ bäumt sich großorchestral auf, einen filigranen Roots-Reggae zaubert sie in „Heroes & Villains“. Und im Hit „Shades Of Blue“ finden Sitar-Rock der Sechziger und R&B der Neuzeit zusammen. (Naim/Indigo) **STEFAN FRANZEN**



Cœur de pirate

Roses

★★

Dick aufgetragen Pop der durchaus talentierten Kanadierin

„Die Songs betteln darum, laut aufgedreht zu werden“. So heißt es im Begleittext zum dritten Album der Songschreiberin aus Quebec, die eigentlich Béatrice Martin heißt. Tatsächlich sieht man sich schnell zum Gegenteil bereit, derart dick aufgetragen wurde bei dieser Breitwandproduktion. Mit Chanson – Cœur de pirate kennt man von den „Le Pop“-Compilations – hat das nicht mehr viel zu tun. Überall klimpert, schnarrt, poltert irgendetwas, dazu kommt ein deplatziertes Gast-Rap von Allan Kingdom auf „I Don't Want To Break Your Heart“. Dabei steht dem „Elle“-Covermodell auf seiner ersten zweisprachigen Platte das Englische durchaus gut. Eine verpasste Gelegenheit. (Universal) **FRANK LÄHNEMANN**



Roger Lion

Roger Lion

★★★★½

Klassisches Songwriting und elektronische Raffinesse

Wundervoll gelingt diesem Duo bestehend aus Joe Pernice und Josh Karp aka Budo die Symbiose aus klassischem Songwriting und elektronischer Raffinesse. „A Dead Man's Song“ filtert Folk und Country-Rock durch eine hauchdünne Popmembran, bevor ingeniose Streicher und geschmeidige Jazz-Trompeten übernehmen. Michael Penn, Danger Mouse und Beck hätten das gemeinsam nicht besser hingekriegt. Man hört hier etwas Seltenes: atmosphärische Songs, die nicht nur zu Hintergrundmusik taugen, sondern aus vielen fein ziselierten Melodien und Rhythmen bestehen, die sich scheinbar schwerelos umkreisen und immer neue Verbindungen miteinander eingehen. (Team Love/Indigo) **MAX GÖSCHE**

DAVID GILMOUR

RATTLE THAT LOCK
THE NEW STUDIOALBUM
18.09.2015

2-Disc Boxset mit CD, BluRay oder DVD. Gebundenes 32-seitiges Foto- und Lyricbooklet, 48-seitiges Buch „Paradise Lost“ (Book II), Poster, Postkarten und Plektrum

DAVID GILMOUR THE VOICE & GUITAR OF PINK FLOYD

FOTO: MICHAEL BERMAN

SONY MUSIC



Naytronix
Mister Divine

★★
Der Tune-Yards-Bassist mit detailverliebtem, sprödem Elektropop

Es ist erfrischend, Elektropop zu hören, der sich mal nicht in 80er-Jahre-Bezügen erschöpft oder gesichtslosen Futurismus betreibt. Wenn EDM ein blitzendes Raumschiff ist, hat Nate Brenner auf seinem zweiten Album ein Gokart gesattelt, mit dem er rasant zwischen den Bezugspolen Beta Band und Hot Chip hin und her holpert. Dass der Kalifornier ein Meister des rhythmischen Gepluckers ist, hat er schon als Songschreiber der Tune-Yards unter Beweis gestellt. Seine Stimme ist im Gegensatz zu der seiner dortigen Bandkollegin Merrill Garbus leider etwas kraftlos, was den tanzbaren Funk-Anteil seiner Musik mit einer gewissen Lahmarschigkeit unterwandert. Das und die vielen Tempowechsel machen den durchaus originellen Elektro-Entwurf auf der Langstrecke etwas ermüdend. (City Slang) **FABIAN PELTSCH**



Cäthe
Vagabund

★★
Tantenhafte Rockmusik von Ina Müllers einstiger Lieblingsband

Wer von Rampensau Ina Müller als „die aufregendste Neuentdeckung des Jahres“ vorgestellt wird, wie Cäthe im Oktober 2011, der hat ein schweres Bündel zu tragen. Denn seitdem ist es für die Wahlhanselatin nicht so recht weitergegangen. Nun ein neuer Anlauf aus dem Kreativmekka Berlin, mit einem Cover-Look zwischen Stevie Nicks und Katja Ebstein etwa 1973. „Vagabund“ heißt das Werk, das nicht nur „Unter Palmen“ eine flippig-flotte Lockerheit sucht. Zweifelloos ist das Dutzend Rocklady-Songs handwerklich gut gemacht. Die kann was, die Cäthe. Wenn das nur nicht alles so tantenhafte klingen würde. „Scheitern kann ich auch alleine“, singt sie. Es ist ihr nicht zu wünschen. Irgendwo gibt es auch dafür eine Zielgruppe. Rock'n'Roll für Teestuben mit Tischdeckchen. (DEAG) **RALF NIEMCZYK**

SOUNDS

RÄUSCHE UND GERÄUSCHE - VON JENS BALZER

MÜRRISCH
Helena Hauff



Helena Hauff *Discreet Desires* ★★★★★

Schön schmutzig, speckig, spackig und schmierig: So klingt die Musik der Hamburger Plattenauflegerin und Produzentin Helena Hauff. Auf dem Laptop erzeugte Musik kann sie nicht leiden, darum komponiert sie ihre Lieder ausschließlich mit alten Analogsynthesizern. Licht- und beatloser Industrialkrach lässt sich in ihrem Schaffen ebenso finden wie stur voranschreitende Technobeats und kalt klonkendes Metallgeschepper nach 80er-Jahre-Wave-Disco-Art. Im Grunde, hat sie einmal gesagt, könne sie jede Art von Musik gut leiden, solange sie bloß keine gute Laune verbreite. Ein hervorragender Ansatz! Auch auf ihrem Langspieldebüt, „Discreet Desires“, herrscht keine Art von Heiterkeit vor. Zwar werden die geraden, durchweg gut tanzbaren Rhythmen gelegentlich mit ein paar melodischen Sprengseln aufgehellert oder es schwebt ein sehnsüchtiges Synth-Schimmern über der Szene. Die Grundstimmung bleibt aber weiterhin erfreulich mürrisch und renitent, wozu das dauererschöpft scheinende Ächzen, Schnaufen und Brummen der alten Maschinen eine perfekte Grundierung abgibt. (Werkliscs/Ninja Tune/Rough Trade)

Disclosure *Caracal* ★★★

Während Helena Hauff also gewissermaßen die Seelen ihrer Maschinen zum Klingen bringt und dabei doch Musik ohne jeden Soul im Gattungssinn des Wortes erzeugt, bemühen sich die Londoner Brüder Guy und Howard Lawrence, die unter dem Namen Disclosure auftreten, um die Verschränkung von soulvollem Pop und elektronischer Clubmusik. Auf ihrem 2013er Debüt, „Settle“, hörte man ebenso geschichtsbewusst und tanzflureffektiv konstruierte Beats wie hoch melodischen Gesang von beispielsweise London Grammar und Jessie Ware - Letztere war nie wieder so gut wie in der Zusammenarbeit mit Disclosure. Auf dem zweiten Album, „Caracal“, ist die Stardichte unter den Gastsängern deutlich höher, The Weeknd und Miguel sind ebenso dabei wie Lorde. Leider führt die Prominenz der Gäste dazu, dass Disclosure ihnen mehr Raum lassen als auf der Vorgängerplatte. Auf „Caracal“ herrschen konventionelle und leicht langweilige Songstrukturen vor, mit einer Ausnahme: Gerade der Jazz-Schmusebrummer Gregory Porter lässt seine Stimme in quecksilbrig schimmernden Splintern durch die Gegend flitzen. (Universal)

Rudimental *We The Generation* ★★★★★

Das ebenfalls aus London stammende Ensemble Rudimental macht hingegen gerade so weiter, wie es 2013 auf „Home“ begann: Rasend schnell stolpernde Dubstep-Beats werden von dicken Bläsern, schunkelnden Reggae-Gitarren und solierenden Steel-Drums begleitet und von einer bunten Vielfalt charismatischer Stimmen. Während Rudimental mir vor zwei Jahren noch als etwas überladener Abklatsch von Disclosure erschienen, wirken sie jetzt musikalisch interessanter und ausformulierter, auch weil die Sängerinnen und Sänger den Raum, den ihnen das Produzentenquartett bietet, besser und abwechslungsreicher zu nutzen verstehen als die Disclosure-Gäste. (Warner)



Die Nerven
Out

★★★★
Verzweifelt und verloren: Grandiose Wutlieder aus Stuttgart

Blank liegen die Nerven! Sie sind sauer (weil *life sucks*), verzweifelt (weil keiner sie versteht), verloren (die Herzen, an die frühen 80er-Jahre). „Out“ ist das dritte Album, ein neues Label gibt's auch. Und die Platte ist wieder so grandios! Einsame Gitarren, dramatische Pausen, dunkle Bassläufe, albraumhaft-naive Textzeilen: „Das alles ist nicht echt“ aus „iPhone“ ist vielleicht nicht unbedingt die eleganteste Art, einen Kommentar zur Lage der Welt abzugeben, aber wenn's doch stimmt! „Das Glück ist weg, die Feinde nicht“, singt Julian Knoth später; noch später: „Sie haben ein Problem mit Leuten mit Problemen“, und jemand bläst genau zwei Trompetentöne. Die Stimmen sind schön nach hinten gemischt, der Bass rast rastlos vorneweg. Dazu: im Zimmer darben oder wütend herumtigern. (Glitterhouse/Indigo) **JENNI ZYLKA**



Gary Clark Jr.
The Story Of Sonny Boy Slim

★★★★½
Der Blues-Sensationsgitarrist konzentriert sich aufs Komponieren

Auf seinem zweiten Album breitet Gary Clark Jr. die Flügel aus: War es auf dem Debüt sein explosives, fuzzgewitterndes Solospiel, das ihn über Nacht zur Blues-Sensation machte, geht es dem Sänger/Gitarristen aus Austin/Texas hier um fein austarierete Songs und kluge Arrangements. Gleich die ersten beiden Stücke mischen lyrische Akkordwechsel und Soul bei, später kommen viel Funk und R&B-Grooves dazu, die er früher eher vordergründig einsetzte. So fehlt zumeist die unfassbare Energie (wie damals bei „When My Train Pulls In“) – vielleicht will Clark nicht länger der Posterboy des Blues sein. Akzeptiert! Freuen wir uns eben über den Komponisten, Arrangeur und Produzenten Gary Clark jr., der hier ein vielseitiges, geschmackssicher zwischen Tradition und Moderne changierendes Werk vorlegt. (Warner) **JÖRN SCHLÜTER**

FOTO: KATJA RIJGE



New Order
Music Complete

★★★★½
Auch ohne Peter Hook überzeugend – und elektronischer denn je

Es dauert 20 Sekunden, bis der geliebte Brummelbass einsetzt, und zwei weitere, bis Bernard Sumner davon singt, dass er sich für sein Leben ein schönes Auto und so viel Respekt wie nur möglich wünscht. Denn: „I feel so restless in this changing world/ I am lost for words.“ Diese blöde sich ständig verändernde Welt, in der man nicht mehr weiß, wo einem der Kopf steht! New Order haben sich ein bisschen mit ihr verändert. Zehn Jahre sind seit dem letzten Album vergangen, der Signature-Bassist Peter Hook ist nicht mehr dabei, aber der neue, Tom Chapman, kopiert ihn gut. Zudem gibt sich die Band elektronischer denn je. Ein paar Tracks bauen die Brücke zwischen den metallisch trocken rockenden und den technoid groovenden New Order („Singularity“, „Academic“) – doch der Großteil der elf 5, 6, 7, 8 Minuten langen Songs kommt direkt vom Eurodancefloor. Mal schwingt die Uptempo-Peitsche („Plastic“), mal rumst es funky im whamschen Sinne („People On The High Line“), mal auf Höhe der Zeit wie „Unlearn This Hatred“ – ein Brett! Überzeugend. (Mute) **SEBASTIAN ZABEL**



Peaches
Rub

★★★★
Das Leben als Spiel: Körperbetonte Songs der Pop-Feministin

Merrill Beth Nisker ist seit 15 Jahren eine Ikone des Pop-Feminismus. Weniger weil sie sich mit scharfsinnigen Debattenbeiträgen hervortut, das auch, sondern weil ihre Tracks den ganzen Körper ansprechen. Was wäre das auch für eine Befreiung, die allein im Kopf stattfände? „Rub“ ist wieder nahe dran am Debüt, „The Teaches Of Peaches“. Keine Discosüßigkeiten, keine Studiotricks. Stattdessen langsam pulsierende HipHop-Beats, den Unterleib massierende Bass-Music, einfach und effizient – wie bei „Vaginoplasty“. „Light In Places“ ist das Popstück des Albums: Ein dunkler Sequenzer-Beat und ein paar sparsame Soundeffekte kitzeln die Sängerin zu einem an Debbie Harry erinnernden melodischen Höhenflug. Das derbe Video zu „Close Up“ präsentiert Peaches als Wrestlerin – und Kim Gordon als Coach. Männliche Kontrahenten machen sich da vor Angst schon mal ins knappe Höschen. Letztlich ist aber auch „Rub“ wieder nur ein Spiel – direkt, leidenschaftlich und emotional. Doch Peaches weiß genau, dass in jedem Spiel ein Abbild der Welt steckt. (1 U She/Indigo) **JÜRGEN ZIEMER**



Cristobal And The Sea
Sugar Now

★★★★½
Hübscher Hipster-Folk mit Afropop- und Latin-Anleihen

Eine schüchterne Flöte umkreist opulente Popharmonien, ein verhuschter Chor trifft auf ein polyrhythmisches Kuddelmuddel. Cristobal And The Sea verdingen sich auf ihrem Debüt, „Sugar Now“, als die Schnittmenge aus The Mamas & The Papas, den Beach Boys, Paul Simon und Vampire Weekend. Bossa nova gibt es mal fast traditionell („New Carlton House“) oder in der Indiepop-Version („Counting Smiles“). „Fish Eye“ hört sich an, als ob Brian Wilson während der „Pet Sounds“-Sessions den Afrobeat entdeckt hätte. Sommerlich unbeschwert säuselt „Out“. Und Stücke wie „Bear Paws“ und „Sunset Of Our Troubles“ führen vor, was sich das Multikultiquartett aus London unter einem Popsong vorstellt. Ein bisschen Weltmusik hat dem Pop noch nie geschadet, und wie Cristobal And The Sea musikalische Stile, aber auch Sprachen verwuscheln, wie sie „Happy Living Things“ oder „Miasma“ zu Fortgeschrittenen-Lektionen in Polyrhythmik werden lassen, wie sie lässig-verträumt die Großstadthippies spielen: Das kann sich hören lassen. (City Slang) **GUNTHER REINHARDT**



Patty Griffin
Servant Of Love

★★★★
Fabelhaft: Spirituell aufgeladene Americana, Folk und Blues

Alle applaudieren Patty Griffin: Die in Austin/Texas lebende Songschreiberin wurde schon von Emmylou Harris, den Dixie Chicks und Linda Ronstadt gecovert. Auch auf diesem neuen Werk beweist sie ihre Meisterschaft. Am Anfang steht das Titellied, bei dem Griffin klingt, als zitierte sie Whitman – der Amerikanische Transzendentalismus ist einer der Grundtöne auf „Servant Of Love“. Die folgenden Lieder sind handfester und belehnen den Folk und den Blues des Südens, Produzent Craig Ross kreiert Meta-Americana-Sound wie T Bone Burnett oder Buddy Miller. Doch das Beschwörende, Meditative, Archaische, spirituell Aufgeladene ist auf „Servant Of Love“ allgegenwärtig, etwa bei dem mit einem Akkord auskommenden „Good And Gone“. So viel ist fabelhaft: das ätherische „Rider Of Days“, das an den zitternden Harmoniegesängen fast zerbrechende „250,000 Miles“, der halluzinierende 60s-Uptempo-Country-Blues „Snake Charmer“, die berührende Pianoballade „You Never Asked Me“. Patty Griffin, *servant of song*. (Thirty Tigers/Alive) **JÖRN SCHLÜTER**

AB 15. OKTOBER IM KINO

THE TRIBE

EIN FILM VON MHRASLAV SLABOSH PITSKIN

FREIERADIKALE EINE FILMREIHE

Film und Medien Stiftung NRW

WWW.FREIERADIKALE-FILME.DE



Hurts

Surrender

★★

Das Elektropop-Duo verirrt sich zwischen Glamour und Kitsch

Das ist ja alles ganz amüsant. Das Elektro-Duo aus Manchester verriet dem „ShortList“-Magazin Details aus seinem Sexleben auf Tour: „In Kiew hatten wir einen ‚Achter!‘ Auch die Liaison zwischen Theo Hutchcraft und der Burlesque-Ikone Dita Von Teese hat für allerlei Wirbel gesorgt – vor allem das jähre Ende im September 2012. „Ich brauche einen richtigen Mann“, monierte Von Teese im krawalligen Glamourheftchen „OK!“ die empathischen Fähigkeiten des seinerzeit 26-Jährigen.

Mittlerweile sind die Musiker mit den strengen Scheiteln mal über, mal knapp unter 30, und das dritte Album nach den Erfolgen „*Happiness*“ und „*Exile*“ ist da. Das internationale VIP-Flimmern ist geblieben. Und die Musik? Tja, die scheint irgendwo zwischen Groupies verwaschen und rotem Teppich auf der Strecke geblieben zu sein. Verkörpert Hurts um 2010 herum die perfekten Wiedergänger der großen 80er-Jahre-Elektropop-Ikonen von Heaven 17 bis zu den Associates, lassen sie nun in der Single „Rolling Stone“ eine E-Gitarre über einen wabernden Tastenteppich jaulen.

Auf Albumlänge wird das Ganze leider nicht besser. Das Titelsongfragment „Surrender“ (1:18 min) ertrinkt in halligen „Gospel“-Chören, „Some Kind Of Heaven“ erinnert an eine aufgepumpte Eurodisco-Produktion aus den späten Neunzigern. Neben dem bewährten Jonas Quant hat auch Stuart Price mitproduziert, der wohl noch einen Eimer Soundsoße aus seinen Sessions mit den Killers übrig hatte.

Es gibt zwar immer wieder lichte Momente, wie die pluckernde Prince-Hommage „Lights“ mit großem Refrain oder das düster dräuende „Slow“. Doch in toto scheinen die Herren Anderson und Hutchcraft an imperialer Überdehnung zu leiden. Man könnte es auch Größenwahn nennen. Ein „Kaleidoscope“ wie im gleichnamigen Song, aufgemotzt mit üppiger Digitaltechnik. „Black skies turn Technicolor“ singt Theo Hutchcraft hier mit kräftiger Stimme und schrammt haarscharf am Designerkitsch vorbei. Die Rache der Postmoderne. (Four)

RALF NIEMCZYK

ROCKS

HÄRTERES UND HARTES – VON BIRGIT FUSS

KRISENFEST
Iron Maiden



Iron Maiden *The Book Of Souls* ★★★★★

Bei Iron Maiden ist man immer in sicheren Händen. Bruce Dickinson kann nicht nur Flugzeuge notlanden, er trifft auch garantiert jeden noch so hohen Ton, als wäre das Zungenkarzinom nie gewesen. Lange Klänge der Briten nicht mehr dermaßen kraftvoll, und das über eineinhalb Stunden – ihr 16. Studiowerk ist ein Doppelalbum, allerdings mit „nur“ elf Songs. Allein das letzte Epos, „*Empire Of The Clouds*“, dauert 18 Minuten. Modernismen braucht es bei diesem klassischen Metal nicht. Dickinsons dramatische Schwarzseherei (etwa bei der Einleitung zu „*The Great Unknown*“), all die Power-Riffs, Steve Harris' böser Bass, das Robin Williams gewidmete „*Tears Of A Clown*“ – damit packen sie einen wieder einmal. (Warner)

Hollywood Vampires *Hollywood Vampires* ★★★★★½

Die Hollywood Vampires gab es 1972 schon mal – als losen Zusammenschluss von Rockstars, die im Rainbow in Los Angeles ein- und ausgingen und alle anderen unter den Tisch trinken konnten. Damals waren das zum Beispiel Keith Moon, Harry Nilsson, Jim Morrison – und natürlich der notorische Alice Cooper. Er hat die Idee nun wiederbelebt. Mit Johnny Depp und Aerosmith-Gitarrist Joe Perry erinnert er sich unter dem Motto „*Raise The Dead*“ an all die Verstorbenen. Sie govern The Who und Led Zeppelin, die Doors und T. Rex, Pink Floyd und Jimi Hendrix. Die Gästeliste (Brian Johnson, Perry Farrell, Robby Krieger, Paul McCartney, Slash, Dave Grohl) ist so lang wie der Bart, den die meisten Stücke haben – aber es ist ja der Spaß, der zählt. Und Alice Cooper singt immer noch alles gnadenlos ätzend nach Hause. (Universal)

Queensrÿche *Condition Hüman* ★★★
Operation: Mindcrime *The Key* ★★½

Es war kaum denkbar, dass Queensrÿche Geoff Tate würden ersetzen können, aber sie haben tatsächlich einen Sänger gefunden, der spielend die höchsten Register schafft. Bei seinem Debüt 2013 hatte Todd La Torre noch Anlaufschwierigkeiten, doch inzwischen hat der epische Metal wieder enorm viel Dynamik und Feierlichkeit. Neues sucht man freilich vergebens.

Geoff Tate wiederum musste nach einem langen Rechtsstreit den Namen Queensrÿche abgeben, nennt sein Projekt nun so wie das beste Album seiner ehemaligen Band – und macht ebenfalls weiter wie bisher. „*The Key*“ ist der erste Teil einer Trilogie, bei der es natürlich um nicht weniger als die Weltrettung geht. Gewaltige Ideen, eher spröde Ausführung – und sein Epigone singt inzwischen besser als er selbst. Bitter. (Century Media bzw. Frontiers)

Michael Monroe *Blackout States* ★★★★★½

„I'm singing from the heart“, erklärt Michael Monroe gleich zu Beginn – und das war ja immer einer der Pluspunkte des Ex-Hanoi-Rocks-Sängers. Sein Sleaze-Rock ist direkt und schnörkellos, mit schrammelnden Gitarren und mitreißen Melodien, wie in den „*Good Old Bad Days*“. (Spinefarm/Caroline)



Don Henley

Cass County

★★★★

Eine reiche Americana-Gesamt-schau mit unwiderstehlichen Songs

Es gibt kein persönliches Album von Henley, es gibt nur amerikanische Alben von Henley, amerikanische Songs, die von amerikanischen Leben erzählen, gespielt von amerikanischen Musikern an amerikanischen Orten. „*Cass County*“ ist so persönlich, wie es bei Henley werden kann. Er schrieb Songs mit Stan Lynch. Er suchte Lieder von Tift Merritt, Jesse Winchester, den Louvin Brothers aus. Alle Sängerrinnen von Rang in Nashville waren beschäftigt, als Don Henley in der Stadt war. Auch Merle Haggard und Mick Jagger singen bei je einem Stück, und Jagger spielt *Mundharmonika* bei „*Bramble Rose*“.

Sie alle sind toll, aber am besten ist Henley selbst. „*Waiting Tables*“ ist eine steinerweichende Country-Ballade über eine Kellnerin, was natürlich Kitsch ist – aber nach Henley kann es keine Country-Kellnerinnen-Ballade mehr geben: „*She married a boy as soon as she got out of school/ But he turned out to be a reckless fool/ Gone are the days when she was worry-free/ Now she's a single mom; she's only twenty-three.*“ Was würde die Kellnerin sagen: Wäre sie indigniert? Nö. Sie würde *weinen*, weil dieser Typ von den Eagles sie genau getroffen hat.

Er trifft auch den Mann in „*Take A Picture Of This*“ auf den Trümmern seiner Existenz, der sich nur noch die Fotos im Album angesehen hat und jetzt auf dem Weg zum Flughafen ist: „*A long, long time ago, when we were young and pretty/ We ruled the world, we stopped the time, we knew it all/ We owned this city.*“ Und jetzt mach ein Foto *davon*: „*That's me leaving.*“ Das Stück „*Praying For Rain*“ ist so etwas wie Ralph Waldo Emerson für den Mann auf der Mainstreet: Manche Menschen beten für den Sieg. Manche Menschen beten für den Frieden. Manche Menschen beten für Freizeit. Manche Menschen beten für süße Erlösung. Ich bete für Regen.

Es muss natürlich so sein, dass Henley den bewunderten George Jones nie traf. Er wusste, dass er dem Großartigen nicht zu nahe kommen sollte. *You're getting there, Don.* (Universal) ARNE WILLANDER



Wolf Maahn

Sensible Daten

★★½

Sozialkritischer Rock: Spröde, funky und etwas aus der Zeit gefallen

Wolf Maahn, mittlerweile 60, ist nie über ein solides Level hinausgekommen. Keine Superhits jedenfalls wie bei Grönemeyer oder Westernhagen. Was ihm heute reichlich egal sein kann, schließlich konnte er seit 1982 kontinuierlich Platten machen, ohne sich je verbiegen zu müssen. Er ist immer der „*Soul Maahn*“ geblieben, spröde und funky zugleich. Auf seinem neuen Opus mit halbwegs originellen Gesellschaftskritik-Texten (böses Internet, Globalisierung und so) perlen entspannt die Rhythmen. „*Konkurrenztanz*“ führt gekonnt in Reggae-Gefilde, zu „*Zoll Achtung!*“ wird in Richtung Yachtrock geschipert, ansonsten Melodierock à la „*Über Uns*“. Alles versiert gemacht, nur leider etwas aus der Zeit gefallen. (SPV)

RALF NIEMCZYK



Empire Escape

You Are Not Alone

★★★

Aufgehellter Dusterpop à la Editors, der die Welt umarmen will

Auch auf ihrem zweiten Album spielen Empire Escape, die seit dem Debüt zum Quartett geschrumpft sind, ihre Musik in der Nähe der Editors. Doch die Räume öffnen sich: Es stecken viel Popsensibilität und helle Melancholie in diesem Dark Pop, der so *dark* nun nicht mehr ist. Dafür öffnet die Berliner Band ihr Herz weit und singt weltumarmende Lieder mit hymnenhaften Melodien. Das passt zur Botschaft der Platte: Es geht wohl um Solidarität mit den Schwachen und um die Verletzlichkeit der Liebenden. Auch der Sound stimmt: Produzent Torsten Otto (Beatsteaks, Tomte) führt die Band mit einer guten Balance aus Wave-Kantigkeit und Pop-Eleganz aufs nächste Level. (Velocity/Broken Silence)

JÖRN SCHLÜTER



Rhodes

Wishes

★★

Noch mehr ergriffene Lieder über Glaube, Liebe und Hoffnung

Der Mann, der sich Rhodes nennt, kennt nur die Tonlage des ergriffenen Fühlenden. Er liebt Balladen mit Klavierakkorden, verschwommenen Gitarrensounds, verzückten Refrains. „*Wishes*“ klingt, als ob der kitschigste Moment einer Coldplay-Schnulze so sehr in die Länge gezogen wurde, bis er für ein Dutzend Songs reichte. Dieser altkluge Jüngling singt von der reinigenden Kraft der Liebe, von Hoffnung und Transzendenz („*Somebody*“), vertont die Katharsis („*Breathe*“), spielt den Tröster („*You & I*“), rettet Seelen („*Your Soul*“), gerät in Glaubenskrisen („*Losing It*“), hat Erweckungsfantasien („*Wishes*“) und träumt, mit Birdy und Gospelchor, von der Erlösung („*Let It All Go*“). (Sony)

GUNTHER REINHARDT



Bob Moses

Days Gone By

★★★★½

Knisternde, wärmende Beats vom kanadischen Produzenten-Duo

Für den Mix ihres in Brooklyn aufgenommenen Debüts – bei „*All In All*“ (2015) handelte es sich um eine Zusammenstellung von EPs – haben sich die beiden derzeit in Berlin ansässigen Produzenten Tom Howie und Jimmy Vallance, die unter dem Namen Bob Moses firmieren, die Dienste von David Wrench (FKA Twigs, Caribou) und Spike Stent (The Weeknd) gesichert. Ihr knisternder, raschelnder und Wärme spendender Deep House, ist beeinflusst von kölschem Techno, getragen von den sanften, umeinanderkreisenden Stimmen der Kanadier und subtil angereichert durch ein klassisches Instrumentarium (Gitarre, Piano). Man kann und will „*Days Gone By*“ den ganzen Tag hören. (Domino)

ALEXANDER MÜLLER

CASTIN STEEL TOUR 2016

a-ha

03.04. Stuttgart	16.04. Bremen
04.04. Zürich	17.04. Hannover
06.04. München	19.04. Halle
07.04. Leipzig	20.04. Oberhausen
09.04. Nürnberg	23.04. Mannheim
10.04. Wien	24.04. Frankfurt
13.04. Berlin	26.04. Köln
14.04. Hamburg	

piranha kulturguss PETA RIEGER STARWATCH

WESTERN HAGEN

2015

LIVE

SPECIAL GUEST: BENJROSE

08.10. HAMBURG · 10.10. HANNOVER
11.10. HALLE/WESTF. · 14.10. KÖLN
16.10. MANNHEIM · 22.10. DRESDEN
24.10. BERLIN

STARWATCH KULTURGUSS TICKETHALL.de KUNSTFLUG PETER RIEGER

Colin Vearncombe & Calum MacColl aka

BLACK

18.11. Mainz
20.11. Berlin
21.11. Hamburg

MARIANNE FAITHFULL

WORLD TOUR 2015

18.10. Hamburg
19.10. Berlin
21.10. Bielefeld
22.10. Wiesbaden

SOMEDAY JACOB

IT MIGHT TAKE A WHILE TOUR 2015

06.12. LEIPZIG · 07.12. MÜNCHEN · 08.12. STUTTGART
09.12. KÖLN · 10.12. DÜSSELDORF · 13.12. HAMBURG
14.12. FRANKFURT · 15.12. BERLIN · 17.12. BREMEN

SEA+AIR

04.11. Stuttgart
07.11. Heidelberg
09.11. Frankfurt
13.11. Dresden
16.11. Leipzig
18.11. Osnabrück

05.11. Freiburg
08.11. Neunkirchen
12.11. Augsburg
14.11. Potsdam
17.11. Düsseldorf
19.11. Bremen

MINI MOUSTACHE

10 YEARS OF DISCO DISCO TOUR

13.10. MÜNCHEN · 14.10. MAINZ
15.10. LEIPZIG · 16.10. BAMBERG · 19.10. KÖLN
20.10. STUTTGART · 21.10. AUGSBURG

LASSE MATTHIessen

SEVEN RAVENS TOUR 2015

8.10. RAVENSBURG · 9.10. AUGSBURG · 10.10. KARLSRUHE
12.10. MÜNCHEN · 13.10. DRESDEN · 14.10. ERFURT · 15.10. POTSDAM

KULTURGUSS NOIR STATENS KUNSTFOND bigfish



Deafheaven
New Bermuda

★★★★
Verzerrt, entrückt, disparat: Post-Metal, der Genregrenzen sprengt

Geht es um avanciertere Spielarten des Metal, gelten Liturgy und Sunn O))) als Bezugsgrößen. Deafheaven darf man getrost in diese Reihe aufnehmen. Die fünfköpfige, in San Francisco gegründete Band etablierte mit „Sunbather“ (2013) ihre ureigene Form des Blackgaze, eine Mischung aus Black Metal, Shoegazing und Post-Rock. Ihr neues Werk erreicht hinsichtlich der Laut-Leise-Dynamik, wie sie von Bands wie Mogwai oder Godspeed You! Black Emperor ausgelotet wurde, eine neue Stufe der Drastik. Hinzu kommen Anklänge an Thrash Metal und Classic Rock, selbst eine Hommage an Oasis gegen Ende von „Gifts For The Earth“ ist unverkennbar. „New Bermuda“ handelt in fünf langen, nie langweiligen Songs von einem Punkt, an dem alles in die Binsen zu gehen droht. Musikalisch weist das Album in eine große Zukunft.

(Anti/Indigo) **ALEXANDER MÜLLER**



Darlene Love
Introducing Darlene Love

★★★★½
Die Soul-Sängerin schmettert wieder große Lieder über die Liebe

Den Älteren braucht sie sich nicht mehr vorzustellen: „Introducing Darlene Love“ soll besonders Jugendliche ansprechen, sie kennen Darlene kaum; es ist nun ein paar Jahrzehnte her, dass Darlene, 77, mit ihrem Soulpop ganz oben in den Hitparaden stand. Der Produzent Phil Spector hat viel Unheil angerichtet in seinem Leben, aber er überredete sie zum Glück, ihren Nachnamen Wright in Love zu ändern. Auf Konzertbühnen gleicht sie leider manchmal Tina Turner, die Röcke zu kurz, die Hacken zu hoch, aber mit ihrer Stimme kann Darlene weiterhin in Herzen eindringen und etwas Gutes und Schönes bewirken. Elvis Costello hat „Forbidden Nights“ geschrieben, die erste Single des Albums – Darlene Love singt naturgemäß von Liebe, verherrlicht die Männer und die Welt, aber eigentlich meint sie doch immer nur Jesus. (Sony)

UWE KOPF



Slayer
Repentless

★★★★
Solider Hochgeschwindigkeits-metal mit gebölkten Gemeinheiten

Dass Paul Bostaph für Dave Lombardo strampelt, kennt man schon. Exodus-Scherge Gary Holt hat die weitaus weniger dankbare Aufgabe: Er muss den wahren Gitarrenhelden Jeff Hanneman ersetzen, dessen Schatten nach seinem Tod immer länger wird. Holt macht das gut und bringt zumindest solistisch einiges in Ordnung, was früher Kraut und Rüben war. Sonst jedoch sind auch die halben Slayer so sehr Slayer, wie man Slayer nur sein kann. Gebölkte Gemeinheiten auf 300 bpm. Wenn es mal langsamer wird, geht es textlich todsicher nur umso sinisterer zu, wie die veritable Mörderballade „When The Stillness Comes“ beweist. Tragisch nur – wie bei allen anderen Slayer-Alben aus den vergangenen 20 Jahren –, dass man nach zwei Monaten kaum zu „Repentless“ greifen wird, wenn man Slayer hören will. (Nuclear Blast/Warner)

FRANK SCHÄFER



Kurt Vile
B'lieve I'm Goin Down ...

★★★★
Clever, tief sinnig: Der US-Songwriter ist auf der Höhe seiner Kunst

„I wanna run into the rolling hills along some Midwestern highway“, singt Kurt Vile, „but there are scorpions there.“ Der Traum von unbeschwerter Freiheit wird also schnell von realen Bedenken eingeholt. Viles lange Haare, sein tief gespanntes Timbre und ein Vokabular, das „chillax“ einschließt, sollten nicht zu der Annahme verleiten, man hätte es mit einem leichtgewichtigen Stoner zu tun. Mehr noch als auf den früheren Alben stellt Vile sich hier seinen Ängsten und Zweifeln, macht sich über sich selbst lustig und meditiert über Leben und Leiden. Ein cleverer Songschreiber ist er noch immer, ein begabter Gitarrist sowieso. Mit „Pretty Pimpin“ hat er sein vielleicht bestes Lied geschrieben. B'lieve I'm goin down? Das mag Viles Einschätzung seiner geistigen Gesundheit sein, musikalisch ist er ganz auf der Höhe. (A&A/Beggars)

JAN JEKAL

SHORT CUTS

KURZKRITIKEN VON MAX GÖSCHE

Dave And Phil Alvin *Lost Time* ★★★★★

Mit Liebe für ihre Vorbilder und ohne solistisches Triumphgegniedel gedenken die Brüder ihrer Blues-Wurzeln, spielen Lead Belly, Big Joe Turner und Blind Boy Fuller mal routiniert, mal feurig, selten gediegen. (Yep Roc/Cargo)

Chantal Acda
The Sparkle In Our Flaws ★★★★★

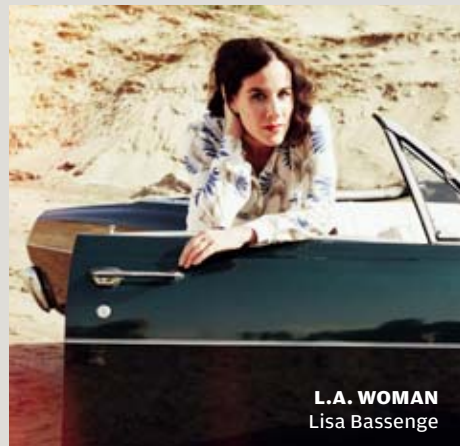
Die Niederländerin traut sich was, löst in folkloristisch angehauchten Songs wie „Games“ und „The Other Way“ die Grenzen auf zwischen Transzendenz, Sperrigkeit und einer etwas drögen Herbstlichkeit. (Glitterhouse/Indigo)

The Seasons Pulp ★★★★★

Ihr Vintage-Folkpop wäre so gern britischer Provenienz. Tatsächlich klingen die Kanadier oft wie die jungen Brüder von Jake Bugg und den Kooks, etwa in den melodisch herrlich naiven Vignetten „Apples“ und „Nightfall“. (BMG Rights/Rough Trade)

Malakoff Kowalski *I Love You* ★★★★★

Mit Vibrafon, Akkordeon, Surf-Gitarren, verstimmten Klavieren und Pfeifen entwirft der deutsch-amerikanische Sänger und Komponist eine Atmosphäre zwischen 70er-Jahre-Italokomödien-Soundtrack, buntem Flohmarktreiben und Lagerfeuermelancholie. (Edel/MPS)



L.A. WOMAN
Lisa Bassenge

Lisa Bassenge *Canyon Songs* ★★★★★

Welcher Canyon gemeint ist, wird bei der Auswahl der Songs schnell klar. Und allein dafür muss man Bassenge lieben: Stücke von Elliott Smith, Shugie Otis, Tom Waits, Buffalo Springfield, Rickie Lee Jones und Warren Zevon. Den Doors-Klassiker „Riders On The Storm“ verwandelt sie in ein luxuriöses Melodram mit Trompete und Streichern, das an der Côte d'Azur spielen könnte. In Joni Mitchells „The Same Situation“ scheint die Sängerin selbst zu staunen über dieses Jazz-Folk-Wunderwerk – einmal dem Unerreichbaren so nah. (Edel/MPS)

Elliot Moss *Highspeeds* ★★★★★

Der US-Songschreiber erinnert auf seinem Debüt an die Innerlichkeitsoden von Sufjan Stevens' letzter Platte und versucht sich in subtiler Folktronica („Best Light“). Bissel altmodisch: der Versuch, analoge und digitale Welt miteinander zu versöhnen – ist längst passiert. (PIAS/Rough Trade)

Enno Bunger *Flüssiges Glück* ★★★★★

Zwischen Emo-Pop mit Dubstep-Puls („Neonlicht“), Peter-Fox-artigen Raps („Hamburg“), Sozialkritik („Wo bleiben die Beschwerden?“) und Liebesliedern mit gefährlicher Nähe zum Deutschrock der Achtziger („Heimlich“) wirkt Bunger kraftvoll, aber ziellos. (PIAS/Rough Trade)

The View *Ropewalk* ★★★★★

Nach dem Alkohol- und Drogenentzug ihres Sängers Kyle Falconer setzen die Schotten wieder alles auf Punk und 70s-Powerpop. Stücke wie „Psychotic“ jedoch baden im alten Riff-Aufguss. Mehr Konterbier als Genesung. (Cooking Vinyl/Indigo)

Sophie Zelmani *Everywhere* ★★★★★

Hach, es ist alles so harmonisch hier: die Melancholie niemals zu schwer, die Leichtigkeit nie zu leicht. Da tropft ein Piano, dort zirpen die Geigen – und Zelmani maunzt so Anschmiegsames wie „Gotta Go With Love“. (Oh Dear/Cargo)



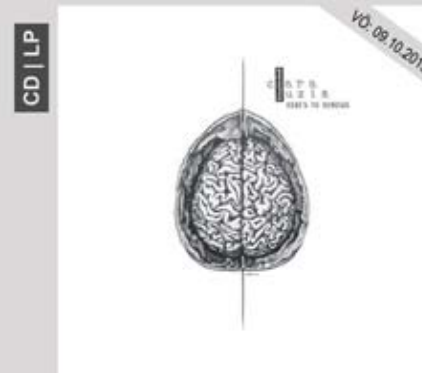
PAUL ROLAND
Bitter And Twisted

PAUL ROLAND beweist sich erneut als unangefochtener Meister des unheimlichen, makabren Storytellings. „Bitter And Twisted“ bietet ein dunkel schimmerndes Songkaleidoskop mit einem inspirierten Mix aus Rock, Wave, Gothic, Psychodelia, Garage und Folk. (Sirena)



BEVIS FROND
Example 22

Das brandneue Studioalbum von BEVIS FROND feat. NICK SALOMAN und ADRIAN SHAW (ex-HAWKWIND) bietet exzellentes Songwriting und atemberaubende Soloexkurse. Ein bewusstseinsweiternder Trip durch spannende Soundphären zwischen Psychedelia, Spacerock und Folk. (Waranzow)



CLARA LUZIA
Here's To Nemesis

„Amadeus“-Preisträgerin CLARA LUZIA präsentiert ihr neues Studioalbum. „Here's To Nemesis“ überzeugt mit raffiniert betörendem Indie-Pop und einer perfekten Verbindung aus kraftvoller Eingängigkeit und poetischer Sensibilität. (Asinella)



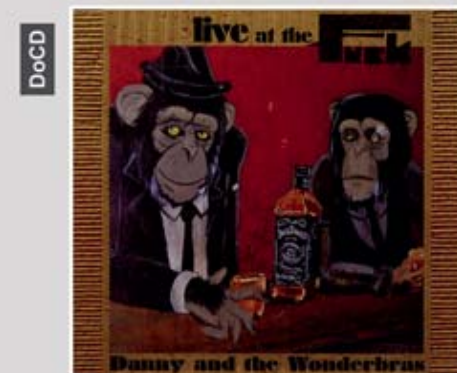
**MARC-UWE KLING / MICHAEL KREBS
JULIUS FISCHER**
Viel Schönes Dabei - Live

Singer/Songwriter-Gipfeltreffen der kabarettistischen Extraklasse. MARC-UWE KLING, MICHAEL KREBS und JULIUS FISCHER feat. DIE POMMESGABELN DES TEUFELS präsentieren die musikalischen Höhepunkte ihrer erfolgreichen, diesjährigen Deutschland-Tournee. Geistreich-bissiges Entertainment! (Voland & Quist)



ANDRÉ KRENDEL
Head, Heart & Hands

Bekannt durch die Zusammenarbeit mit LULO REINHARDT, veröffentlicht der feine Gitarrenvirtuose nun sein erstes eigenes Album. Mit seinem hochwertigen Mix aus Latin, Jazz, Pop und Flamenco ist der Künstler auch bald auf UK- und US-Tour. (DMG)



DANNY AND THE WONDERBRAS
Live At The Funk

Furiöses Doppel-Livealbum einer der besten und heißesten heimischen Rockabilly-Bands. DANNY und seine Wonderbras überzeugen mit authentisch-rauem Sound und einer gekonnten Mischung aus Coverversionen und Eigenkompositionen. (DMG)



THE NEW MASTERSOUNDS
Made For Pleasure

Das britische Quartett um Gitarrist EDDIE ROBERTS überrascht mit seinem bisher abwechslungsreichsten Werk - eine fulminante und atemberaubend lässige Tour von Easy Funk-Tunes bis zum Soul-Jazz der sechziger Jahre. (Legere Recordings)



**THE PERC MEETS
THE HIDDEN GENTLEMAN**
The Fruits Of Sin & Labor

Erstmalige CD-Veröffentlichung des Kultalbums „Fruits Of Sin & Labor“ feat. „Bronx Vanilla“ (1990) von THE PERC MEETS THE HIDDEN GENTLEMAN. Indie trifft auf Folk, Psychedelia und Dancefloor. (Sirena)



ORANGE BLOSSOM
Under The Shade Of Violets

Auf ihrem dritten Album präsentiert die aus Nantes stammende Formation mit ihrer charismatischen Sängerin erneut einen faszinierenden Stilmix aus arabisch geprägter Weltmusik und elektronisch angereicherter Pop. Feurig und multinstrumental arrangiert. (Washi Washa)

www.originalproduct.de



BROKENSILENCE
...we're different. INDEPENDENT DISTRIBUTION





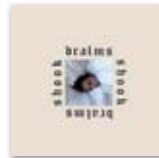
Wanda

Bussi
★★★★½

Die österreichischen Durchstarter halten ihr hohes Intensitätsniveau

„Du wirst von Sternen high/ Ich bin da nicht so frei/ Ich brauch schon Schnaps oder irgendwas/ Mama wollte leben in Rom/ Mama träumt sich nach Berlin/ Aber Mama, Mama stirbt in Wien“, heißt es in „Bussi Baby“ zu bullerndem Schlagzeug und ungeschlachtetem Gitarrenriff. Wenn mit Freuden gesoffen und gestorben wird, findet der Wiener das leiwand. Die Musik allein – recht herkömmlicher, breitbeiniger Jungs-Rock – hat Wanda nicht zum österreichischen Exportschlager gemacht: Es ist die zwischen Rock'n'Roll und Schnöseligkeit schwankende Attitüde, die Leidenschaft, mit der sie Liebe, Sex und wenig Zärtlichkeiten, Träume, Räusche und Fehlschläge besingen. „Bussi“ ist keinen Deut weniger verschwitzt und verschmitzt als das Debüt, „Amore“. Net gschimpft is a globt. (Universal)

ALEXANDER MÜLLER



Dralms

Shook
★★★★½

Verträumter Ambient-Pop mit etwas zu viel Wohlklang

Für Songwriter Christopher Smith aus Vancouver hat sich nach zwei Soloalben mit der Dralms-Gründung nicht viel geändert, spielte er doch mit drei von vier Bandmitgliedern bereits live, nur Programmierer Andy Dixon stieß neu dazu. Dennoch wird er nicht müde zu erwähnen, dass „Shook“ vor allem von Aufbruch und Neuanfang handelt. Mit „Domino House“ huldigt er dabei dem schweizerisch-französischen Architekten Le Corbusier. Die aparten Dream-Pop- und Ambient-Landschaften, irgendwo zwischen Air, Patrick Watson, den ruhigen Girls-Titeln und Pink Floyd, und Smiths zurückhaltender Falsettgesang sind allerdings ein bisschen zu sehr im Wohlklang verankert, um alte Mauern einreißen zu können. Da hilft auch ein gelegentlich eingestreutes F-Wort nichts. (Full Time Hobby/Rough Trade) FRANK LÄHNEMANN



Lockere Zügel

Im Sattel von Neil Young: Der amerikanische Songschreiber hat einen elementar-psychedelischen Sound entwickelt

Israel Nash *Silver Season* ★★★



Vor ein paar Jahren klang Israel Nash – vormals Israel Nash Gripka – noch ein wenig wie ein Städter, der sich in einem Walmart irgendwo im texanischen Hinterland seinen ersten Cowboyhut besorgt hat, um sich beim Rindertrieb von Onkel Pete nützlich zu machen: ein bisschen grün hinter den Ohren, kaum zu überhören und konzentriert

darauf bedacht, den richtigen Südstaatentanz anzuschlagen.

Seitdem sind zwei Jahre ins Land gegangen und Nash lässt die Zügel inzwischen lockeren. Das hektische Leben von New York – wo er einige Jahre lebte – liegt hinter ihm, er ist dort angekommen, wo man sich Zeit lässt für träge Songs mit ausgewalzten Melodien, zu denen es sich nach Sonnenuntergang auf der Veranda ganz hervorragend auf die eigenen Hektar Land hinausschauen lässt.

Von dem auf den ersten Alben mehr, auf „Israel Nash's Rain Plans“ (2013) schon weniger radiofreundlichen Americana-Country-Mix des Musikers ist auf „Israel Nash's Silver Season“ nicht mehr viel übrig: In Zusammenarbeit mit dem Toningenieur Ted Young (der für Sonic Youth und Kurt Vile gearbeitet hat) hat Nash einen elementaren Sound entwickelt, der sich auf wesentliche Aspekte seiner Musik beschränkt und sich weiter vom ausgelatschten Country-Klischee entfernt: Die quäkende Kopfstimme, die Nash damals noch spärlich einsetzte, und die Patenschaft von Neil Young, von der Young sehr wahrscheinlich gar nichts weiß, bestimmen die meisten der neun Stücke, Tele-Twang-Sound und Steel-Gitarre duseln melancholisch bis kitschig vor sich hin („A Coat Of Many Colors“), und mitunter wird einem die schiere Trägheit von „Silver Season“ fast etwas anstrengend (etwa bei „LA Lately“).

Allerdings nur bis zu dem großartigen Song „Strangers“, der, na ja, Single des Albums, bei der alle Soundkomponenten doch noch schlüssig ineinandergreifen. Das knapp sieben Minuten lange Stück schwingt sich nach und nach zu einem der psychedelischsten Stücke der 49-minütigen Platte auf. Und 49 Minuten sind eher zu kurz für Musik, die den epischen Atem eines versponnenen, verschlungene Western hat – und manchmal dessen bukolische Rührseligkeit.

(Loose/Rough Trade)

KRISTINA BAUM



John Mayall

Find A Way To Care
★★★★½

Alte Weisen mit Aplomb: Der britische Blues-Pionier bleibt sich treu

Der Unermüdliche: John Mayall spielt auch mit 81 noch den Blues. Seit der Pianist und Sänger 2008 die Bluesbreakers vermutlich endgültig in den Ruhestand versetzte, erschienen zwei Alben unter dem Namen des Künstlers, nun liegt das dritte vor. Auf „Find A Way To Care“ vertraut der Godfather of British Blues wieder seiner Live-Band, die die alten Weisen mit viel Aplomb und dem angezeigten Traditionalismus spielten. Neu auf dem Album ist eine Bläsersektion, die einige Tracks in ein größeres Gewand kleidet. Doch vor allem geht es um Mayall, der seine Blueslieder freilich in alter Manier vorträgt, durchaus mit dem Effet in der Stimme und natürlich mit Swing in diesen Fingern, in denen viel altes Wissen steckt. Für Enthusiasten. (Forty Below/HArt)

JÖRN SCHLÜTER



Kodiak Deathbeds

Kodiak Deathbeds
★★★

Star-verträumter, genüssamer Lo-Fi-Folk aus Seattle

Der Aufruhr verbraucht sich in den Titeln. Hinter „Wild Hearts“, „Rattle & Roar“ oder „Saturday Night“ stecken stille, sanfte, bluesig-folkige Lieder, Lo-Fi-Schrammeln statt Rock'n'Roll, Introspektion statt Exaltiertheit. Und natürlich ist „Against The Wind“ kein Bob-Seger-Cover, sondern ein von Fingerpickings an der E-Gitarre begleiteter Spaziergang im Mondlicht. Wenn man erst einmal den eigenen Herzschlag an den Puls des Debütalbums der Kodiak Deathbeds angepasst hat, findet man entzückende, sorgsam Bewusstseinszustände ergründende Songs. Stücke wie „Never Change“, das zur Ode auf das Immerweiter wird, oder der zauberhafte Walzer „Gemini“: Lieder, die nicht mehr brauchen als Amber Webbers Stimme und Derek Fudescos Gitarre. (Affairs Of The Heart/Indigo)

GUNTHER REINHARDT

FOTO: PHOENIX GHANA



Fehlfarben

Über ... Menschen
★★★★½

Die Düsseldorfer tragen den Mühlstein der Vergangenheit souverän

35 Jahre nach „Monarchie und Alltags“ müsste man diese unvergessliche Platte vergessen können, um die Fehlfarben der Gegenwart angemessen beurteilen zu können. Allein es ist nicht möglich. Dafür war der Einfluss dieses Debüts auf die Geschichte der deutschsprachigen Popmusik zu groß, es ist der Inbegriff von relevanter, packender, kluger Rockmusik. Dass diese Art der Rockmusik heutzutage nicht mehr ganz taufisch wirkt, konnte man schon über „Xenophonie“ (2012) sagen. Angesichts der Tatsache, dass sich derzeit viele deutlich jüngere Bands alle Mühe geben, den Sound von gestern zu reanimieren, mag dieser leise Vorwurf obsolet sein. Und den Rolling Stones hält ja auch kaum einer vor, dass sie ihren alten Stiefel runterspielen.

Anders als Letztere bemüht sich die Düsseldorfer Band um Sänger Peter Hein weiterhin um eine barsche bis poetische Bestandsaufnahme der Verhältnisse. Ihr neues Album, das unter anderem sanfte Anleihen beim Reggae macht („Urban Innozenz“), handelt vom Rollatorrebell, vom Punkspießler wie vom bezahlten Rotweingenießer („Der Dinge Stand“), vom mediokreren Status quo, an dem sich wenig ändern lässt, was einen allerdings nicht davon abhalten sollte, es zu versuchen oder zumindest bissig zu kommentieren: „So hatten wir uns das nicht vorgestellt/ Trotzdem ist es unsere Welt“, oder: „Wenn die Welt nicht so wäre, wie sie wär/ Hätten alle ein Leben oder mehr.“ Solche Textzeilen könnten locker den Refrain eines sozialkritischen Kinderliedes bilden – und das ist unbedingt als Kompliment zu verstehen! Von billig zu habenden Protestlogos halten sich die Fehlfarben ebenso fern wie vom Pathos der Weltverbesserer und Besserwisser. Nicht nur textlich werden Widerhaken gesetzt, auch musikalisch weiß „Über ... Menschen“ hier und da zu überraschen, indem Post-Punk und unterkühlter Funk sich ein ums andere Mal sträuben, in eine vorhersehbarer Richtung zu poltern. Um gegen das Hier und Heute anzupögen und -zuschwofen, braucht es immer noch die Fehlfarben. (Tapete)

ALEXANDER MÜLLER



Joe Jackson

Fast Forward
★★★★½

Immer noch gut: Die quengelnde Stimme, der reizvolle Stilmix

21. November 1980 im Audimax auf dem Hamburger Universitätsgelände: Der Engländer Joe Jackson gibt ein Konzert, er hat 1979 „Look Sharp!“ veröffentlicht, eine Sensationsplatte der New Wave, seine Dreimannband ist herausragend, besonders der Bassist Graham Maby, und da steht also dieser Jackson, ein Schlaks im Anzug und mit Stirnglatze und Ohren wie Genscher, der erste Song beginnt und Jackson schreit: „My name is Elvis Costello!“, es fuchst ihn, dass die meisten Leute finden, er könne nicht an Elvis Costello heranreichen.

35 Jahre später gehört Elvis Costello zum Weltkulturerbe, während Joe Jackson nie genug Anerkennung erhielt, eine Sauererei. Drei Hits schaffte er, „Is She Really Going Out With Him?“, „It's Different For Girls“ und „Steppin' Out“. Nun veröffentlicht er mal wieder ein Album, es heißt „Fast Forward“, das Cover zeigt den Wanderer am Wellenrand – vielleicht will Jackson damit sagen, dass er nun den Punkt, wo Himmel und Erde aneinanderstoßen, gefunden hat.

16 Songs, jeweils vier aufgenommen in New York, Amsterdam, Berlin und New Orleans, verschiedene Musiker: Einmal erinnert Joe Jackson an Hans Albers („Goodbye Johnny“), einmal deutet er „See No Evil“ von Television. 61 ist Jackson jetzt, seine Stimme hat sich kaum verändert, er quengelt ja oft, wenn er singt – das hat immer noch seinen Reiz, wie der Mix aus Rock und Pop, Jazz und ein bisschen Klassik; sein Ehrgeiz, mit Instrumentalstücken zu glänzen, hat wohl nachgelassen (Jackson studierte Komposition).

Er lebt meist in Berlin – kommen wir zur Tragödie: Neulich bei Edeka am Kottbusser Tor prüfe ich gerade den Reifegrad einer Avocado, da schlendert die Schauspielerin Simone Thomalla rüber zu den Bananen, sie hat sich die Haare abgeschnitten, aber zu meinem Entsetzen erkenne ich, das ist nicht Simone Thomalla, sondern Joe Jackson, der jetzt so aussieht wie sie – Botox, plastische Chirurgie? Er sang früher gegen Jugendwahn und Plastikmenschchen, und nun dieses Gesicht; wegen Vertrat gibt's einen halben Stern Abzug. (earMUSIC/Edel)

UWE KOPF

Vom Laurel Canyon bis nach Köpenick

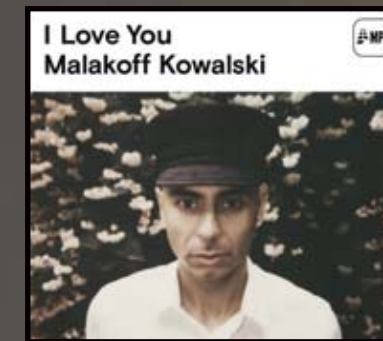
Top-Bands mit Berlin-Bezug



LISA BASSENGE
CANYON SONGS
VÖ: 25.09.2015

1CD: 0210502MS1
1Vinyl: 0210639MS1

Songs von den Doors, Neil Young, Tom Waits ... Producer-Legende Larry Klein (Melody Gardot, Madeleine Peyroux) ... Wo war bei diesem perlenden WestcoastTribut noch der Berlin-Bezug? Richtig, Sängerin Lisa Bassenge lebt in der Hauptstadt, nahm aber in L.A. auf – undTill Brönner gleich ins Studio mit.



MALAKOFF
KOWALSKI
I LOVE YOU
VÖ: 18.09.2015

1CD: 0210511MS1
1Vinyl: 0210548MS1

Malakoff Kowalski, Perser, geboren in Boston, lebte in L.A., strebte nach Berlin. Der Umtriebige weiß, wie Sommer-Alben klingen müssen. Sein warm wehendes jüngstes vereint »vielleicht« Einflüsse von Chico Hamilton, Rodriguez oder Leonard Cohen? Er weiß es nicht genau. Kowalski-Fans: anhören und analysieren.



DIE ZÖLLNER
IN EWIGKEIT
VÖ: 25.09.2015

1CD: 0210531CTT
1Vinyl: 0210657CTT

Die spätsommerliche Deutsch-Soul Überraschung für alle, die viel zu groovy sind, um jetzt schon die Blätter fallen zu hören. US-Killer Grooves und opulent produzierte Pop-Balladen treffen auf ehrliche Texte des beseelten Muttersprachlers Dirk Zöllner. Seine »Zöllner-Horns« kochen auf Tower of Power-Niveau – so etwas kann nicht aus Köpenick kommen? Doch!



www.mps-music.com
www.edel.de · facebook.com/edel.kultur



Mark Morriss
The Taste Of Mark Morriss
 ★★½
Der Bluetones-Sänger mit Interpretationen einiger Lieblingssongs

Eine Vanity-Platte, durchaus nachvollziehbar, was die Motivation angeht, indes zwiespältig im Ergebnis. Mark Morriss hat, um den LP-Titel aufzugreifen, in Sachen Songfavoriten einen erratischen Geschmack. Und ist sich dessen wohl bewusst. Statt verschämt oder, schlimmer noch, augenzwinkernd und dabei schuld bewusst auf *guilty pleasures* herumzureiten, geht er so tapfer wie trotzig auf Konfrontationskurs zum Kanon der Kritik, gleich zum Auftakt mit „This Pullover“, der an Banalität kaum zu überbietenden Ode an einen herrlich wärmenden, weichen Pullover, im Original von Jess Conrad als Pseudo-Calypto in die Hitparade gesungen. Der altbackene Charme des liederlichen Liedchens hat etwas Entwaffnendes, man möchte Morriss den humorigen Ausrutscher ins Triviale gern nachsehen, doch was folgt, ist selten sinnfälliger. „Rock And Roll Woman“ klebt zu brav am Blueprint von Buffalo Springfield, dasselbe lässt sich über „Almost Gold“ und „Good Advices“ konstatieren, die den Originalversionen von The Jesus And Mary Chain respektive R.E.M. kein nennenswertes Extra abgewinnen.

Inspirierter sind des Interpretens Versuche, Synthpop-Vorlagen zu transformieren. Das gelingt ansatzweise bei „Love Comes Quickly“ von den Pet Shop Boys und vollends beim OMD-Hit „Souvenir“, der nun wunderbar getragen wird von Glockenspiel und einer kongenial ins Wehmütige changierenden Stimmfärbung. Laura Branigans „Self Control“, im Original arg plump, gewinnt an Finesse. Kunststück! Scott Walkers „Duchess“, im Original auratisch, verliert ebenso vorhersehbar an Ausstrahlung. Ansonsten schultert Morriss lausige Songs wie „Don't Let Go“ von Weezer und „Angel“ von Madonna und gibt ihnen immerhin einen respektableren Anstrich, während er das ehemals aggressive Industrial-Gedöns „Lucretia (My Reflection)“ von den Sisters Of Mercy gar ins Subtile wendet und so wundersam umdeutet. „Laut“ möge man das Album hören, rät Mark Morriss auf dem Cover, und „idealerweise auf einer Yacht“. (Acid Jazz)

WOLFGANG DOEBELING

JAZZ

COOL UND FREE - VON MARKUS SCHNEIDER



LÄSSIG
 Enrico Rava

Enrico Rava Quartet *Wild Dance* ★★★★★

Es sei eine der leichtesten Produktionen seiner Karriere gewesen, sagt Enrico Rava über dieses Album. Das will schon etwas heißen, da der 76-Jährige seit den Sechzigern allein als Chef viele Dutzend Alben veröffentlicht hat. Ravas postmodales Quartett ist mit effektaufgeschlossener Gitarre statt mit dem raumgreifenderen Klavier besetzt und um den Posaunisten Gianluca Petrella erweitert, was man zu schönen Vexiereffekten zwischen gleitender Posaune und luftreich eleganter, nie geschmäckerlicher Trompete nutzt. Einige Titel bewegen sich zwischen Ambientstille und coolstem Miles-Davis-Cool, Bop-Chorusse lösen sich mit zart schabender Gitarre ins Freie auf, und Ornette Coleman bekommt eine hüpfend-tänzelnde Hommage, während man Thelonus Monks mit einem eigenwillig schief verkateten Swing gedenkt. Besonders schön: der Titelsong mit seinem sich weich verströmenden Thema in gemeinschaftlicher Bewegung und der lässigen Ausarbeitung. (ECM/Universal)

Girls In Airports *Fables* ★★½

Wo Ravas ambientnähere Momente in den Jazz fließen, bewegen sich die fünf Dänen - trotz einer kurzen Eingangsverzerrung vor Charles Mingus - in Richtung Electronica. Mädchen spielen übrigens nicht mit, aber die Flughäfen kann man erahnen. So schweben sanft getupfte oder schimmernde Keyboards mit spacig gepuskelten Drums durch die Stücke, die an Enos Airports erinnern, wozu man weiche, auch mal zart überblasene Saxofone hört, bei denen man fern an Vangelis' „Blade Runner“-Oberflächen denkt, ohne den Lack. Zum anderen jedoch, und das ist anregender, bauen sie in diese Atmosphären zurückhaltend pentatonische Ethiojazz- und Latin-Motive aus Basslinie oder Drums ein, rauere Bläsersounds und auch mal interessante, minimal-repetitive Echomuster der beiden Saxofone. Um die Airport-Analogie noch etwas zu strapazieren, wird das alles durch einen eisblumigen, nordisch klaren Blick gefiltert. (Edition/Harmonia Mundi)

Erdmann/Rohrer/Möbus/Courtois

10 Songs About Real Utopia ★★★★★

Interessant besetzt bewegt sich das deutsch-französisch-schweizerische Quartett an der Schnittstelle von minimalem Jazz, moderner Komposition und stoischem Ambient Rock. Der Titel klingt etwas präntentös, aber die Musik entfaltet sich ganz unverblasen, trocken und kontrolliert. Oft mit etwas schiefher Rauheit bewegen sich die Instrumente um die bedächtigen Themen, mit viel Platz, aber auch dann durch das gestrichene Cello, Gitarrenarpeggien, gezogene Saxofonlinien und verhalten unruhige Percussion verbunden, wenn sie sich sacht solistisch lösen. Der etwas flächige Ansatz verdeckt unter seiner oberflächlichen Leisheit die feine Struktur aus Unebenheiten, Brüchen und Rissen. (Arjuna/Kompakt)



Mercury Rev
The Light In You

★★★★½
Neubeginn nach schweren Zeiten - und immer noch eine eigene Welt

„Wir sind mit einem Raumschiff kurz ins Weltall geflogen, und als wir zurückkamen, waren auf der Erde sieben Jahre vergangen“. So beschrieb Jonathan Donahue und Sean „Grasshopper“ Mackowiak kürzlich der BBC die lange Zeit seit dem letzten Mercury-Rev-Album. Die beiden verbliebenen Mitglieder - Stammproduzent Dave Fridmann fehlt erstmals, offenbar wegen terminlicher Schwierigkeiten - haben schwierige Zeiten und Turbulenzen hinter sich.

Auf „The Light In You“ konzentrieren sich die beiden auf ihre mehr als zwei Dekaden andauernde kreative Partnerschaft und arbeiten sich vor - weg vom dunklen Ort, ans Licht. Der Auftakt, „The Queen Of Swans“, beginnt als feierlicher Rausch aus Kirchenchören, Falsettsong, Stakkatostreichern, Trompeten und Pauken, traumhaft wabernd, bis das Lied in großen Psych Pop mündet. Auch das folgende „Amelie“ ist so opulent orchestriert wie eine Suite von Brian Wilson. „You've Gone With So Little For So Long“ packt an der rhythmischen Basis ordentlich zu, doch darüber öffnen sich sakrale Gesänge und Klänge. An vielen Stellen malt „The Light In You“ Bilder in den Kopf wie Deckengemälde in italienischen Kirchen.

Das Grundgefühl bleibt so auch ohne Fridmann dasselbe: Die Platten von Mercury Rev sind wie andere Welten, in die man eher eintaucht, als dass man sie von außen betrachtet. Doch gleichzeitig verlesen sich Donahue und Mackowiak hier etwas weniger auf ätherische Sounds und körperlose Strukturen; unter den üppigen Arrangements steht zumeist eine klare rhythmische Struktur, ein Backbeat, der dem Repertoire Halt und Dynamik gibt. Das gilt insbesondere für den fast zappeligen 70s-Hippie-Funk-Rock von „Sunflower“, dem inhaltlichen Wendepunkt des Albums. „Sunflower, pick your head up, baby/ There's no point feeling down“, singt Donahue und erklärt wenig später: „If I was a moth I'd fly to the light in you.“ Die Querflöten trösten, die aufblühenden Streicher signalisieren den Neuanfang. (Bella Union/PLAS Cooperative) **JÖRN SCHLÜTER**

MUSIK ZUM SEHEN

Jeff Lynne's ELO
Live In Hyde Park ★★★★★



Es ist Jeff Lynnes Electric Light Orchestra, und wir leben nur darin. Im vergangenen Sommer ließ der notorisch „schüchterne“ (Paul McCartney, Olivia Harrison, Joe Walsh et al.) Melodienmagier noch einmal das Raumschiff landen, vor 50.000 Zuhörern im Londoner Hyde Park. Und er hat sich gar nicht verändert! Wischmopp, Knebelbart und Sonnenbrille sitzen perfekt, und die Ansagen haben das Feuer von Bahnhofsdurchsagen. Umso mehr lodert es auf der Videowand vor einem vermutlich weiblichen Auge bei „Evil Woman“, und dann schunkelt, schuffelt und schubidut Jeff Lynne nebst Pianist Richard Tandy, dem BBC Concert Orchestra und einer Geigerin mit schönen Beinen die größte Jukebox der Welt: „Livin' Thing“, „Don't Bring Me Down“, „Turn To Stone“, „Steppin' Out“, „Telephone Line“, „Mr Blue Sky“ - ach, könnte doch jedes Konzert so sein! I love that ELO.

Die BBC-Dokumentation „Mr Blue Sky“ lässt Harfen jubilieren wie nur je bei einem Jeff-Lynne-Song. In den Hügeln von Los Angeles sitzt er im Garten und spielt die Ukulele, im Teich schwimmen die Koi-Karpfen, und Lynne führt uns durch die gediegenen Räume seines behaglichen Anwesens und seiner Erinnerung. Das graue Leben in Birmingham hasste er, aber dann kam die Musik, auch wenn Mutter nicht glauben wollte. „Hätte ich mich nicht für die Musik entschieden, wäre ich nicht glücklich geworden - morgens war es immer so dunkel.“ Er stand nicht gern früh auf. Warum er das nicht muss, begründet McCartney, Tom Petty, Dhania Harrison und der famose Joe Walsh mit seinem unverkennbaren schleppenden Kaugummiknödeln: „Ich weiß nicht, wie viele Instrumente er spielt - aber er spielt eine Menge.“ Sehr länglich werden die Traveling Wilburys und die Arbeit an „Free As A Bird“ rekapituliert. Schließlich sehen wir eine Band im Wohnzimmer, Gitarre, Schlagzeug, Bass, Keyboard: Es ist immer Jeff Lynne. *Strange magic!* (Eagle Vision) **ARNE WILLANDER**

Deep Purple
From The Rising Sun ... (In Wacken) ... To The Rising Sun (In Tokyo) ★★★★★



Ohne Jon Lord sind Deep Purple natürlich nicht mehr dieselben, aber das waren sie ja schon seit dem Ausstieg von Ritchie Blackmore nicht mehr. Sie kämpfen sich trotzdem weiter mit Bravour durch - wie diese beiden sehr unterschiedlichen Konzerte zeigen. In Wacken 2013 muss Ian Gillan zunächst gegen die Sonne ansingen, hat das Festivalpublikum aber schnell auf seiner Seite, und zu „Smoke On The Water“ taucht auch noch Uli Jon Roth auf. 2014 im Budokan zu Tokio, wo einst ihr legendäres Live-Album „Made In Japan“ entstand, haben Deep Purple noch leichteres Spiel. Ihr hemdsärmeliger und doch verspielter Hardrock kennt halt kein Alter. (earMUSIC/Edel) **BIRGIT FUSS**

Revolverheld
MTV Unplugged in drei Akten ★★

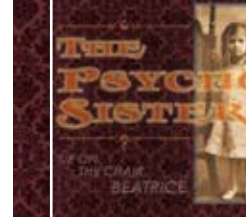


Alles, was man gegen Revolverheld sagen kann, ist, dass man nichts gegen sie sagen kann. Nette Typen machen netten Radiorock, der von netten Leuten handelt und von sehr vielen, bestimmt auch netten Leuten gehört wird. Klar, dass MTV die erfolgreichen Hamburger wollte. Zunächst spielen sie „Unplugged“ in einer Kneipe (den Gastwirt gibt Oliver Wnuk), dann auf einem Hochhausdach und schließlich mit Orchester am Strand - alles niedlich nachgebaut. Die Gäste sind echt: Annett Louisan, Rea Garvey, Heinz Strunk, Marta Jandová und andere Freunde singen mit, den Rest erledigt Johannes Strate selbst - mal zupackend, mal pathetisch. „Wir können nicht lauter, wir sind nur eine kleine Pussy-Pop-Band“, sagt er irgendwann lachend. Man kann ihnen einfach nicht böse sein. Man kann aber auch einnicken. (Sony) **BIRGIT FUSS**

BLUE ROSE music always lives in the heart...

WELCOME TO BLUE ROSE

THE PSYCHO SISTERS



Up On The Chair, Beatrice
 Die Psycho Sisters sind Vicki Peterson (The Bangles) und Susan Cowbill (Cowsills)! Ihr Debütalbum ist ein zeitgemäßes Indie Pop/Rock-meets-Americana/Roots-Album geworden, die bereits vor langer Zeit komponierten Songs bilden eine clevere Mixtur aus nostalgischer Retrospektive und dem Zeitgeist von heute. Erhältlich als CD

TITUS WOLFE

Ho-Ho-Kus N.J.
 Der bisher eher auf TV-Soundtracks spezialisierte Musiker aus Berlin überrascht mit einem wunderbaren Singer/Songwriter-Album, worauf er von der kompletten Mink DeVille-Band begleitet wird. Zu hören ist seine Musik auch auf dem TV-Spielfilm „Pampa Blues“, der am 3.10. um 20:15 Uhr in der ARD ausgestrahlt wird. Album erhältlich als CD, LP+CD und Download

ETABLIERTE BLUE ROSE - KÜNSTLER MELDEN SICH ZURÜCK:

HANK SHIZZOE

This Place Belongs To The Birds
 Mit seinem 14. Album kehrt Hank Shizzoe dorthin zurück, wo für ihn alles begann: zur akustischen Gitarre, zu Tiefe und Wahrheit des Folk. *This Place Belongs To The Birds* ist ein federleichtes, swingendes Album über innere Reisen und Abenteuer dies- und jenseits der Komfortzone. Einfache, warme und ehrliche Musik von einem Künstler, der von sich sagt, er habe 25 Jahre trainiert, um endlich diese Platte zu machen. Erhältlich als CD, LP+CD und Download

THE BOTTLE ROCKETS

South Broadway Athletic Club
 Prächtigt in Form und regelrecht angriffslustig beweisen die Bottle Rockets aus St.Louis mit ihrer brandneuen Studiосcheibe, dass sie auch heute noch zu den wichtigsten Akteuren des amerikanischen Gitarrenrock-Genres zählen. Jene Art Guitar Rock, die je nach Bedarf und Laune mal mit Alt.Country, dann mit Punktelementen oder einfach mit dem immer gültigen Einmaleins des großen Neil Young & Crazy Horse-Lehrbuchs angereichert wird. Erhältlich als CD

BLUE ROSE ARTISTS ON TOUR

Stacie Collins
 05.10. Kolbermoor, Kesselhaus; 07.10. Bonn, Harmonie; 08.10. Bremen, Meisenfrei; 09.10. Brilon, Klump; 10.10. Isernhagen, Blues Garage; 11.10. Uelsen, UJK Uelsen

American Aquarium
 02.11. Aschaffenburg, Colos-Saal; 03.11. Norderstedt, Music Star; 04.11. Bordenholm, Albatros; 05.11. Eppstein, Wunderbar Weite Welt; 06.11. Gesslingen, Ratsche; 07.11. Bad Saugau, Franziskaner; 09.11. Köln, Yard Club; 10.11. Armstadt, Kuisse; 11.11. Freisdorf, Bostelmann's Saal

Hollis Brown
 21.10. Hamburg-Bergedorf, Sound Yard; 17.11. Heilbronn, Red River Saloon; 18.11. Norderstedt, Music Star

Ben Arnold & Scott Bricklin
 20.11. Neu-Anspach, Linde; 21.11. Cadenberge, Calles Parryscheune; 24.11. Bad Brambach, Café Grenzland; 25.11. Lahr, EssBar im Schlachthof; 26.11. Heilbronn, Ebene 3; 27.11. Gunzenhausen, Cayman Bar; 30.11. Wese, JZ Karo; 01.12. Neuenkirchen-Vörden, Kulturbahnhof; 02.12. Norderstedt, Music Star; 03.12. Freisdorf, Bostelmann Saal; 04.12. Parchim, Irish Pub; 05.12. Celle, Aimey; 06.12. Berlin, Fahrradkeller

Blue Rose Records, Rauheckstr. 10 · 74232 Abstatt
 Tel. 07062-955444 · Fax 07062-64375
 Website: www.bluerose-records.com



The Grateful Dead
30 Trips Around The Sun
★★★★½

Umfangreiche Live-Box aus der 30-jährigen Band-Geschichte

Schon allein einen groben Überblick über die ausgeprägte Konzert-historie von Grateful Dead zu gewinnen gleicht einer Sisyphusarbeit. Das Gros der circa 2.400 Auftritte ist in Form von Fanmitschnitten erhältlich, nicht zuletzt dank der lockeren Einstellung von Jerry Garcia zu Bootlegs. Als „definitive Live-Geschichte“ unterteilt, wagt die Zusammenstellung „30 Trips Around The Sun“ dennoch das Unterfangen, die Bühnenauftritte der Jam-Band angemessen zu dokumentieren. Als Destillat aus dem sicherlich enormen Fundus werden 30 bislang unveröffentlichte Konzerte vorgestellt, eines aus jedem Jahr von 1966 bis 1995. Hinzu kommt mit „Caution (Do Not Stop On Tracks)“ eine obskure Singleaufnahme von 1965, als Garcia, Weir und Co. noch The Warlocks hießen.

Die teils krude wirkenden Genremischungen ergeben sich aus der streng chronologischen Reihenfolge. Hier trifft bluesiger Boogie-Woogie („Viola Lee Blues“) auf wackeligen Country („Tomorrow Is Forever“), dort folgen die überlangen, stets inspirierten Jams auf simple Kompositionen, die gerade in den Achtzigern allzu sehr auf den Zeitgeist schielten („My Brother Esau“).

Somit untermauert die Kollektion etwas, das man ohnehin bereits wusste: dass Grateful Dead immer dann am besten waren, wenn sie sich, befreit von jeglicher Struktur, in Ekstase spielten und sich dabei in aberwitziger Geschwindigkeit gegenseitig Melodiemotive als Inspiration zuwarfen. „Dark Star“ von 1968 ist mit zehn Minuten bloß halb so lang wie die Version auf „Live/Dead“, besitzt dafür aber einen gelungeneren Spannungsaufbau. „Shakedown Street“ überrollt den Hörer in 16 Minuten mit der rhythmischen Präzision eines Uhrwerks. Und der sommerlich-leichte Mix aus Free Jazz und Rock „Here Comes Sunshine“ verleitet Bassist Phil Lesh zu zwei seiner raren Bass-Soli.

Parallel zu dem kleinen Box-Set mit vier Tonträgern, auf dem aus jedem Jahr ein Song versammelt ist, erscheint „30 Trips Around The Sun“ auch als überbordende 80-CD-Version mit den kompletten Konzerten. (Warner) **FABIAN BROICHER**

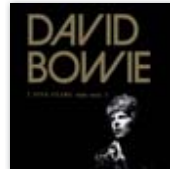


STARMAN
David Bowie

Junger Dude

Die frühen Alben des Eklektikers, von „Space Oddity“ bis hin zum Abgesang auf Ziggy Stardust - plus Bonusmaterial

David Bowie *Five Years: 1969-1973* ★★★★★½



Die Jahre 1969 bis 1973 waren musikalisch nicht Bowies beste, sicher aber die mit den kühnsten Visionen. Der Sänger zeigte diese mit der kurz vor der Mondlandung 1969 erschienenen Single „Space Oddity“ auf, später verknüpfte er auf „Hunky Dory“ Nietzsches Übermensch mit Warhols Pop-Art und einer Verbeugung vor Dylan, erschuf dann mit dem außerirdischen Ziggy Stardust die androgyn-bisexuelle Ikone des Glam Rock.

Diese Box, erhältlich als 12-CD- und 13-LP-Edition, umfasst alle acht Alben jener Zeit, sechs Studio- und zwei Live-Platten, als (teilweise neue) Remasters. „Ziggy Stardust“ sogar zweimal, darunter die von Produzent Ken Scott behutsam polierte Version. Kaufgrund müssten natürlich auch die zwei Bonus-CDs sein, mit ihren 24 Alternativversionen, Raritäten und B-Seiten. Das alles wurde aber schon in anderen Editionen veröffentlicht, mit zwei Ausnahmen: der Single „Holy Holy“, die Bowie 1971 „The Man Who Sold The World“ hinterherschob, weil aus der epischen Songsammlung keine Auskopplung zu gewinnen war, sowie dem zweiten ausgegrabenen Track, wieder im Rampenlicht von „The Man...“, einem Mix von „All The Madmen“ in Mono. Gut, aber nicht essenziell, eine bloß verkürzte Fassung des Originals.

Auf die Bonus-CD hätte auch Bowies wundersamstes Outtake gehört: „Sweet Head“, jenes „Ziggy“-Lied, an dessen Aufnahme sich keiner erinnern konnte, im Handel erstmals 1990. „Pin Ups“, das etwas biedere Coveralbum mit Rockklassikern – von Bowie erwartete man 1973 nicht unbedingt, dass er in der Musikgeschichte zurückblickt –, ist in der Outtakes-Sektion nicht vertreten, okay; leider aber auch nicht „Aladdin Sane“, der tragikomische Abgesang auf Ziggy, in dem er sich dem Theater annäherte.

Aber warum der Box-Set-Titel „Five Years“? Natürlich wegen des gleichnamigen Stücks von „Ziggy“. Dennoch schade, dass die Edition nicht als „Seven Years“ erscheint: Das Solodebüt, „David Bowie“ von 1967, wurde unterschlagen. Diese Platte zeigte den damals 20-Jährigen vielleicht nicht als Revolutionär – dafür als zynischen Betrachter der Swinging Sixties und als Erzähler aus dem Leben allein gelassener britischer Weltkriegsveteranen.

Übrigens: Es lohnt sich, die Box über davidbowie.com zu erwerben. Nur dort gibt es zusätzlich die EP „The David Bowie Pin Ups Radio Show“, auf der er die Songauswahl der Cover-Platte kommentiert. (Warner) **SASSAN NIASSEERI**



Faces
1970-1975 ★★★★★
Alle Alben von Rod Stewarts Band nebst Singles und Live-Mitschnitten

Schon vor sechs Jahren einschließlich der jetzt versammelten Zugaben zur Veröffentlichung vorgesehen, war die Remaster-Edition aller Studioplatten der Faces längst überfällig. Nicht zuletzt weil jetzt auch das Meisterwerk „A Nod's As Good As A Wink ... To A Blind Horse“ komplett in deutlich besserer Klangqualität vorliegt. Als Herausgeber hatte Bill Inglot insofern einen etwas problematischen Job, als Ian McLagan für das von ihm betreute Box-Set „Five Guys Walk Into A Bar ...“ 2004 schon so viele Outtakes und Live-Mitschnitte aus dem Archiv als Bonus-Tracks geborgen hatte, dass die Ausbeute jetzt nicht mehr üppig ausfiel.

Es gibt fast keine Doubletten. „Love In Vain“ ist ein Dokument aus dem Fillmore East und nicht der BBC-Mitschnitt. Beim Temptations-Cover „I Wish It Would Rain“ handelt es sich allerdings um die als Single-B-Seite erschienene Live-Aufnahme vom Reading Festival 1973. Da waren die Faces auf dem Höhepunkt ihres Ruhms, aber auch fast schon wieder in Auflösung begriffen. Was gewesen wäre, hätte Rod Stewart nicht schon zu Jeff Beck-Group-Zeiten einen Solopakt geschlossen, ist müßige Spekulation. Für die Platten reservierte er viele seiner besten Songs. Das Faces-Debüt, „First Step“, war jedenfalls, wenige Monate nach seinem Solo-einstand, „An Old Raincoat Won't Ever Let You Down“, keine so hochkarätige Songkollektion in vergleichbar ambitionierter Produktion. Dafür mit Glyn Johns einen Meister seines Fachs zu engagieren hielt die Band (oder ihr Manager?) erst bei der dritten LP für an der Zeit. Bis dahin war Ronnie Lane mit wunderbar folkversessenen Balladen der eine wichtige Songlieferant – und das von Jeff Beck abgespaltene Team Stewart/Wood der rock'n'rollende Gegenpol.

Was den Charme dieses Ensembles trinkfreudiger Kumpel ausmachte, mochte man nicht mit Liner Notes würdigen. Eine Ahnung vermittelt der Fillmore-Mitschnitt von „Maybe I'm Amazed“ eher als ihre dröge Studio-Einspielung des McCartney-Songs. Aber die durfte unter den Single-Raritäten nicht fehlen. (Warner) **FRANZ SCHÖLER**



Linda Ronstadt
Just One Look ★★★★★
Das Beste aus der klassischen Phase der Sängerin auf Doppel-CD

Die Karriere der Monkees hob 1967 gerade ab, als die Stone Poneys Featuring Linda Ronstadt mit dem von Monkee Mike Nesmith komponierten „Different Drum“ einen Hit hatten. Das ist in dieser Retrospektive die erste und einzige Aufnahme dieser Jahre. „Heart Like A Wheel“ fehlt hier genauso wie „When Will I Be Loved“, der größte Single-Hit ihrer Karriere. Was seinen tieferen Grund sicher nicht darin hat, dass sie die McGarrigle-Schwester oder die Everly Brothers nicht mehr schätzen würde – denn den Titelsong der McGarrigles-LP „Heartbeats Accelerating“ berücksichtigt der für Auswahl und Mastering von „Just One Look“ verantwortliche John Boylan genauso wie „Blue Bayou“ und „It's So Easy“. Diese Songs sorgten dafür, dass sich Ron-

stadts Album „Simple Dreams“ 1977 in den USA mehr als fünf Millionen mal verkaufte.

Die Ronstadt, der June Carter 1970 untersagen musste, in der TV-Show ihres Gatten ohne Unterhöschen aufzutreten, war zum Superstar avanciert, Kalifornien überhaupt mit Eagles, Fleetwood Mac, Steve Miller Band und den Kokainhügeln musikalisch dominant geworden. Ed Caraeffs Foto der leicht bekleideten Ronstadt mit Schmolmund dokumentiert die Anfänge ihrer Karriere; das von Henry Diltz die schon etwas reifere Sängerin. Ihr wohl auch als Berater fungierender Produzent Peter Asher gestattete zwischendurch immer wieder Einspielungen von neuen Songs geschätzter Kollegen wie Karla Bonoff und Libby Titus, Lowell George, Eric Kaz und Emmylou Harris.

Weil die Doppel-CD offenbar eher als Best-of-Compilation denn als eine Greatest-Hits-Nachlese ihrer Asylum/Elektra-Jahre konzipiert wurde, darf auch Linda Ronstadts Aufnahme des Ohrwurms „Anyone Who Had A Heart“ von Burt Bacharach und Hal David nicht fehlen. (Warner) **FRANZ SCHÖLER**



Paul Young
Tomb Of Memories: The CBS Years 1982-1994 ★★★★★½
Hits und bisher unveröffentlichte Stücke des britischen Pop-Stilisten

Jedes Mal wenn eine seiner Hitszusammenstellungen zur Sprache kam, pochte Paul Young bei der Plattenfirma darauf, sie um unveröffentlichtes Material zu ergänzen. Was stets an der Nichtauffindbarkeit von Archivbändern scheiterte, holt der Sänger nun mit „Tomb Of Memories: The CBS Years“ nach. Auf vier CDs wird seine musikalisch ergebnisreichste Phase, in der er von 1982 an zwölf Jahre bei CBS unter Vertrag stand, dokumentiert.

Die Zusammenstellung funktioniert ebenso als Querschnitt durch Youngs stilistisch abwechslungsreiches Schaffen wie auch als Raritäten-Rückschau hervorragend. Freilich enthält sie die Hits wie „Every Time You Go Away“ und „Come Back And Stay“, der Fokus liegt je-

doch auf den bisher unveröffentlichten Aufnahmen.

Der krachende Rocksong „Souls Unknown“ und das atmosphärisch intensive „Find One Voice“ zeigen Youngs gelegentliche Experimentierfreude. Letzteres erinnert an John Lennons und David Bowies „Fame“-Periode. Beide Songs wurden damals aufgrund ihrer Sperrigkeit nicht veröffentlicht.

Youngs Demos klingen mit ihren sparsamen Arrangements und ausgefuchsten ihren Harmonien teils gar nach Stevie Wonder – bloß ohne die Harmonika. Außerdem kann man auf der Handvoll Live-Aufnahmen das Spiel von Studio-Assen wie Pino Palladino und Steve Bolton bewundern.

Zwar fehlt manches Essenzielle – „Love Will Tear Us Apart“, Youngs Verneigung vor Joy Division und Ian Curtis etwa –, doch das befindet sich auf „No Parlez“, einer Platte, die man ohnehin besitzen sollte. Und das schmalzige, aber charmannte Zucchero-Duett „Senza Una Donna (Without A Woman)“ hört sich auch heute noch fabelhaft an, trotz seines zweifelhaften Ruhms als Mitsingnummer. (Sony Music)

FABIAN BROICHER

FOR SERIOUS VINYL COLLECTORS ONLY!

Queen
STUDIO COLLECTION

BOB MARLEY

Alle 15 Studioalben in einer aufwendig gestalteten Box und auf 18 x 180g farbigem Vinyl.

- von den originalen Master-Tapes neu gemastert von BOB LUDWIG
- jedes Vinyl hat eine andere Farbe
- INNUENDO und MADE IN HEAVEN jeweils in voller Länge auf Doppel-LP aufbereitet
- QUEEN II auf zwei Einzel-LPs gepresst (1 schwarze und 1 weiße) mit individueller Radierung auf der Rückseite
- 12 x 12" großes, aufwendig illustriertes, 108-seitiges Hardback-Buch
- Download-Voucher für 320kbps MP3s

Anlässlich des 70. Geburtstages von Bob Marley erscheinen mit „The Island Years“ und „The Island Years: Collector's Edition“ die ultimativen LP-Boxsets:

The Island Years: Collector's Edition

- 9 Studioalben + 2 Live-Alben auf 180g Vinyl gepresst
- einzigartiges Metall-Boxset, limitiert und nummeriert, das mit dem nach oben öffnenden Deckel an ein aufklappbares Sturmfeuerzeug erinnert
- plus Slipmat und zwei großformatige Fotos in Glassine Umschlägen
- Auch als limitiertes Standard LP-Boxset „The Island Years“

Alle Alben werden jeweils einzeln als limitierte 180g LPs erhältlich sein. (ohne Download-Voucher)

LIMITED LP-BOXSETS AB 25.09.2015

VINYL

NEU AUFGELEGTE SCHALLPLATTEN - VON WOLFGANG DOEBELING



AMERICANA-PIONIERS
The Band

The Band
The Capitol Albums 1968-1977 ★★★★★

Der Begriff „Americana“ war noch nicht gefunden, als The Band ihn musikalisch definieren halfen. Als Backing-Band von Ronnie Hawkins hatten sie den Rock'n'Roll internalisiert, damit Bob Dylan infiziert und ihre um Country, Blues, Gospel und Soul erweiterte Stilpalette schließlich unter eigener Regie und eigenem Namen auf Platten gebannt. Überragende Musikalität, ingenieures Songwriting, emotionaler Tiefgang und starke Faszination für die Mysterien der amerikanischen Historie zeichnen diese Alben aus, die nun als Box-Set wiederveröffentlicht werden, basierend auf den seinerzeitigen Capitol-Masters und exzellent gefertigt. Ein Werk, das in seiner Gesamtheit beeindruckt, wobei das qualitative Gefälle über den Zeitraum dieser immerhin zehn Jahre, obschon nicht wegzudiskutieren, erstaunlich gering ist.

Die stilgeschichtliche Bedeutung von „*Music From Big Pink*“ (★★★★1/2) sollte sich erst in den Folgejahren erweisen, aber schon 1968 hinterließen einige Tracks des Debütalbums einen bleibenden Eindruck, allen voran das enigmatische „The Weight“. Auf der zweiten LP, „*The Band*“ (★★★★1/2), kulminieren Songkunst, die beachtlichen gesanglichen Attribute gleich mehrerer Lead-Vokalistinnen sowie instrumentales Fingerspitzengefühl aller Beteiligten in ihrem Meisterwerk. Robbie Robertson's Bürgerkriegsdrama „The Night They Drove Old Dixie Down“ mag die berühmteste Großtat auf dieser LP sein, die einzige ist es mitnichten.

Auch die folgenden Alben, wiewohl etwas schwächer, haben durchaus Meriten. „*Stage Fright*“ und „*Cahoots*“ (beide ★★★1/2) nähern sich dem Funk, der im farbigen Gewand von Allen Toussaints Horn-Arrangements auf der Live-Doppel-LP „*Rock Of Ages*“ (★★★★) ausgelassen gefeiert wird. Die eklektische Covers-Collection „*Moon Dog Matinee*“ (★★★1/2) wuchert mit „Mystery Train“, Robertson's Songreigen „*Northern Lights - Southern Cross*“ (★★★★) mit „It Makes No Difference“, und 1977 blinken auch auf „*Islands*“ (★★★1/2) noch ein paar Highlights. Danach ging man getrennte Wege, wohl zum richtigen Zeitpunkt. Über die Wieder-gänger-Alben von Rumpfbesetzungen in den Neunzigern breite man eingedenk besagter früher Pionierleistungen besser den Mantel des Schweigens. (Capitol)

Willie Dixon
Willie's Blues ★★★★★



Die ganzen 50er-Jahre über war Willie Dixon nicht nur Bassist, Songlieferant und Produzent bei Chess Records, sondern oft auch für die Organisation der Sessions zuständig. Dennoch erschien seine erste eigene Platte als Performer erst 1959, aufgenommen mit Memphis Slim am Piano und vertrautem Studio-personal an Gitarre, Sax und Schlagzeug. Es ist eine ungeheuer vitale und packende LP, Dixons Bariton schmeichelt oder beißt, sein Standbass treibt, die Songs fesseln. Wer klangliche Ansprüche hat, sollte allerdings auf die bereits angekündigte audiophile Edition von Analogue Productions warten. (Fantasy)

Eddie Harris
Silver Cycles ★★½



Während Rock sich „progressiv“ aufblähte, machte Jazz ab Ende der 60er-Jahre in Fusion. Tenorsaxofonist Eddie Harris aus Chicago, bekannt für die elektrische Verstärkung seines Instruments, gibt diesem Trend auf dem '69er Album „*Silver Cycles*“ mannigfaltigen Ausdruck. Latino-Beats aus Congas und Bongos wechseln mit Coltrane-Hommagen, Streicher und Chöre werden aufgeboten, Harris jagt sein Sax durch das Echoplex und kreiert somit in konstanten Intervallen Tape-Loops, denen er immer weitere hinzufügt. „Anything goes“, sagte er, sei seine Philosophie, im Gleichklang mit dem Zeitgeist. (Atlantic/MOV)

Frank Sinatra
Watertown ★★★★★½



„The Voice“ nannte man ihn nicht von ungefähr, doch galt Frank Sinatra an der Schwelle zu den Siebziger als vorgestrig. Und als Bob Gaudio und Jake Holmes ihn ins Studio baten, um ihrem ambitionierten Songzyklus über eine schicksalhafte Beziehung Leben einzuhauchen, schien Skepsis angebracht. Immerhin war bereits alles orchestriert, der Plot verlangte nur noch nach einem autoritativen Erzähler. „Old Watertown“, hebt Sinatra an, „nothing much happening/ Down on Main/ 'cept a little rain.“ Und schon ist man gefangen und bleibt es bis zur letzten überraschenden Wendung der Saga. Ein später Triumph. (Reprise)

Dolly Parton
Jolene ★★★★★½



Der Hit, dem das Album Namen und Erfolg verdankt, stieß bei Feministinnen auf militanten Widerstand. Diese flehentliche, selbst erniedrigende Bittstellerei bei der schönen Nebenbuhlerin sei einer emanzipierten Frau nicht würdig, wurde befunden. Dolly scherte das nicht, sie bekam massenhaft Zuspruch von Frauen, die sich im Song wiederfanden, von einer „Jolene“ gedemütigt. Wohl selten wühlte ein an sich harmloses Lied so viel Staub auf. Unverfänglicher Gegenpol ist der Treueschwur „I Will Always Love You“, von Whitney Houston später zerplürt, von Dolly eher geziprt. (RCA/Music On Vinyl)

The Fall
Live At The Witch Trials ★★★★★



The Fall hatten ihre Singles und Long-player strikt getrennt gehalten, auf 45 mehr songorientiert brillierend, auf 33 die Punk-Untiefen auslotend. „*Live At The Witch Trials*“ und „*Dragnet*“, die beiden ersten Alben, liegen nun wieder vor und begeistern noch immer ob ihrer Radikalität und ihrer Lust an konfrontativem Lärmen. „*Dragnet*“ rumpelt untergründig, „*Witch Trials*“ gibt Zunder, auf „Rebellious Jukebox“ hypnotisch, auf „Two Steps Back“ sinister, auf „Music Scene“ entlarvend, stets unumschränkt im Duktus von Mark E. Smith's nordenglischer Schnodderschnauze (Sanctuary)

Mojo Juku & The Snake Oil Merchants
Anthology ★★★★★½



Eine Compilation des wandlungsfähigen australischen Roots-Klangkörpers, hier noch als Begleitung des Stimmwunders Mojo Juku, die wie ein Down-Under-Pendant von Neneh Cherry klingen kann oder dunkel-kehlig wie Liz Green, inzwischen aber als Solistin unterwegs ist. Um Folk, Blues und Swing kreisen die Tracks, das Instrumentarium mutet zuweilen exotisch an, die Band weiß um den antiquierten Charme eines Akkordeons und das Schwungpotenzial von Bläsesätzen, Jujus narrative Songs rühren an anderweltliche Erfahrungen: Voodoo! (Off Label Records)



Michael Head
The Magical World Of The Strands ★★★★★½

Zwei tolle Retrorock-Alben vom Songschreiber aus Liverpool

Wenn etwas auf dem Höhepunkt von Blur, Pulp und Oasis so überhaupt nicht en vogue war, dann der mal sublim psychedelische und dann auch wieder kammermusikalisch arrangierte, mit Streichquartett und hübsch verzierender Flöte aufwartende Retrorock von der Band, die Michael Head 1993 gegründet hatte. Anklänge an Love und Arthur Lees „*Da Capo*“, an Byrds und Beatles waren bei „The Prize“ gar nicht zu überhören, die Gershwin-Zitate im Intro von „Something Like You“ schon ziemlich geschickt eingeschmuggelt.

Das bluegrassige „Hocken's Hey“ mit seinen Dillard-&-Clark-Bezügen war wie praktisch alle Songs total aus der Zeit gefallen, als das Album 1997 nach jahrelangen Sessions veröffentlicht wurde. Aus diesen war das am Ende auch nur eine Auswahl von elf Aufnahmen. Fertig gemischt waren da schon die jetzt auf „*The Olde World*“ (★★★½) nachgereichten – der Titelsong eine Hommage an die Psychedelia der Beatles circa 1966/67 und wiederum Love circa „*Forever Changes*“. Unbedingt eine Entdeckung wert! (Megaphone/Indigo) FRANZ SCHÖLER



a-ha
Hunting High And Low ★★★★★
Das Debüt der Norweger und ein Füllhorn an Alternativversionen

Sie besangen die Befürchtung der Heranwachsenden, sich selbst im hohen Alter nicht akzeptieren zu können („The Blue Sky“). Wie keine andere Band beschworen a-ha aber auch die düstere Romantik, die ihr Heimatland prägt, eine Natursehnsucht, die in einer Stadtfucht ohne Wiederkehr endet („Living A Boy's Adventure Tale“). Faszination Norwegen! Natürlich enthielt ihr Debüt auch zwei der größten Hits von 1985: „Take On Me“ und „The Sun Always Shines On T.V.“. Erfolgreicher würden a-ha nie mehr sein – aber nicht alles ist gut gealtert. Ein Lokomotivrhythmus wie in „Train Of Thought“ ist so ein typisches Phänomen des Achtziger-Pop.

Die „Super Deluxe Box“ enthält auf fünf (!) CDs das Album als Remaster, B-Seiten sowie alternative Mixes. Von der erst 2010 erschienenen Deluxe-Doppel-CD unterscheidet sie sich wenig, im Zuge der Reunion wurde wenigstens ein geschickter Veröffentlichungstermin gewählt. Bemerkenswert ist der Werdegang von „Take On Me“: Alle drei Fassungen, die ersten beiden von 1984 und Chart-Flops, dokumentieren, wie beharrlich a-ha an den Song glaubten. (Warner) SASSAN NIASSERI



Tony Banks
A Chord Too Far ★★★★★½
Werkschau mit Soloarbeiten des Genesis-Keyboarders auf vier CDs

Anders als seinen Bandkollegen Phil Collins und Peter Gabriel blieb Genesis-Keyboarder Tony Banks der große Soloerfolg verwehrt. Als Grund führte er an, stets einen Akkord zu weit zu denken. Darauf bezieht sich auch der Titel der Compilation „*A Chord Too Far*“, die neu gemasterte Titel aus Banks' Diskografie vereinigt.

Chronologisch geordnet ist das Material nicht, so folgen thematisch und stilistisch ähnliche Tracks aus unterschiedlichen Schaffensphasen aufeinander. CD 4 beleuchtet die Soundtrack- und Orchesterarbeiten des Komponisten. Manches erinnert an Filmmusik der Fünfziger, nicht immer ganz kitschfrei. Neben teils belanglosen Kinderlieder-melodien steht intelligenter Prog-Pop. Dafür lud sich der Keyboarder meist prominente Gäste ins Studio, darunter Nik Kershaw und Ex-Marillion-Sänger Fish.

Wo für eine Solokarriere die klare Linie zu fehlen schien, wird hier die Vielseitigkeit eines oft unterschätzten Musikers offenbar. Als Überblick perfekt geeignet, sind die enthaltenen Demos jedoch nicht einmal für Sammler essenziell. (Esoteric/HART) FABIAN BROICHER



The Kitchen Cinq
When The Rainbow Disappears ★★★★★½
Texanischer Psychedelic Pop aus Lee Hazlewoods Kreativschmiede

Nach und nach kommen alle Perlen und Perlchen aus Lee Hazlewoods früh untergegangenen Produktionsimperium LHI ans Licht. The Kitchen Cinq war eine von Hazlewood nach L.A. gelockte Folkrock-Band aus Amarillo/Texas. Sie sahen aus wie die Byrds und klangen wie eine britische Beatband, die kalifornisches Gras geraucht hat.

Auf dem Höhepunkt ihrer Karriere nahmen sie nach einer Handvoll hübscher Singles unter der Regie von Hazlewoods Freundin Suzi Hokom 1967 ihr einziges, etwas verhaltene Album auf – im Studio nebenan waren gerade Buffalo Springfield zugange. Die wurden bekanntlich berühmt, Kitchen Cinq verschwanden von der Bildfläche – nicht ohne unter dem Namen A Handful eine reizende sinfonische Psychopop-Single zu hinterlassen, mit der großen Carol Kaye am Bass. All das ist auf dieser Compilation enthalten, ebenso das Frühwerk des texanischen Quintetts als The Illusions und The Y'alls. Cinq-Gitarrist Jim Parker schloss sich nach dem Split der Post-Van-Morrison-Besetzung von Them an. (LHI/Light In The Attic) SEBASTIAN ZABEL

Die neuen Re-Issues der ARCHIVE COLLECTION. **AB 02.10.2015**

Paul McCartney

TUG OF WAR

LIMITED 3-CD + DVD BOXSET

- neuer Remix des Albums plus original Album von 1982
- 8 bisher unveröffentlichte Bonustracks (Demos und B-Seiten)
- DVD mit bisher unveröffentlichtem Archivmaterial sowie mehreren Musikvideos
- 112-seitiges Essay-Buch plus 64-seitiges Sammelalbum
- inkl. Download-Voucher

PIPES OF PEACE

LIMITED 2-CD + DVD BOXSET

- Neu gemastertes Album
- bisher unveröffentlichte und rare Bonustracks, plus neuer Remix von „Say Say Say“
- DVD mit Musikvideos vom Album, Behind-The-Scenes-Footage und bisher unveröffentlichte Heimvideos
- 112-seitiges Essay-Buch plus 64-seitiges Fotobuch
- inkl. Download-Voucher

Beide Alben sind ebenfalls erhältlich als: 2-CD Edition | 2-LP (180g Vinyl) | digital

FOTO: GETTY IMAGES



SCHRILLE PÄPSTIN
Mary Ocher

Mutterschiff gelandet

Mary Ocher, Schnipo Schranke und Owen Pallett bei der neuen Berliner Vorzeigegroßveranstaltung

POP-KULTUR FESTIVAL
Berlin, Berghain

★★★★½

In der Nacht zum Donnerstag, etwa eine Stunde später als angekündigt betreten Owen Pallett und das Orchester Stargaze doch noch die Bühne des berühmten Berliner Nachtspielplatzes. Seine Violine hat der studierte Komponist, der schon für

das Londoner Barbican, Spike Jonze und Taylor Swift gearbeitet hat, für das erste Konzert mit dem Berliner Musikkollektiv zu Hause gelassen. Stattdessen begnügt er sich mit einem kleinen Synthesizer und verleiht den klassischen Tönen damit eine ungeahnte sphärische Bandbreite. Die dicht gedrängt stehenden Zuschauer in den überirdischen Tanzkatakomben zeigen sich begeistert vom neuen Material des Kanadiers – mit diesem Set kann er wohl getrost auf Weltreise gehen.

Zeitgleich zum orchestralen Treiben dreht Sebastian Schipper in der Schlackehalle nebenan das Licht ab.

Der Regisseur zeigt dem auf Betonboden kauern Publikum seinen Erfolgsfilm „Victoria“ – dabei verzichtet er auf die musikalische Untermalung von Nils Frahm und DJ Koze. Herzschlagmomente wie die nervenaufreibende Flucht nach dem Banküberfall inszeniert er mit Musik aus dem eigenen Fundus neu. Zur persönlichen Note des Abends tragen auch zahlreiche Anekdoten über die Entstehung des in einem Take gedrehten Films bei. Wie beiläufig erwähnt Schipper, dass er während der Verfolgungsjagd aus dem Kofferraum heraus Anweisungen flüsterte und dass Hauptdarstellerin Laia Costa

beim Drehen ein dickes Fell bewiesen hat. Wer sie aber eine schlechte Autofahrerin nennt, der lernt die zarte Spanierin von ihrer ungemütlichsten Seite kennen, so Schipper.

19 Stunden später scheint ein Raumschiff vor der Berghain-Kantine gelandet zu sein: Es hat Mary Ocher und ihre Band Your Government abgeladen, um dem Berliner Publikum den opernhafte Lo-Fi-Pop der russischstämmigen Israelin näherzubringen. Ocher erscheint als schrullige Priesterin in roter Robe und mit verspiegelter Mitra. Umringt von ihren Krepband-Engeln Oliver Rivera-Drew und Stefan Widdess stellt sie mit Synthie-Sounds und quietschiger Stimme die Schraube des guten Geschmacks nach. Was befremdlich beginnt, endet nach 40 Minuten in einer nach einhelliger Meinung als mitreißend empfundenen Performance – bevor das Mutterschiff sie wieder abholt, werden die drei verdientermaßen mit tosendem Applaus belohnt.

„Ich danke jedem, der sich hier in der Hitze den Scheiß reingezogen hat!“ Daniela Reis und Fritz Ernst stellen als Schnipo Schranke unter denkbar ungünstigen klimatischen Verhältnissen ihr Schunkelchanson-Album „Satt“ vor. Immer wieder stupsen sich grinsende Männer und Frauen gegenseitig in die Rippen, während das einstige Komikerinnen-Duo runtergespülte Hygieneartikel, im Schrank vergessene Liebschaften sowie den Geschmack von primären Geschlechtsteilen und deren muffige Ausdünstungen besingt. Am Keyboard dabei: Danielas Freund Ente Schulz, dessen pinkelnder Penis im Video zu „Pisse“ eine unübersehbare

FOTO:ROLAND OWENITZKI

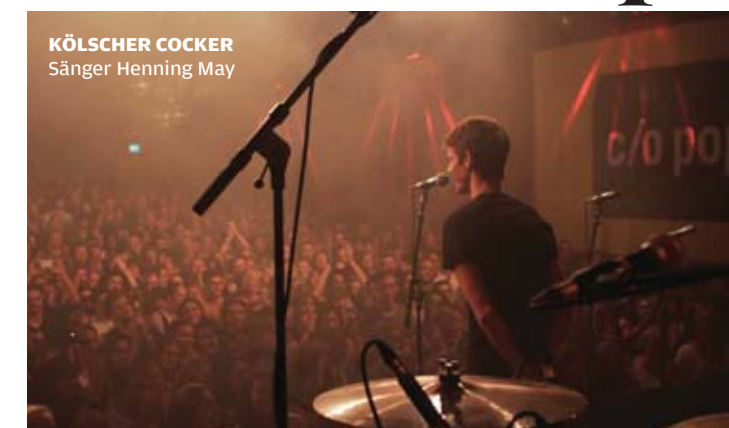
Nebenrolle am Kaffeetisch erhielt. „Berghain, das klingt wie Schmelzkäse“, bemerkt er trocken, während ihm der Schweiß ins umgelegte Handtuch tropft. Im Stile der Lassie Singers kümmern sich Schnipo Schranke, die sich natürlich nach dem köstlichen Fettmachergericht Schnitzel und Pommes mit Ketchup und Mayo benannt haben, eigentlich bloß um ganz normale Mittzwanzigermädechen-Probleme mit bindungsunfähigen Jungs. Schnipo Schranke zucken nicht zusammen, wenn sie dabei auch mal „Sperma“ und „Pisse“ sagen, müssen aber auf der Bühne mindestens genauso häufig über ihren Untenrumhumor schmunzeln wie ihre Zuschauer.

Ein gelungener Einstand also, auch wenn man in Zukunft auf so manche Unannehmlichkeit verzichten möchte: Das Hausrecht des Clubs verbietet Fotos in den heiligen Hallen, Smartphone-Kameras müssen daher mit einem Sticker abgeklebt werden. Auch stoßen einige der kleineren Locations schnell an die Grenzen ihrer Kapazitäten, weshalb Kurzentschlossene beim Ticketkauf leer ausgingen. Man möchte fast meinen, das Berghain sei vor allem der Reputation und Glaubwürdigkeit wegen als Location ausgewählt worden, schließlich muss sich das Event im reichhaltigen kulturellen Umfeld der Hauptstadt erst noch behaupten. Dabei hatte das Programm mit Lesungen, Konzerten, Workshops und Talkrunden mit insgesamt 60 deutschen und internationalen Künstlern diese Aufregtheiten überhaupt nicht nötig, um die Zuschauer von seiner Qualität zu überzeugen.

KRISTINA BAUM

FOTO:C/O POP

Kölner Kumpel-WG



KÖLSCHER COCKER
Sänger Henning May

Das aufgekratzte Trio spielt gefühlig-rustikale Gassenhauer für die Smartphone-Generation

ANNEN MAY KANTEREIT
Köln, Gloria

★★★

Ist es eigentlich ein gutes Zeichen, wenn zwei ausverkaufte Konzerte einer jungen Band von geschätzt 67 Prozent Frauen besucht werden? Vermeintliche „Mädchenmusik“ ist in diesen Tagen ja wieder stark en vogue. Nicht im Sinne von Bay City Rollers oder Robbie Williams, keine Musik für kreischende Teenies, sondern eher „Frauenmusik“ von sanften Poeten mit zerbrechlich-zarten Liedern. Damien Rice wäre so ein Beispiel. Gendertheoretisch ist das vermutlich ein völlig indiskutabler Ansatz. Doch es fällt schon auf,

wenn man mit direktem Blick zum Merchandise-Stand feststellt, dass schon während des Konzerts zahlreiche Jutebeutel und Vinylplatten verkauft werden. Augenscheinlich ausschließlich an Frauen.

Auf der Bühne klampfen sich derweilen die Herren Christopher Annen, Henning May und Severin Kantereit (nebst Verstärkung) durch ihre Rockballaden. Sie fordern „mehr Blumen auf dem Balkon“, singen von Altbauwohnungen und dem Leben in der WG. Textlich geht das in Richtung Reinhard Mey, gefühliges Alltagspoesie für die Smartphone-Generation. Musikalisch leben ihre traditionalistischen Songs vom inbrünstigen Joe-Cocker-Organ von Sänger Henning May, der auch Klavier, Ukulele und Akkordeon kann. Ein Kölner Kumpel-Trio, das sich über eine Schulhofkarriere nebst selbst verlegtem Debütalbum zur landesweiten Hys-

terie spielte. Die Beatsteaks holten AnnenMayKantereit in ihr Vorprogramm – sie haben schon ein paar große Festivalbühnen gesehen. Einige große Plattenfirmen wollten sie sofort unter Vertrag nehmen. Zum doppelten Heimspiel bei dem in diesem Jahr wieder sehr gelungenen c/o pop Festival sind Freunde und Eltern gekommen. Entsprechend aufgekratzt präsentierten die Ex-Straßenmusiker viel bejubelte Gassenhauer mit Titeln wie „Barfuß am Klavier“ und „21, 22, 23“. Solide Jeansjackenrockers, die ein wenig Hilfestellung bei der Identitätsfindung geben. Der Sound der Bildungsbürgerkinder. Auch Liebeslieder haben sie natürlich drauf: „Du bist überall, aber nicht hier bei mir“, jöhlt May. Und alle scheinen sich immer noch zu wundern, woher der Kerl nur seine Stimme nimmt. Schließlich hat er nie in einem Dubliner Hafenarbeiterviertel gewohnt.

Das Programm changiert zwischen Midtemporockern und allerlei Emo-Bekenntnissen, bei denen sie gut eingespielt die Füße vom Gas nehmen und die Stimmgewalt ihres Sängers in den Vordergrund schieben. Das neue Songmaterial klingt wie das alte. Der nächste Karriereschritt kann kommen. Ihr Altersgruppen-Rockpop ist bereit für breite Bevölkerungsschichten: Nicht nur die Mädchen von 17 bis 47 jubeln lange und andächtig, als sie sich in die laue Nacht verabschieden.

RALF NIEMCZYK



MAN MUSS ÜBERHAUPT NICHT ÜBER SCHWANZ UND MÖSE RAPPEN

ROMANO IM NEUEN MUSIKEXPRESS JETZT AM KIOSK

musikexpress.de

musikexpress.de/abo

musikexpress.de/app



JOSÉ GONZÁLEZ

- 03.11. BERLIN TEMPODROM
- 04.11. DRESDEN ALTER SCHLACHTHOF
- 20.11. HEIDELBERG HALLE02
- 21.11. MÜNSTER JOVEL
- 16.12. HAMBURG GROSSE FREIHEIT 36



ROLLING STONE WEEKENDER



DER BESONDERE TIPP

Für das hauseigene Festival an der Ostsee haben sich unter anderem Of Monsters And Men, Element of Crime, Father John Misty, The Thurston Moore Band, Ron Sexsmith, Steve Earle & The Dukes, Alabama Shakes und John Southworth angekündigt.

06.-07.11. WEISSENHÄUSER STRAND, Ferienpark
Infos: www.rollingstone-weekender.de

CALEXICO



Das achte Studioalbum „Edge Of The Sun“, erschien im April – nun ist der eklektische Stilmix aus amerikanischem und mexikanischem Folk und Wüstenrock in Lauergeschwindigkeit noch einmal im Konzert zu erleben.

02.11. FRANKFURT, Batschkapp
10.11. LEIPZIG, Werk 2
18.11. DORTMUND, Konzerthaus
19.11. BERLIN, Columbiahalle
Infos: www.schoneberg.de

SLEAFORD MODS



Keine andere Band verbindet den Geist des Post-Punk mit HipHop, elektronischem Minimalismus und bitterböser Sozialkritik wie das Duo aus Nottingham.

04.11. DÜSSELDORF, Zakk
05.11. BERLIN, Astra
6.-7.11. WEISSENHÄUSER STRAND, RS-Weekender
Infos: www.weird-world.de

ROBERT FORSTER



Man solle sich nicht zu nah an die Bühne stellen, wenn er mit den Songs seines ersten neuen Albums in sieben Jahren „Songs To Play“, auf Tour gehe, hat der Ex-Go-Between verkündet, denn er sei definitiv „on fire“.

10.12. KÖLN, Gebäude 9
11.12. BERLIN, Monarch
12.12. HAMBURG, Knust
14.12. FRANKFURT, Zoom
15.12. ERLANGEN, E Werk
16.12. CH-ST. GALLEN, Palace
17.12. SCHORNDORF, Manufaktur
19.12. REGENSBURG, Deggingerhaus
20.12. A-WIEN, Theater Akzent
Infos: www.tapeterecords.de

RYAN BINGHAM



Anfang des Jahres präsentierte der Singer/Songwriter und Grammy-Gewinner („The Weary Kind“) seinen roströten Americana-Sound hierzulande noch allein. Nun kehrt er mit voller Band-Verstärkung zurück.

12.10. MÜNCHEN, Strom
13.10. BERLIN, Postbahnhof
15.10. HAMBURG, Knust
16.10. KÖLN, Luxor
Infos: www.fkpscordio.com

THE STRANGLERS



Ursprünglich von Punk und Psychedelic Rock geprägt, wurden die Briten Anfang der Achtziger mit dem Song „Golden Brown“ auch zu einem Aushängeschild der New Wave.

17.11. KÖLN, Luxor
Infos: www.mlk.com

THE WATERBOYS



Das aktuelle Album trägt den Titel „Modern Blues“. Dabei ist dies nur eine stilistische Facette von Mike Scotts Band, die seit über 30 Jahren gekonnt die Berührungspunkte von Folklore und Rock auslotet.

28.09. FRANKFURT, Batschkapp
29.09. HAMBURG, Markthalle
01.10. MÜNCHEN, Freiheiz
02.10. BERLIN, Postbahnhof
Infos: www.mct-agentur.com

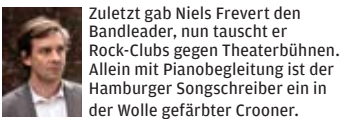
RANDY NEWMAN



Newman beherrscht die emotionale Klaviatur von scharfzüngig-anekdotal bis doppelbödig-romantisch wie kein anderer. Im November kann man den genialen Songschreiber wieder solo am Piano erleben.

01.11. BERLIN, Admiralspalast
03.11. WORMS, Theater
Infos: www.modernewelt.de

NIELS FREVERT



Zuletzt gab Niels Frevert den Bandleader, nun tauscht er Rock-Clubs gegen Theaterbühnen. Allein mit Pianobegleitung ist der Hamburger Songschreiber ein in der Wolle gefärbter Crooner.

27.09. HANNOVER, Faust Warenannahme
14.10. STUTTGART, Theaterhaus
15.10. AUGSBURG, Sensemble Theater
16.10. HEIDELBERG, Halle 02
17.10. MAGDEBURG, Moritzhof
18.10. HAMBURG, Imperial Theater
Infos: www.nielsfrevert.net

COURTNEY BARNETT



Die wunderbaren Lieder der außergewöhnlichen Australierin bewegen sich feinfühlig zwischen Folk, Surf-Songs, Country und Psychedelischem und evozieren dabei sowohl Dylan als auch die Byrds.

20.11. MÜNCHEN, Technikum
21.11. BERLIN, Postbahnhof
23.11. KÖLN, Stollwerk
Infos: www.fkpscordio.com

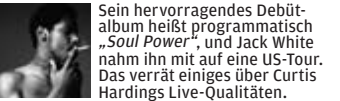
KITTY, DAISY & LEWIS



Mit seinem charmant dargebotenen Retro-sound aus Rhythm'n'Blues, Swing und Rock'n'Roll lädt das britische Trio zum Tanztee.

02.11. STUTTGART, LKA Longhorn
10.11. LEIPZIG, Täubchenthal
16.11. HANNOVER, Capitol
17.11. WÜRZBURG, Posthalle
Infos: www.mlk.com

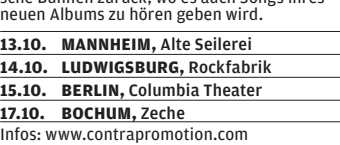
CURTIS HARDING



Sein hervorragendes Debütalbum heißt programmatisch „Soul Power“, und Jack White nahm ihn mit auf eine US-Tour. Das verrät einiges über Curtis Hardings Live-Qualitäten.

30.10. DÜSSELDORF, New Fall Festival
01.11. FREIBURG, Jazzhaus
03.11. HEIDELBERG, Enjoy Jazz Festival
04.11. MÜNCHEN, Ampere
05.11. BREMEN, Modernes
Infos: www.fourartists.com

PUBLIC IMAGE LTD FEAT. JOHN LYDON



Nach 28 Jahren kehrt Sex-Pistols-Sänger John Lydon mit seiner Post-Punk-Band auf deutsche Bühnen zurück, wo es auch Songs ihres neuen Albums zu hören geben wird.

13.10. MANNHEIM, Alte Seilerei
14.10. LUDWIGSBURG, Rockfabrik
15.10. BERLIN, Columbia Theater
17.10. BOCHUM, Zeche
Infos: www.contrapromotion.com

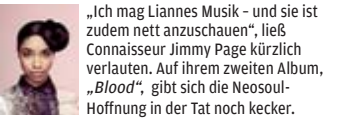
RON SEXSMITH



Auf dem Cover seines 14. Albums, „Carousel One“, überraschte Sexsmith mit einem Lächeln. Musikalisch steht ihm schwereligerische Schwermut freilich weiterhin gut zu Gesicht.

30.10. FREIBURG, Jazzhaus
01.11. MÜNCHEN, Ampere
02.11. ERLANGEN, E-Werk
03.11. FRANKFURT, Brotfabrik
04.11. TÜBINGEN, Sudhaus
05.11. BOCHUM, Christuskirche
6.-7.11. WEISSENHÄUSER STRAND, RS-Weekender
Infos: www.landstreicher-booking.de

LOW



Auch wenn der Stempel „Slowcore“ der Band selbst missfällt, bestehen ihre Songs oft durch eine vollkommen einzigartige Langsamkeit.

12.10. KÖLN, Gebäude 9
13.10. HAMBURG, Knust
17.10. BERLIN, Lido
19.10. MÜNCHEN, Ampere
Infos: www.schoneberg.de

LIANNE LA HAVAS



„Ich mag Liannes Musik – und sie ist zudem nett anzuschauen“, ließ Connaissanceur Jimmy Page kürzlich verlauten. Auf ihrem zweiten Album, „Blood“, gibt sich die Neosoul-Hoffnung in der Tat noch kecker.

13.11. KÖLN, Gloria
16.11. BERLIN, Kesselhaus
19.11. MÜNCHEN, Muffathalle
22.11. HAMBURG, Grosse Freiheit 36
23.11. FRANKFURT, Gibson
Infos: www.neuland-concerts.com

THE HANDSOME FAMILY

Seit 1994 betört das Alternative-Country-Duo mit Americana noir. Der Titelsong zur TV-Serie „True Detective“ verhalf dem Ehepaar zu ganz neuer Popularität.

22.09. KÖLN, Gebäude 9
23.09. HANNOVER, Café Glocksee
24.09. HAMBURG, Reeperbahn Festival
26.09. FRANKFURT, Zoom
28.09. BERLIN, Postbahnhof
29.09. MÜNCHEN, Ampere
Infos: www.schoneberg.de

JOHN SOUTHWORTH



Der kanadische Songschreiber verbindet nostalgieselige Couplets mit romantischer Lyrik und fein zielierten Arrangements.

05.11. LEIPZIG, Die NaTo
6.-7.11. WEISSENHÄUSER STRAND, RS-Weekender
07.11. DRESDEN, Beatpol
08.11. MÜNCHEN, Hauskonzerte.com
09.11. FRANKFURT, Brotfabrik
Infos: www.puschen.net

STEVE EARLE & THE DUKES



Mit dem Debüt „Guitar Town“ wurde Earle zum Vorreiter der Alternative-Country-Szene. Auf seinem jüngsten Werk, „Terraplane“, widmet er sich vor allem dem Blues.

6.-7.11. WEISSENHÄUSER STRAND, RS-Weekender
07.11. STUTTGART, Wagenhallen
10.11. KÖLN, Kantine
Infos: www.deag.de

FLORENCE + THE MACHINE



Ihr programmatisches drittes Album, „How Big, How Blue, How Beautiful“, geizt nicht mit großen Gesten. Das gilt für ihre Konzerte genauso.

12.12. BERLIN, Velodrom
14.12. HAMBURG, Barclaycard Arena
16.12. MÜNCHEN, Olympiahalle
18.12. DÜSSELDORF, Mitsubishi Electric Halle
Infos: www.mct-agentur.com

ULRICH TUKUR & DIE RHYTHMUS BOYS



„Let's Misbehave“ ist der Titel des neuen Albums. Das gleichnamige Liveprogramm steht zudem im Zeichen des 20-jährigen Band-Jubiläums.

27./28.11. KÖLN, Tanzbrunnen
03./04.12. FRANKFURT, HR Sendesaal
05.12. DETMOLD, Landestheater
06.12. KASSEL, Staatstheater
08.12. BIELEFELD, Oetkerhalle
11.12. MÜNCHEN, Prinzregententheater
12./13.12. STUTTGART, Theaterhaus
15.12. LUDWIGSHAFEN, Theater am Pfalzbau
17.12. DÜSSELDORF, Tonhalle
18.12. KIEL, Schloss
19.12. LÜBECK, Muk
20.12. HAMBURG, Laishalle
Infos: www.trocadero-home.com

WILLIE-NELSON-TRIBUTE: FRANZ DOBLER (LESUNG) & PHILIP BRADATSCHE (MUSIK)



Die Biografie „Willie Nelson – Mein Leben: Eine lange Geschichte“ bietet Anlass für diese Lesereise mit Franz Dobler und musikalischer Live-Begleitung durch Philip Bradatsch.

05.11. KÖLN, King Georg
06.11. BERLIN, Bassy Club
07.11. LEIPZIG, Ilsen Erika
08.11. HAMBURG, Nachtspeicher
09.11. MÜNCHEN, Unter Deck
Infos: www.heyne.de

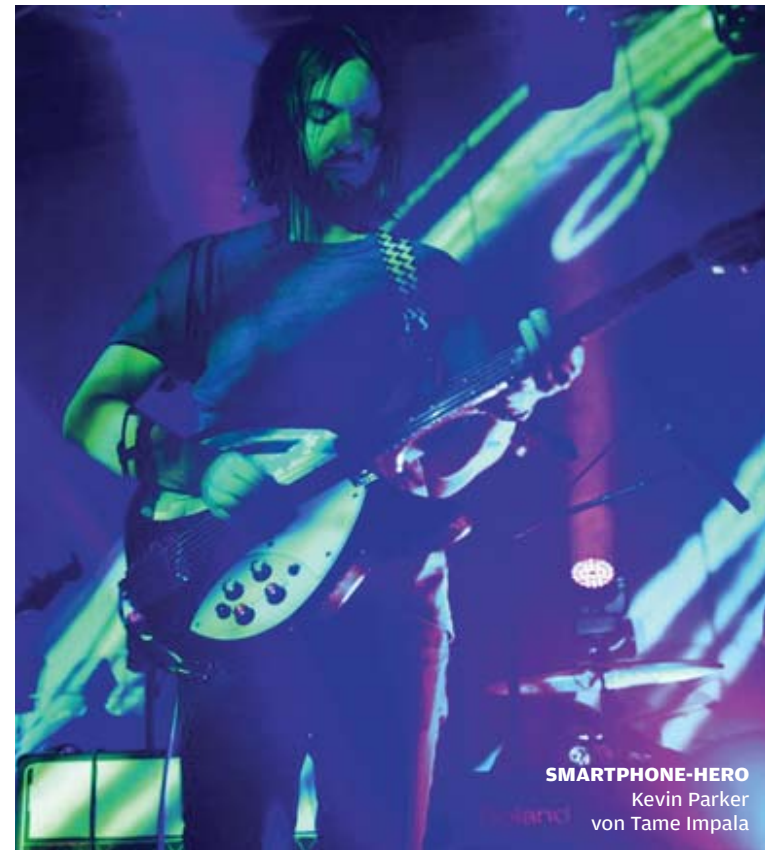
Unterkühltes Wohlwollen

Die Australier spielen ihren psychedelischen Pop sehr routiniert, doch der Funke will nicht überspringen

TAME IMPALA
Berlin, Kesselhaus
★★★

Während auf der Bühne noch ein Spektakel der Scheinwerfer tobt, stapft die Band die Treppen des Backstage-Bereichs hinunter und macht sich bereit. Die sich außer Kontrolle drehenden Lichter auf der Leinwand samt bedeutungsvoll answellender Musik verkünden stolz, dass nun eine Show folgt und kein Konzert, ein Schauspiel und kein Auftritt. Die Erwartungen sind hoch, es handelt sich schließlich um Tame Impala, die Band, die mit „Currents“ eines der besten Alben des Jahres aufgenommen hat und in den einschlägigen Szeneplattformen des guten Geschmacks begehrt ist wie gerade keine andere.

Die zitternden Lichter sind zur Ruhe gekommen und Tame Impala betreten unter Beifall die Bühne. Nach einem kurzen musikalischen Intro, das primär seinen Zweck als aufwärmende Fingerübung erfüllt, steigen sie ein in „Let It Happen“. Das Lied, das auch das neue Album eröffnet, ist eigentlich mitreißender Psychedelic Pop mit treibendem Disco-Beat, in der Live-Version bleibt es an diesem Abend aber erstaunlich unterkühlt, zumal Kevin Parker, der



SMARTPHONE-HERO
Kevin Parker
von Tame Impala

Kopf der Band, sich sichtlich mit den hohen Tönen müht. Früh ergreift er die Mitklatschinitiative, lässt es aufgrund fehlender Bereitschaft seitens der Zuhörer aber gleich wieder bleiben. Ein zweites Mal versucht er es danach nicht mehr.

Parker und seine Live-Begleiter sind mittlerweile aber Routiniers, haben sie in den letzten Jahren

doch Hunderte von Konzerten gespielt. Die Bühnensfassung des neuen Stücks „Eventually“ ist mit ausgedehntem Jam-Outro sogar eine Optimierung des grandiosen Album-Tracks, und auch „The Less I Know The Better“, von Parker einmal treffend als „white-boy funk“ bezeichnet, funktioniert live glänzend.

JAN JEKAL

Hollywood Vampires

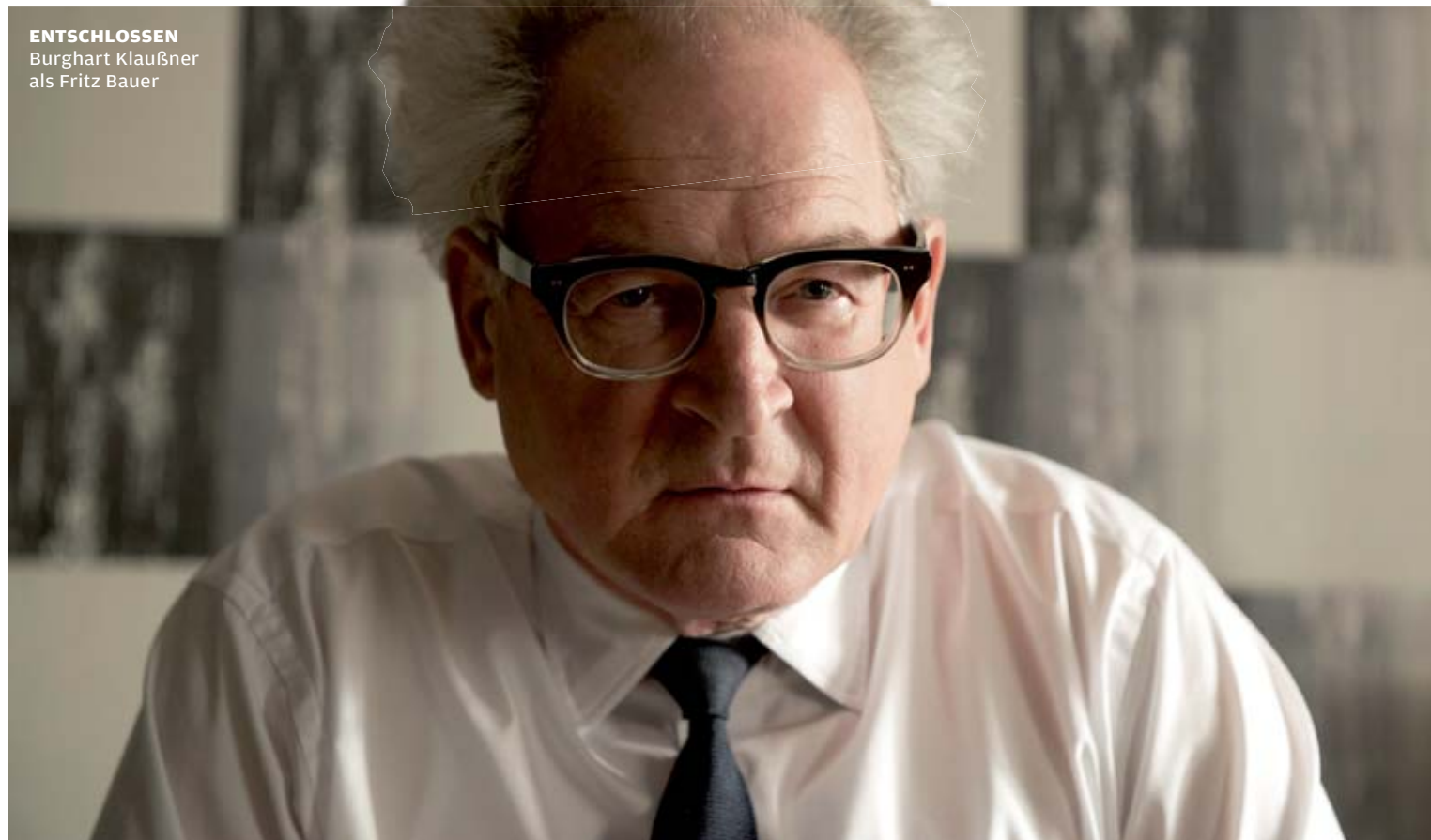
Alice Cooper, Johnny Depp & Joe Perry
spielen Songs von
The Who, Led Zeppelin, The Doors,
John Lennon, Jimi Hendrix u.a.

Als Gäste dabei:
Sir Paul McCartney, Dave Grohl, Brian Johnson (AC/DC) u.v.m.

Infos und Video unter www.hollywood-vampires.de

OUT NOW

ALS CD / 2LP / DIGITAL



ENTSCHLOSSEN
Burghart Klaußner
als Fritz Bauer

Zurück ins Grauen

Zwei wichtige Filme über den Umgang mit Tätern des Genozids in Deutschland und Indonesien

The Look Of Silence

Regie: Joshua Oppenheimer/ Start: 1.10.

★★★★

Der Staat gegen Fritz Bauer

Burghart Klaußner,

Ronald Zehrfeld

Regie: Lars Kraume/ Start: 1.10.

★★★★

Mit ihrem Bericht über den Prozess gegen den NS-Verbrecher Adolf Eichmann in Jerusalem sorgte Hannah Arendt 1963 für einen Schock. „Das Beunruhigende an der Person Eichmanns war doch gerade, dass er war wie viele und dass diese vielen weder pervers noch sadistisch, sondern schrecklich und erschreckend normal waren und sind“, schrieb die Philosophin damals. Dass Eichmann überhaupt vor Gericht gestellt wurde, ist zu einem großen Teil dem hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer zu verdanken. Dieser hatte dem israelischen Geheimdienst entscheidende Hinweise zu Eichmanns Aufenthaltsort gegeben – den deutschen Behörden

vertraute er nämlich nicht, da viele hochrangige Beamte selbst eine Nazivergangenheit hatten. Mit „Der Staat gegen Fritz Bauer“ würdigt Regisseur Lars Kraume nun Bauers Entschlossenheit, die NS-Verbrecher in Deutschland zur Rechenschaft zu ziehen. Dabei schafft er kein Jahre umspannendes Biopic, sondern konzentriert sich auf Bauers Suche nach Eichmann. Kraume hüllt dieses Kapitel dramaturgisch in ein leichtes Thriller-Gewand mit jazzigem Score, ohne sich zu sehr in Suspense zu verlieren. Denn so spannend er die Jagd nach Eichmann auch inszeniert, er konzentriert sich in erster Linie auf seinen Protagonisten und dessen Beweggründe und gibt ihm stets genügend Raum, sich zu entfalten. Und Burghart Klaußner füllt diesen Raum mit unglaublicher Spielfreude, er interpretiert den entschlossenen Humanisten Bauer als knarziges Einzelgänger mit weichem Kern, der mit eigenwilligem Sprachduktus und schwäbischem Singsang allen Widerständen zum Trotz den Finger in die frische bundesdeutsche Wunde legt. Einzig im jungen Staatsanwalt Karl Angermann (Ronald Zehrfeld) findet er dabei einen Verbündeten. Dass dieser fiktive Sidekick nur ein dramaturgischer Kniff ist, stört nicht weiter, unterstreicht diese Figur doch, wie

isoliert Bauer damals agieren musste. „Der Staat gegen Fritz Bauer“ ist spannend verdichtete Zeitgeschichte mit wunderbarer Besetzung und grandioser Ausstattung. Während Deutschland 1965 mitten in den sogenannten Auswärtigenprozessen steckte, begann in Indonesien ein politischer Massenmord: Im Zuge des Militärputsches wurden rund eine Million (vermeintliche) Kommunisten, Oppositionelle und ethnische Chinesen ermordet. Anders als in Deutschland blieben die Täter jedoch an der Macht, eine Auseinandersetzung mit dem Massaker hat im Grunde nie stattgefunden – im Gegenteil, oft wurde der Völkermord sogar noch idealisiert. Der US-Dokumentarfilmer Joshua Oppenheimer hat es sich zur Aufgabe gemacht, dieses Verbrechen auch als solches ins Bewusstsein der Menschen zu bringen. Für seinen Dokumentarfilm „The Act Of Killing“ traf er sich mit den Tätern und hat sie gefilmt, wie sie ihre Taten prahlend vor der Kamera nachstellten. Weil er wusste, dass er nach der Veröffentlichung des Films nicht mehr würde einreisen dürfen, kehrte er kurz vor der Fertigstellung nach Indonesien zurück, um dort „The Look Of Silence“ zu drehen. Sein Protagonist ist diesmal Adi, der Bruder eines während des Völkermordes ge-

töteten jungen Mannes. Adi wurde erst nach dem Massaker geboren, er will alles über das Schicksal seines Bruders erfahren und entschließt sich daher, mit den Tätern über ihre Taten zu sprechen. Ein Tabu in Indonesien. Und ein gefährliches Unterfangen, weil die Angehörigen der Opfer noch immer mitten unter den Tätern leben. „The Act Of Killing“ brach das Schweigen über den Massenmord in der indonesischen Gesellschaft, „The Look Of Silence“ fordert nun Gerechtigkeit und Aussöhnung, ist ruhiger als sein Vorgänger, aber nicht weniger beklemmend. Der Mut, mit dem sich Adi den Mördern und ihren Geschichten stellt, ist schwer zu ertragen. Gerade weil er nicht anklagt, sondern einfach nur ruhig und gelassen nachfragt, wie diese Taten passieren konnten. Im realen Leben ist Adi Optiker, aber auch mit seinen Fragen hilft er den Tätern und den Zuschauern dabei, sehen zu lernen und will mithilfe ihres Bruders Cem zum „richtigen Mann“ werden. Christian Ulmen, der in dieser Adaption des gleichnamigen Romans von Moritz Netanjakob den „kölschen Jung“ Daniel gibt, haspelt sich irritierenderweise norddeutsch nach Herr-Lehmann-Art durch die Minimal-komik, und die eigentlich tolle Aylin Tezel wird für geile Jungsblicke herbeziehungsweise hingerichtet. Die einzige überzeugende schauspielerische Leistung in diesem klischeetriebenen Witz von einer romantischen Komödie liefert Lukas Podolski. MB

FOTO: ALMONDE



Picknick mit Bären

Robert Redford, Nick Nolte

Regie: Ken Kwapis/ Start: 15.10.

★★★★

Wer etwas übers Wandern wissen will, über Amerika und die Natur und darüber, wie schwer es ist, mit beidem klarzukommen, muss „Picknick mit Bären“ lesen, im Original „A Walk In The Woods“. Als sich der Reiseschriftsteller Bill Bryson aufmacht, um den Appalachian Trail entlangzulaufen, stellt er schnell fest, dass der geplante Spaziergang eher ein Gewaltmarsch ist, der ihm einiges abverlangt. Das Wetter macht alles falsch, die Ausrüstung ist schadhaft, die anderen Wanderer nerven. Und der größte Problembar ist kein Grizzly, sondern sein Freund Stephen Katz, ein ständig indisponierter Quälgeist. Brysons Buch ist eine Wucht: stupend komisch und dabei nie gemein; klug und voll scharfer Beobachtungen. Wie soll eine Verfilmung da mithalten?

Regisseur Ken Kwapis („Der Ruf der Wale“) bemüht sich redlich, und er hat einen großen Vorteil: Robert Redford. Der ist eigentlich schon viel zu alt, um Bryson zu spielen, der 1998, als das Buch erschien, erst 46 war. Deshalb wurde die Geschichte einfach ein klein wenig verändert: Dem betagten Bryson fällt nicht mehr viel ein, er will aber auch kein langweiliges Rentnerleben führen, also muss er noch mal ein Abenteuer wagen. Gerade die Szenen, in denen Redford behutsam seine Greisenhaftigkeit ausstellt (und dabei doch immer noch fantastisch aussieht), gehören zu den lustigsten, zumal wenn ihm Emma Thompson als pragmatische Gattin gegenübersteht. Nick Nolte überreizt als Katz dagegen mal wieder das Torkelnde, Schmuddelige. Weil abgesehen von vielen Kilometern Fußmarsch eher wenig passiert, konzentriert sich die Kamera ganz auf das ungleiche Paar und die herrliche Landschaft, es wird gefrotzelt und philosophiert, und am Ende ist natürlich das Ziel erreicht, aber der Weg war all die Rücken-schmerzen, Panikmomente und Strapazen wert.

Macho Man

Christian Ulmen, Aylin Tezel

Regie: Christof Wahl/ Start: 22.10.

★

Der Softie Daniel verliebt sich im Urlaub in die Animateurin Aylin. Beide kommen aus derselben Stadt, aber aus unterschiedlichen Kulturen. Der Frauenversther mit dem laschen Händedruck fühlt sich eingeschüchert von Aylns türkischer Großfamilie und will mithilfe ihres Bruders Cem zum „richtigen Mann“ werden. Christian Ulmen, der in dieser Adaption des gleichnamigen Romans von Moritz Netanjakob den „kölschen Jung“ Daniel gibt, haspelt sich irritierenderweise norddeutsch nach Herr-Lehmann-Art durch die Minimal-komik, und die eigentlich tolle Aylin Tezel wird für geile Jungsblicke herbeziehungsweise hingerichtet. Die einzige überzeugende schauspielerische Leistung in diesem klischeetriebenen Witz von einer romantischen Komödie liefert Lukas Podolski. MB



The Program – Um jeden Preis

Ben Foster, Chris O'Dowd

Regie: Stephen Frears/ Start: 8.10.

★★★★

Lance Armstrong war Anfang der Neunziger ein erfolgreicher Radsportler, dem aber die körperlichen Voraussetzungen fehlten, das härteste Rennen der Welt, die Tour de France, zu gewinnen. Dann wurde bei ihm Hodenkrebs diagnostiziert, er besiegte die Krankheit, gewann die Tour siebenmal in Folge und wurde zur Legende. Dass diese übermenschliche Leistung nur mit Hilfe des Dopingspezialisten Michele Ferrari möglich war, haben Fachleute geahnt. Allen voran David Walsh, Radsportexperte der „Sunday Times“. Stephen Frears hat dessen Bericht „Seven Deadly Sins“ nun als Vorlage für einen Film über den tragischen Helden Armstrong gewählt. Doch es gelingt ihm nicht, die vielen Informationen zu einem packenden Drama zu arrangieren. Unterhaltsame Doku-Fiction. MAIK BRÜGGEMEYER



The Tribe

Grigoriy Fesenko, Yana Novikova

Regie: Myroslav Slaboshpytskiy/ Start: 15.10.

★★★★

Zugegeben, als kurze Zusammenfassung klingt es wie eine Parodie eines Arthouse-Films: Ein ukrainisches Drama in Gebärdensprache über eine gewaltbereite Clique taubstummer Jugendlicher. Doch „The Tribe“ gehört zum Konsequentesten, was seit langer Zeit auf der Leinwand zu sehen war. Der Film erzählt die Geschichte des gehörlosen Sergey, der auf ein Internat für Taubstumme kommt. Dort regiert eine brutale Jungsgang, die sich mit Schmuggel, Diebstählen und Zuhälterei die Zeit vertreibt. Sergey muss sich Respekt verschaffen und findet bald seinen Platz in der Heim-Hackordnung. Doch als er sich in Anna verliebt, laufen die Dinge aus dem Ruder. Das Geschehen scheint einem dank „Die Verwirrungen des Zöglings Törléß“ und „Die Halbstarken“ im groben Muster ziemlich vertraut. Und dennoch erzählt Regisseur Slaboshpytskiy die Geschichte des Teenagers auf Abwegen mit einem neuen, radikalen Ansatz, nämlich komplett in Gebärdensprache. Ohne Untertitel oder Voice-over. Seine Darsteller sind dabei allesamt Laiendarsteller und gehörlos. Und so ist „The Tribe“ nicht nur ein stummer Film, sondern auch eine Hommage an den Stummfilm geworden. Doch „The Tribe“ ist weit entfernt von einer sentimentalen Sehnsucht nach der „guten alten Zeit“ des Kinos, wie etwa „The Artist“ sie verströmte, vielmehr dominiert hier die brachiale soziale Härte. Die Bausubstanz des Schulgebäudes ist genauso verkommen wie die Moral des Personals, die Schüler sind verloren in einem Kosmos aus Gewalt und Kriminalität, ihre Taten getrieben von gnadenloser Selbstüberschätzung und Perspektivlosigkeit. Slaboshpytskiy ist immer bemüht, möglichst drastische Bilder für Serges Abstieg zu finden. Diese Mischung aus Larry Clark und Michael Haneke geht dabei leider nicht immer auf. Manchmal ist die gedehnte Langsamkeit der Narration dieses 132-minütigen Epos auch ein wenig ermüdend. Doch bei allen Schwächen hat „The Tribe“ eine Qualität, die dem heutigen Kino so oft abgeht: den Mut, Dinge mal anders zu erzählen. CORNELIS HÄHNEL

LIANNE LA HAVAS
Rolling Stone
DAS NEUE ALBUM
BLOOD
CHERALE
JETZT ÜBERALL ERHÄLTЛИCH

13.11. KÖLN - GLORIA
16.11. BERLIN - KESSELHAUS
19.11. MÜNCHEN - MUFFATHALLE
22.11. HAMBURG - GROSSE FREIHEIT 36
23.11. FRANKFURT - GIBSON
WWW.LIANNELAHAVAS.COM

GARY CLARK JR.
Album ab dem 11.09. überall erhältlich. Jetzt vorbestellen!

19.11. HAMBURG - GRUENSPAN
20.11. FRANKFURT - GIBSON
WWW.GARYCLARKJR.COM
PRÄSENTIERT VON NEULAND CONCERTS IN KOOPERATION MIT MARIO MENDRZYCKI

JESPER MUNK
30.10. LEIPZIG
03.11. MÜNSTER
04.11. ESSEN
05.11. HAMBURG
06.11. ROSTOCK
08.11. POTSDAM
10.11. SAARBRÜCKEN
11.11. ASCHAFFENBURG
12.11. ULM
13.11. WÜRZBURG
16.11. RAVENSBURG
17.11. ERLANGEN
20.11. PFARRKIRCHEN

DAS ALBUM
CLAIM
JETZT ERHÄLTЛИCH!
WWW.JESPERMUNK.DE

KOVACS
20.10. LUDWIGSHAFEN
21.10. WOLFSBURG
22.10. DRESDEN
23.10. OELDE
08.11. FRANKFURT
09.11. BERLIN
10.11. HAMBURG
14.11. AALEN
15.11. MÜNCHEN
17.11. ESSEN

DAS ALBUM
"SHADES OF BLACK"
JETZT ÜBERALL ERHÄLTЛИCH!

WWW.KOVACSMUSIC.COM
WWW.FACEBOOK.COM/KOVACSMUSIC

SCHALL. Byte™



ZEITREISENDE
Doc Brown (Christopher Lloyd) und Marty McFly (Michael J. Fox)

Hallo, Zukunft!

Am 21. Oktober kommt Marty McFly uns aus dem Jahr 1985 besuchen – mit einer Jubiläumsbox

Zurück in die Zukunft 1-3
Michael J. Fox, Christopher Lloyd
Regie: Robert Zemeckis

★★★★★

Auf die Turnschuhe mit den selbst schließenden Laschen warten wir bis heute, und auch das Hoverboard hat es noch nicht zur Marktreife gebracht. Aber es sagt einiges über den Kultstatus von Robert Zemeckis' „Zurück in die Zukunft“-Trilogie, dass diese modischen Accessoires heute tief im popkulturellen Gedächtnis verankert sind – wo wir zu den Bildern von Marty McFly auf seinem Skateboard wohl auch ewig „The Power Of Love“ von Huey Lewis hören werden. Der Glaube an eine gesellschaftliche Vision hat das Kino seit seiner Erfindung vor 120 Jahren immer wieder beflügelt. Im Reagan-Amerika mit seinem soliden Wertkonservatismus war es daher nur folgerichtig, dass die „Zurück in die Zukunft“-Filme

diese Fortschrittssehnsucht an eine unschuldige Nostalgie für die 50er-Jahre koppelten. „Zurück in die Zukunft II“ war zum Ende der Dekade der Teil der Trilogie, in dem Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart zusammenfielen. Damit hatte Zemeckis das Konzept der Zeitreise von der Science-Fiction endgültig in die Popkultur überführt. 2015 steht ein doppeltes Jubiläum an, denn es jährt sich nicht nur zum 30. Mal die Veröffentlichung des ersten Films. Wir befinden uns auch im Jahr der Hightech-Turnschuhe und Hoverboards, dieser uneingelösten Versprechen einer freundlich-hedonistischen Konsumgesellschaft, in der es zwar einen 19. Teil von „Der weiße Hai“ gibt, aber kein Internet. Mit den Turnschuhen wird es wie gesagt noch etwas dauern. Aber Universal hat sich einiges einfallen lassen, um das Jubiläum der maßgebenden Filmreihe der 80er-Jahre zu feiern, die mit ihren vollintegrierten Sequel- und Prequel-Handlungssträngen zwischen 1955, 1985 und 2015 auch die Geburtsstunde des modernen Franchise-Kinos darstellt. Am 15. Oktober laufen alle drei Filme noch einmal einen Tag lang in den Kinos, außerdem kommt eine Jubiläums-Box mit über zwei Stunden Bonusmaterial heraus.

Eine gute Gelegenheit also zu prüfen, ob die technischen Errungenschaften, die sich Zemeckis und sein Drehbuchautor Bob Gale vor 30 Jahren für unsere heutige Gegenwart ausdachten, einem Realitätscheck standhalten. Zumindest lässt sich schon jetzt sagen, dass ihre Prophezeiungen realistischer ausfielen als vier Jahre zuvor in Ridley Scotts „Blade Runner“-Dystopie (2019 ist das „Blade Runner“-Jahr). Der Fluxkompensator läuft mit erneuerbaren Energien, Marty McFly jr. trägt eine Google-Brille, und seinem Vater wird per Skype-Call gekündigt. Zemeckis erzählte Jahre später, dass sein Zukunftsentwurf als optimistische Version von Scotts Science-Fiction noir gedacht war. Tatsächlich ist das Kleinstadt-Amerika Hill Valley der denkbar größte Gegensatz zum düsteren Moloch Los Angeles in „Blade Runner“.

Unter Science-Fiction-Fans gilt der zweite Film, der *back-to-back* mit dem letzten Teil gedreht worden war, heute als der interessanteste. Maßgeblich für den Kultstatus der Trilogie war jedoch der erste Teil, in dem bereits die Ikonografie der Reihe angelegt war – nicht zuletzt der DeLorean, der futuristische Flügelträger, den Doc Brown in eine Zeitmaschine umfunktioniert hatte. Die

kurzlebige Produktion des DeLorean Anfang der Achtziger, die mit einem Totalbankrott des General-Motors-Ablegers endete, antizipierte den Retrofuturismus der Trilogie um ein paar Jahre. Rückblickend war „Zurück in die Zukunft“ vielleicht sogar der erste postmoderne Hollywoodblockbuster: historisch und ahistorisch zugleich, vollkommen überhöht in seinem Amerika-Bild und dabei vollkommen bodenständig. Michael J. Fox, der kurz zuvor mit der Live-Sitcom „Jede Menge Familie“ seinen Durchbruch erlebt hatte, muss die Kulissenhaftigkeit des Sets vertraut vorgekommen sein.

Vor allem aber hat kein Regisseur es nach dem plötzlichen Ende von New Hollywood wie Zemeckis verstanden, ein Gefühl von Nostalgie für eine vergangene Ära, für die amerikanische Kleinstadt und nicht zuletzt für eine vergangene Jugendkultur liebevoller zu kultivieren. Doch selbst als popkulturelles Phänomen war „Zurück in die Zukunft“ letztlich ahistorisch: Es gibt keine denkbare Schnittstelle zwischen Huey Lewis, Van Halen und Chuck Berry. Dass das weiße Skater-Kid Marty McFly in der Vergangenheit den Rock'n'Roll erfindet, der für ihn selbst nur noch eine durch die Gitarrenriffs von Eddie Van Halen gefilterte Projektion darstellt, gehört zu den unauflöselichen Widersprüchen, die die anhaltende Faszination der „Zurück in die Zukunft“-Filme ausmachen. (Universal) **ANDREAS BUSCHÉ**

FOTO: UNIVERSAL



Jurassic World
Chris Pratt, Bryce Dallas Howard
Regie: Colin Trevorrow
★★★★½

Dinosaurier gehen eigentlich immer, muss sich auch Steven Spielberg gedacht haben, als er sein Okay für eine Wiederauflage seines größten Erfolgs gab. Dass sich „Jurassic World“ dann ebenfalls zu einem der erfolgreichsten Filme aller Zeiten mausern würde, hätte wohl selbst Spielberg nicht erwartet. T. rex, Raptor und Mosasaurus scheinen auch in der Kino-Ära der Superhelden nichts von ihrem Charme eingebüßt zu haben.

Natürlich ist Nostalgie hier die Hauptmotivation, denn Regisseur Colin Trevorrow, der das Original noch als Teenager mit den Händen in der Popcornhülle erlebte, legt großen Wert darauf, dass sein Film im großen „Jurassic Park“-Kontinuum wahrgenommen wird. „Jurassic World“ ist ein Metafilm voller Verweise und Zitate. In einer Szene kehren die Dinos sogar in die zugewucherte Kantine aus dem ersten Film zurück, dem Schauplatz von Spielbergs bis heute bester Suspense-Sequenz.

So richtig kann sich Trevorrow nicht zwischen Hommage, Persiflage und Spektakel entscheiden. In seinen besten Momenten ist „Jurassic World“ alles gleichzeitig – spätestens im großen Finale, wenn die Dinos los sind und die Besucher des Freizeitparks zu Boden, zu Wasser und aus der Luft angegriffen werden. Altmodisch, um nicht zu sagen archaisch, ist auch die Chemie zwischen Bryce Dallas Howard als snobistische Parkleiterin und Chris Pratt in der Rolle des bodenständigen Dinoflüsterers, die mit ihren rustikalen Wortgefechten eher an Humphrey Bogart und Katharine Hepburn erinnern. Howards Wettlauf durch den Dschungel in Designer-High-Heels ist allerdings olympiaverdächtig.

Trevorrow hat, wie schon sein Mentor Spielberg, die Konsum- und Fortschrittskritik als reflexive Ebene in seinen Blockbuster eingezaugt. Die genetisch optimierten Dinos („Größer! Lauter! Mehr Zähne!“), fordert der indische Multimilliardär Masrani von seinem Forscherteam sind Hollywoods Antwort auf die Herausforderung, der Überbietungslogik von Reboots, Sequels und Franchise-Wahnsinn wieder ein wenig kindliche Unschuld entgegenzusetzen. (Universal) **ANDREAS BUSCHÉ**

FOTO: WARNER HOME

SERIEN

NEUE STAFFELN – VON BIRGIT FUSS UND GUNTHER REINHARDT



JUNKIE UND TOPCHIRURG
Owen (I.) in „The Knick“

The Knick – Staffel 1
Clive Owen, André Holland, Juliet Rylance
★★★★½



„Gott schaut nicht zu, er ist zu sehr damit beschäftigt, kranke Kinder nicht zu retten und Menschen leiden zu lassen“, sagt John W. Thackery. Er ist nicht nur Zyniker, sondern auch Junkie, Rassist und der beste Chirurg, den das Knickerbocker Hospital in New York zu Beginn des 20. Jahrhunderts kriegen kann. Steven Soderbergh behauptet, er habe keine Lust mehr auf Kino, weil dort komplexe und ambivalente Figuren nicht mehr geschätzt würden. Typen also wie dieser Dr. Thackery, den er jetzt lieber zum Serienhelden gemacht hat und den Clive Owen als mürrischen Unsympathen anlegt. Und dann noch Cliff Martinez' völlig anachronistischer Minimal-Elektro-Score. Gut gemacht, Mr. Soderbergh! (Warner Home Video) **GR**

Powers – Staffel 1
Sharlto Copley, Susan Heyward, Eddie Izzard
★★★½



Christian Walker (Sharlto Copley) lebt in einer Welt voller Superhelden. Er war mal selbst einer von ihnen, nannte sich Diamond, doch dann hat ihm Wolfe (Eddie Izzard) die Kräfte geklaut. Nun pflegt Walker sein angeknackstes Ego und versucht als Normalo-Polizist all jene Superhelden, die auf die schiefe Bahn geraten sind, hinter Gitter zu bringen. „Powers“ fühlt sich an wie ein nicht immer gut durchgeschüttelter Krimimix aus „Heroes“ und „Agents Of S.H.I.E.L.D.“. Wenn in der zweiten Staffel die Dialoge, die Story und die Figuren sorgfältiger ausgearbeitet werden, könnte „Powers“ vielleicht wirklich super werden. (Sony Pictures) **GR**

House Of Cards – Staffel 3
Kevin Spacey, Robin Wright
★★★★★



Was macht man, wenn man alles erreicht hat? Einfach weiter, immer weiter. Frank Underwood (Kevin Spacey) ist jetzt US-Präsident, er muss sich mit Drohnen und russischen Präsidenten (grandios: Lars Mikkelsen als Pseudo-Putin), Hurrikanen und Arbeitslosen herumschlagen, seine Frau macht es ihm auch nicht leicht. Die heiß-kühle Claire (Robin Wright) ist wieder einmal der heimliche Star der Serie, zumal Frank nicht mehr so gnadenlos auftreten kann – das neue Amt macht aus dem brutalen Mehrheitenbeschaffer einen Diplomaten wider Willen. Die dritte Staffel von „House Of Cards“ ist deshalb nicht weniger spannend, die Aufmerksamkeit verteilt sich nur. Und fast jeden im Umfeld der Underwoods ereilt eine Lebenskrise. Das Weiße Haus bleibt ungemütlich. (Sony Pictures) **BF**



Love & Mercy
Paul Dano, John Cusack
Regie: Bill Pohlad
★★★★½

An Dramatik hat es nicht gefehlt in Brian Wilsons Leben, und der alte Topos von Genie und Wahnsinn lässt sich mit der Geschichte des Über-Beach-Boys auch noch mal bedienen. Fast ein Wunder, dass ein so genanntes Biopic da so lange auf sich warten ließ. Erste Pläne gab es allerdings auch schon in den Achtzigern, damals noch forciert von Wilsons zwielichtigem Psychodoktor Eugene Landy.

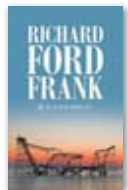
Regisseur Bill Pohlad und Drehbuchautor Oren Moverman („I'm Not There“) haben sich für „Love & Mercy“ nun auf zwei Phasen in Wilsons Leben beschränkt: die mittleren Sechziger, in denen er sein größtes Werk, „Pet Sounds“, schuf und anschließend am Nachfolger, „Smile“, scheiterte, und die mittleren Achtziger, in denen er als Schatten seiner selbst unter Landys Aufsicht stand und sich in das als Autoverkäuferin arbeitende Exmodel Melinda Ledbetter verliebte.

Besonders liebevoll sind die teilweise an Originalschauplätzen gedrehten Szenen geraten, die das pummelige junge Genie zeigen, wie es die Studiomusiker manisch durch seine komplexen und unorthodoxen Arrangements dirigiert. Paul Dano, einst der maulfaule Bruder von „Little Miss Sunshine“, bekam für diese Darstellung (und seine frappierende Ähnlichkeit mit dem Vorbild, für die er naturgemäß nichts kann) viel Lob von der Kritik. John Cusack dagegen, phänotypisch nicht unbedingt auf Wilson-Linie, wurde für seine Verkörperung des von Landy (überdreht *overacting*: Paul Giamatti) medikamentös ruhiggestellten Psychowracks oft kritisiert. Obwohl man viele der von ihm ziemlich versiert zur Schau gestellten Manierismen tatsächlich bis heute bei Wilson beobachten kann, ist seine Darstellung tatsächlich ein wenig „Rain Man“-esk und putzig ausgefallen. Elizabeth Banks zieht diese zweite, ein wenig wie ein SAT.1-Problemfilm mit Veronica Ferres anmutende Episode als toughe Melinda, die Landy als Erb-schleicher und Scharlatan entlarvt, schließlich an sich.

Was „Love & Mercy“ und Brian Wilson in jedem Fall gemeinsam haben: Die Musik hat sie gerettet. (Studio Canal) **MAIK BRÜGGEMEYER**

Die Ende-der-Tage-Phase

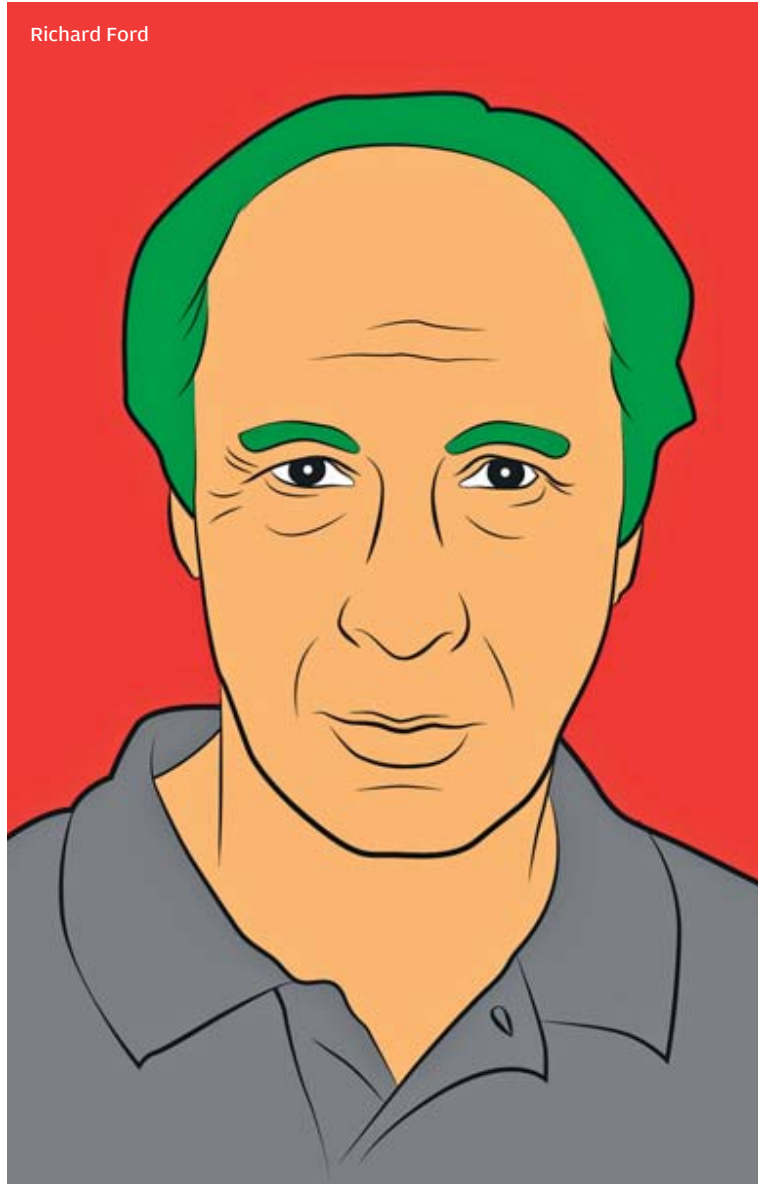
In vier altersbösen Erzählungen beobachtet Richard Ford den Ruhestand seines Helden Frank Bascombe



Frank
Richard Ford ★★★★★½

Ein Hurrikan hat an der Küste von New Jersey gewütet. Er hat das Haus von Frank Bascombe in Had-dam, weiter im Landesinneren, nicht berührt, aber das Haus von Arnie Urquhart in Sea Clift, das er vor Jahren an ihn verkauft hatte. Urquhart ist ein jovialer Schwätzer, er ruft von einem Mobiltelefon aus an, während Frank noch im Bett liegt. Er ist gerade auf dem „beschnittenen Garden State Highway rechts rangefahren, bei Cheesequake“, und er will Franks Rat, denn das Haus liegt in Trümmern. Und Frank war ja Immobilienmakler, bevor er in den Ruhestand ging. Nun fährt ihm manchmal der Schmerz in den Steiß. Er macht sich so seine Gedanken und wundert sich darüber, dass man heute „Kein Problem!“ sagt, wenn man „Gern geschehen!“ meint, und „dehydriert“ statt „durstig“. Die „F-Bombe“, wie es in der Übersetzung grazil heißt, braucht Frank nicht. „Also für mich funktioniert ‚Fuck‘ immer noch ziemlich gut als Substantiv, Verb oder Adjektiv, es hat eindeutige und differenzierte Einfärbungen in seiner überaus reichen Geschichte.“

Frank Bascombe, der Held aus Richard Fords Großwerken „Der Sportreporter“, „Unabhängigkeitstag“ und „Die Lage des Landes“, ist 68 Jahre alt, aber er schwadroniert weiterhin mit der Verve eines gebildeten, liberalen Mittelschicht-amerikaners – und der Verdacht liegt nahe, dass es die Stimme seines Autors ist. In vier Miniaturen, die im Original mit „Let Me Be Frank With You“ überschrieben sind, erzählt er noch einmal aus dem Leben des Frank Bascombe, der Figur, die John Updikes Rabbit als die prägende Männergestalt in der amerikanischen Literatur abgelöst hat. Da Philip Roth nicht mehr schreibt, ist der 71-jährige Ford der Fackelträger seiner Generation. Die vier Erzäh-



lungen von „Frank“ belegen dringlich, dass man ihn erfinden müsste, wenn es ihn nicht schon gäbe.

In den Vignetten fährt ein Mann in einem bequemen, klimatisierten Auto in den Sonnenuntergang, er hört Aaron Coplands „Fanfare“, er blickt auf seine Terrasse, er löffelt Cerealien, er hat sein Schicksal ironisch erfasst. „Könnte alles schlimmer sein“ heißt eine Erzählung, „Die Tode anderer“ die letzte. Frank stellt sich jetzt mit anderen Ruheständlern an den Flughafen und begrüßt Kriegsheimkehrer aus dem Irak und Afghanistan: „Willkommen, Soldat! Danke dafür, dass du gedient hast!“ Es ist eher Selbstdarstellung als ernst gemeint und soll vor allem demonstrieren, dass *wir* immer noch zählen – mit anderen Worten, ein garantierter Beweis für das Gegenteil. Jedenfalls habe ich meine persönlichen Fühler aus-gestreckt, um etwas zu finden, was

ich *tun* kann, und zwar vereinbar mit der Ende-meiner-Tage-Phase – die sonst unter ‚Ruhestand‘ läuft.“

Eine fröhliche Altersbosheit hat sich in den Ton gemischt, Frank kennt seine Pappenheimer, die Republikaner wählen und bei denen auch nach den Wahlen „Romney–Ryan“-Schilder auf dem Grundstück stehen wie bei seinem Nachbarn Mack Bittick: „Mack hat Tag und Nacht die Stars’n’Stripes gehisst und gehört zu den brüsk-robusten Typen, die für Hausunterricht sind, Konservendosen einlagern, nie Trinkgeld geben und dem freien Markt das Wort reden, aber niemals eine Kommission für irgendetwas bezahlen würden („Ist doch bloß eine Scheißsteuer für unser verdammtes Recht, das wir gratis kriegen sollten, verdammt ...“), und Migranten mag er auch nicht. Aber weil er ziemlich versponne-ne Ansichten über den Status des

Menschen hat, findet er, Ungeborene sollten wählen, den Führerschein machen und Waffen besitzen dürfen, damit sie sich erheben und ihn vor der Revolution schützen können, wenn sie kommt.“

Eine gut gekleidete schwarze Frau „in den welkenden Fünfzigern“ steht vor Franks Haus, als er mit seinem Auto vorfährt. Ende der 60er-Jahre wohnte sie mit ihrer Familie dort, nun möchte sie durch die Räume gehen. Die Heizungspumpe murmelt, als Frank der Dame aus dem Mantel helfen will und, ganz der ehemalige Immobilienmakler, höflich anbietet: „Schauen Sie sich einfach um. Ich setze mich in die Küche und lese Zeitung oder fülle das Futterhaus der Eichhörnchen wieder auf. Ich bin in Rente. Ich warte nur auf den Tod oder auf die Rückkehr meiner Frau aus Mantoloking – wer immer zuerst kommt.“ Und da Frank schon einmal in Fahrt ist: „Mein Gefühl sagt mir, dass ich zur rechten Zeit sterben werde“, sagte ich – keine Ahnung, wieso.“ Ms. Pines ist besorgt. „Meinen Sie, jetzt im Augenblick?“ – „Ich glaube nicht“, sagte ich. „Gestern dachte ich an all die Tierarten, die es auf der Erde gab, als ich zur Welt kam, und die es immer noch gibt. Aber nicht mehr lange und sie sind weg. Es ist wahrscheinlich eine gute Zeit für den Abgang.“

Franks erste Frau, die ehemalige Golflehrerin Ann, ist an Parkinson erkrankt und lebt jetzt in einem komfortablen Pflegeheim bei Had-dam. Sie hatte damals bei ihrem Alter gelogen und sich ein Jahr jünger gemacht. Frank fühlt sich in der „Elementar-Phase meines Lebens“, aber seiner maladen, manchmal zitternden Exfrau kann er noch immer nicht beikommen: „Ann als Essenzialistin glaubt daran, dass wir alle ein Ich haben, an dem wir nichts ändern können. (...) Meine Substanz war schlicht für unzureichend befunden worden. Aber ich glaube auch nicht daran. Für mich ist Charakter nur eine weitere Lüge der Historie und der darstellenden Künste.“

Am Ende denkt Frank Bascombe an das Weihnachtsfest, das er mit seinem Sohn verbringen will. Er trifft den schwarzen Ölstand-ableser Ezekiel, als wäre es „Unser kleine Stadt“. Ezekiel fragt nach Franks Sohn. „Er ist immer noch in Kansas City. Er hat da einen Gartenmarkt.“ – „Das konnte er immer gut.“ – „Stimmt“, lüge ich.“

Und so geht es dahin. (Hanser Berlin, 19,90 Euro) **ARNE WILLANDER**



Unschuld
Jonathan Franzen
★★★★½

Wenn man den Großen Amerikanischen Roman schon neu erfunden hat, kann man nur den Griffel zur Seite legen oder am Weltroman basteln. Jonathan Franzen hat sich für den Weltroman entschieden. In seinem neuen Meisterwerk lässt er die Figuren durch drei Kontinente und 35 Jahre Weltgeschichte mäandern, um eine Antwort auf die sie umtreibende Frage zu finden, ob es nicht doch ein moralisches Vergehen gebe, das aufgrund seiner Alternativlosigkeit Rechtfertigung finde.

In den turbulenten Zeiten von Frauenbewegung, friedlicher Revolution und Onlinespionage (durch-)leben Franzens Figuren die Katastrophe namens Familie sowie den erbitterten Kampf der Geschlechter. Sie haben dabei Schuld auf sich geladen und laufen nun ihrer Sehnsucht nach Unschuld ebenso verzweifelt wie verbissen hinterher. Die selbstironische Purity „Pip“ Tyler etwa hat sich des Vergehens schuldig gemacht, das eiserne Schweigen ihrer manisch-depressiven Mutter über ihre Herkunft mit dem Verlassen von deren Dunstkreis zu beantworten. Ein Praktikum beim Sunlight Pro-

ject, der Enthüllungsfabrik des deutschen Whistleblowers Andreas Wolf, weckt die Hoffnung, die ihr bisher verwehrten Hinweise zu ihrem Vater und ihrer Familie zu finden. Andreas Wolf ist nicht nur der ruhmstüchtige König des Enthüllungsgeschäfts, sondern auch ein Neffe von Markus Wolf, dem letzten Chef des DDR-Auslandsgeheimdiensts. Als ehemaliger Dissident deckt dieser vermeintliche Saubermann „die unendliche Vielfalt der menschlichen Schlechtigkeit“ auf und stellt zugleich sicher, dass seine eigenen schmutzigen Geheimnisse zwischen den Bits und Bytes verborgen bleiben.

Tatsächlich könnte sich Wolf vollkommen sicher fühlen, wäre da nicht dieser eine schwache Moment im November 1989 gewesen, als er einem amerikanischen Reporter von dem unentdeckten Verbrechen erzählte, das er Jahre zuvor aus Liebe begangen hatte. Natürlich hat auch der Journalist Leichen im Keller, die ihm keine Ruhe lassen.

„Unschuld“ ist ein überwältigendes Leseerlebnis. Wie schon in „Die Korrekturen“ und „Freiheit“ führt uns der sprachgewaltigste amerikanische Gegenwartsautor hinab in die finsternen Verliese der menschlichen Seele, wo an der individuellen Unzulänglichkeit die größten Hoffnungen zerschellen und das eigene Schuldbewusstsein eine alles Vertrauen vernichtende Paranoia gebiert. „Nichts, was ein Mensch aus Liebe tut, kann falsch sein“, heißt es im Roman. Falsch vielleicht nicht, aber verheerend. (Rowohlt, 26,95 Euro)

THOMAS HUMMITZSCH



So fängt das Schlimme an
Javier Marias
★★★★

Mehr Kammerspiel als Roman: Der spanische Erfolgsautor Javier Marias, auch einer dieser ewigen Nobelpreiswärter, bestückt die Bühne erneut mit seinen Lieblingsrequisiten: Erotik, Erinnerung, zart gestreutem Pathos und Kulturpesimismus, dem Franco-Regime, falschen Fahrten („sorgfältiger Verheimlichung“), Shakespeare-Verweisen, Thriller-Elementen und metaphysischen Fragen in variiert Form, wie etwa dieser: „Vielleicht lässt sich nicht einmal das Geglaupte auslöschen oder ersetzen, wenn man es lang genug geglaubt hat.“ Wir schreiben das Jahr 1980, der junge Icherzähler wird zum Spion im Haus der Liebe, obwohl er doch nur als Assistent für einen sich im Niedergang befindlichen Filmregisseur arbeitet. Er soll herausfinden, warum auch dessen Ehe gescheitert ist, und macht sich selbst schuldig – wie er glaubt. Marias Werk besticht einmal mehr durch sprachliche Eleganz. Aber was wollte man auch von einem Großdichter anderes erwarten, der sich über die „aus Amerika eingeführte Geste, die Anführungszeichen andeuten sollen“, amüsieren kann? (S. Fischer, 24,99 Euro)

PHILIPP HAIBACH



Eigentlich müssten wir tanzen
Heinz Helle
★★

Fünf alte Schulfreunde verbringen ein Wochenende in einer Berghütte. Kurz vor der Rückfahrt geht die Welt unter. Das Protokoll des namenlosen Ichs setzt ein, da sind sie schon einige Wochen unterwegs auf der verbrannten Erde und moralisch verkommen. In der zweiten Szene vergewaltigen sie bereits eine Frau. Helle findet ein paar verstörende, mit der Ästhetik des Schreckens kokettierende Bilder, aber die emotionsarme Beschreibung des längst abgestumpften Erzählers nimmt ihnen etwas von ihrer Wirkung. Vor allem aber agieren seine Figuren kopflos und chaotisch. Man versteht sie einfach nicht bzw. versteht man sie nur zu gut, wenn man erst mal herausgefunden hat, was Helle bezwecken will. Das Buch hat eine zentrale These: Es beschwört die totale Vertierung des Menschen nach dem Fall der zivilisatorischen Schranken. Das apokalyptische Szenario dient nur als Material zur Veranschaulichung dieser These. Und genau das ist das Problem. Helle nimmt das Genre nicht ernst genug, und so unterlaufen ihm zu viele Ungereimtheiten, die der Kunst dann im Wege stehen. (Suhrkamp, 19,95 Euro) **FRANK SCHÄFER**

NEW FALL FESTIVAL

28.10. – 01.11.2015
DÜSSELDORF

KITTY, DAISY & LEWIS

MARIANNE FAITHFULL

ALLIGATOAH & RHEINBRASS DER ROBERT SCHUMANN HOCHSCHULE

PATRICE | BOY | APPARAT

OLLI SCHULZ & BAND

AURORA | BALTHAZAR

BERNHOF & BAND

THEES UHLMANN (LESUNG)

CURTIS HARDING | TWO GALLANTS

ANDREAS DORAU & HELGE MALCHOW (LESUNG)

MINE | HUNDREDS (AKUSTIK SET)

MALKY | CHASSOL

..... AND MANY MORE

Eine Veranstaltung der SSC Group.

Landesregierung Düsseldorf

Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen

LANDESMUSIKRAT.NRW

OLIVE

musik express

INDIE

coolibri

#NEWFALL

Tickets: new-fall-festival.de



An der Grenze zur Realität
Funny van Dannen ★★★★★

Anfang der Achtziger, als die Kreuzberger Oranienstraße noch eine Spielwiese für die echt harten Jungs war, als die Punks ins SO36 drängten und die wilden Maler von endart unbestritten die Chefs im Kiez waren, trieb sich auch Funny van Dannen im Dunstkreis der verruchten Galerie herum. Er malte, machte Musik und schrieb merkwürdig verschwurbelte Kurzgeschichten. Von all den harten Jungs war er der sensibelste, eleganteste, er machte keine markigen Sprüche, aber wenn er zur Lesung einlud, war die Galerie stets proppevoll und alle lauschten gebannt seinen Geschichten, die der Verleger Erich Maas irgendwann einmal zwischen zwei Buchdeckel packte und die den Dichter van Dannen bundesweit bekannt machten. Zwischenzeitlich wurde er sogar ein richtiger Popstar,

der die Hallen füllte und Mädchen zum Weinen brachte. Hinter seiner vordergründigen Romantik taten sich Abgründe auf.

Nun ist van Dannen zu seinen literarischen Wurzeln zurückgekehrt und beglückt uns Leser mit einer neuen Geschichtensammlung. Und als wäre die Zeit stehen geblieben, präsentiert er sich auch heute mit dem gewohnt lakonischen, schrägen Blick auf die Welt. Manchmal wird er sogar richtiggehend philosophisch, etwa beim Jesus-Malen in der Untersekunda, wo ein Schüler klug bemerkt, dass er nicht glaube, dass wir in einem hässlichen Menschen den Sohn Gottes sehen würden. Und immer wieder, vor allem wenn er wie früher den Dingen eine Seele einhaucht, läuft er zu großer alter Form auf und weiß einfühlsam von Bratwürsten zu berichten, die sich über die Krise unterhalten und feststellen, dass die Bratwurst im Unterschied zum Menschen perfekt ist, weshalb der Mensch auch, um zu kompensieren, „machen muss“ und deshalb diese Krisen heraufbeschwört. Mit so viel Altersweisheit hätte er gut und gern das Zeug zum Dalai Lama. (Edition Tzumat, 16 Euro)

GUNTER BLANK



Die Freien
Willy Vlautin ★★½

Freddies Frau ist mit den Kindern bei einem anderen, und er schlägt sich mit zwei Jobs herum. Trotzdem kommt er kaum gegen die Schulden an. Seine Augenringe werden immer tiefer. Der derangierte Irak-Veteran Leroy hat versucht, sich das Leben zu nehmen, und dämmert nun in aus Scifi-Romanen gespeisten Fluchtphantasien dem Tod entgegen. Seine Krankenschwester Pauline versorgt nach der Arbeit ihren verhaltensgestörten Vater und vereinsamt immer mehr. Lose, aber kunstvoll verknüpft Vlautin einige Lebensläufe und bildet ziemlich treffend ab, was so oft keine Rolle spielt in der Literatur: die zermürbende, ungesunde Arbeitswelt der unteren Mittelschicht. Denn auch dieses Prekariatspersonal besitzt unzweideutig heroische Qualitäten. (Berlin Verlag, 22 Euro)

FRANK SCHÄFER



Der Verrückte vom Freiheitsplatz
Hassan Blasim ★★½

Die erste Erzählung aus der Sammlung von „Geschichten aus dem Irak“ gibt den Grundtenor vor. Ein manisches Erzählen über Krieg, Terror, Flucht, Exil und den allgegenwärtigen Tod treibt die Figuren an. Sie stehen vor einem nach Saddams Sturz gegründeten Rundfunksender Schlange, übertreffen sich gegenseitig mit Schilderungen ihres Unglücks und wirken doch glücklich. Blasim, ein Dokumentarfilmer, der in Finnland Asyl fand, öffnet ein Horrorpanoptikum der Geschichte einer ziemlich selbstkannibalisierenden Gesellschaft. Ein Crossover aus härtestem Realismus, orientalischer Erzähltradition und Stilmitteln seiner literarischen Helden, darunter Kafka und Gogol. Zutiefst erschütternd. (Kunstmänn, 19,95 Euro)

JÜRGEN LENTES

ABSCHIEDE



Wes Craven

DER MANN MIT DEM VON Brandnarben zerfurchten Gesicht, dem maliziösen Grinsen, dem Streifenpullover und den Messerhandschuhen bevölkerte die Albträume von Jugendlichen so vieler Generationen wie nur wenige andere Leinwandbösewichte. Wes Craven erschuf dieses menschliche Monster namens Freddy Krueger 1984 in „A Nightmare On Elm Street“, der nicht nur einer der erfolgreichsten Filme des Horror-Genres werden sollte, sondern auch einer der stilbildendsten und am meisten kopierten. Craven war da schon Mitte 40 und feierte bereits sein erstes Comeback.

Der 1939 in Cleveland geborene Wesley Earl Craven begann seine Filmkarriere, nachdem er an der renommierten Johns Hopkins University in Baltimore Philosophie und Literatur studiert und für kurze Zeit als Englischlehrer an einem College unterrichtet hatte. Über einen Freund gelangte er an eine New Yorker Produktionsfirma und arbeitete zunächst als Sound Editor, bevor er 1972 seinen ersten eigenen Film realisieren konnte. „Das letzte Haus links“, der neben George A. Romeros „Die Nacht der lebenden Toten“ (1968) und Tobe Hoopers „The Texas Chainsaw Massacre“ (1974) mit bis dato nie gesehener Brutalität schockierte, begründete Cravens Ruf als Meister des Horror-Fachs. In dem Low-Budget-Gemetzel, bei dem sich Craven unfasslicherweise von Ingmar Bergmans protestantischem Schuld- und Sühne-Ethos in „Die Jungfrauen-

quelle“ (1960) inspirieren ließ, wird unter anderem die Vergewaltigung und Ermordung zweier junger Frauen in kaum erträglichen, voyeuristischen Einstellungen gezeigt. Später wurde der Sadismus und Nihilismus des Werks als Ausdruck der Verzweiflung der Post-Hippie-Ära und als wütende Reaktion der desillusionierten Vietnamkriegsgeneration interpretiert. Fest steht, dass Craven niemals wieder so radikal und konsequent die Regeln und Grenzen des Kinos außer Kraft setzte.

Filme wie „Hügel der blutigen Augen“ (1977) und „Das Ding aus dem Sumpf“ (1982) gelten heute als Trash-Klassiker, fielen damals jedoch bei Presse und Publikum durch. Erst „A Nightmare On Elm Street“ (deutscher Titel: „Nightmare – Mörderische Träume“) brachte Craven den großen Ruhm und machte ihn zum Filmemacher der Fortsetzungen („Im Todestal der Wölfe“, „Freddy's New Nightmare“). Mit „Scream“ gelang ihm 1996 noch einmal ein Meilenstein des Teen-Horrors, in dem er bekannte Gruselstoffe mit Comedy-Elementen verband. Die Mainstream-Werdung des einstigen Nischen-Genres war damit perfekt. In „Scream 2“ (1997), „Scream 3“ (2000) und „Scream 4“ (2011) variierte er dieses Erfolgsrezept vom Killer, dessen Maskerade ebenso furchteinflößend wie lachhaft ist. Am 30. August starb der Regisseur, der mit unseren Ängsten so virtuos jonglieren konnte, mit 76 Jahren in L.A. an den Folgen eines Hirntumors.



Oliver Sacks

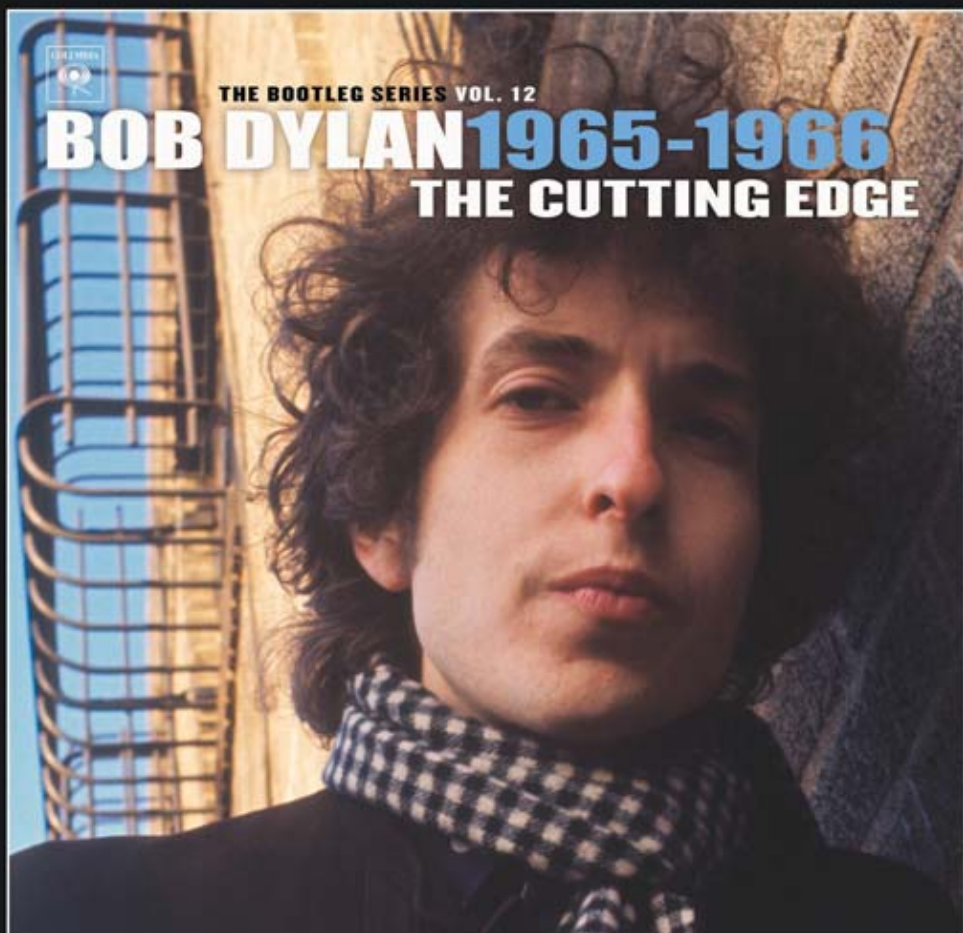
VON IHM KANN MAN behaupten, dass er mehrere Leben gleichzeitig hatte: Oliver Sacks wurde 1933 als Sohn jüdischer Eltern in London geboren, studierte Medizin in Oxford und emigrierte 1960 in die USA, wo er sich auf Neurologie spezialisierte und in New York lebte. Über seine Studien zur Migräne schrieb er sein erstes Buch; bei den Untersuchungen fand er 1966 auch jene Patienten in der Bronx, die an der Europäischen Schlafkrankheit litten und die sein Buch „Zeit des Erwachens“, das 1989 verfilmt wurde, inspirierten. Sacks schrieb weitere Bücher wie „Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte“, die das Dunkel der menschlichen Seele beleuchteten. Er liebte das Motorradfahren, das Gewichtheben, das Wandern und das Tauchen, und er liebte Männer, wie er in seiner anrührenden Autobiografie „On The Move“ (die gerade bei Rowohlt erschien) erzählt. Am 30. August starb Oliver Sacks an einer Krebserkrankung.

FOTOS: GETTY IMAGES (3)



Colin Faver

ER HAT SICH EIN LEBEN lang mit Krach und Rhythmus beschäftigt. Colin Faver war einer der ersten Acid-House-DJs in Großbritannien und half einen Sound zu popularisieren, der dann seine Fortsetzung im Rave-Pop der frühen 90er-Jahre fand. Er legte in den legendären Clubs und bei den wichtigsten Partys jener Zeit auf: „Shoom“ und „Rage“, im Wag Club, der Hacienda und dem Orbit. Begonnen hatte Faver jedoch Ende der 70er-Jahre als Mitbegründer des Labels Small Wonder, auf dem erste Singles von Bauhaus, CrAss, Cockney Rejects und The Cure veröffentlicht wurden, deren Cover er auch gestaltete. Etwa zeitlich machte Faver die Agentur Final Solution auf (es gab auch ein gleichnamiges, kurzlebiges Label), veranstaltete legendäre Post-Punk- und Industrial-Konzerte mit Throbbing Gristle, This Heat, Joy Division, Nick Cave's Birthday Party und sogar den frühen Culture Club. Faver starb am 3. September in London.



Vol. 12 der Bootleg Series bildet den Studio-Output der wichtigen Jahre 1965 („Bringing It All Back Home“, „Highway 61 Revisited“) und 1966 („Blonde On Blonde“) und damit einige der absoluten Höhepunkte im künstlerischen Schaffen Dylans ab.

Stilbildend, innovativ, zeitlos.

Nie gehörte Outtakes, Alternativversionen und Demos.

Bob Dylan
1965-1966.
The Cutting Edge indeed.

Ab 6. November
in verschiedenen Formaten.



www.jpc.de



LIZZY MERCIER DESCLOUX
Press Color
LTA 134
CD | 2XLP



SPOONER OLDHAM
Potluck
LTA 125
CD | DIGITAL | LP



THE KITCHEN CINO
When The Rainbow Disappears:
An Anthology 1965-1968
LTA 130
CD | DIGITAL | 2XLP



VARIOUS ARTISTS
Low Down Official Soundtrack
CINE 805
CD | DIGITAL | LP



GOLDBERG
Goldberg
FDR 812
CD | DIGITAL | LP

DAS ARCHIV
◀◀ **REWIND**



IM STUDIO UND ON THE ROAD

Zum 25. Todestag von Jimi Hendrix erinnern sich in der Oktober-Ausgabe 1995 alte Weggefährten wie Steve Winwood, Peter Green, Mick Taylor, Georgie Fame und Al Kooper daran, wie es war, mit dem Gitarren Gott zu jammen. Dave Mason von Traffic berichtet, wie er Hendrix auf einer Party traf, nachdem der zum ersten Mal Bob Dylans „John Wesley Harding“ gehört hatte und sofort ins Studio gehen wollte, um „All Along The Watchtower“ aufzunehmen – was dann auch am nächsten Tag geschah. Außerdem in der Ausgabe: Ober-Goth Andrew Eldritch von The Sisters Of Mercy interviewt David Bowie, Bret Easton Ellis spricht über Verrat und sein langes Schweigen nach seinem Bestseller „American Psycho“, und Jürgen Teipel trifft in Hampstead Village Neal Cassadys Witwe, Carolyn.

Vor 20 Jahren
Die Autoren-Charts 10/95

1. **GARBAGE**
„Garbage“
2. **BLUR**
„The Great Escape“
3. **OASIS**
„(What's The Story) Morning Glory?“
4. **THE DIRTY THREE**
„The Dirty Three“
5. **G. LOVE & SPECIAL SAUCE**
„Coast To Coast Motel“
6. **EDWYN COLLINS**
„Gorgeous George“
7. **GO TO BLAZES**
„And Other Crimes“
8. **TARNATION**
„Gentle Creatures“
9. **LOUDON WAINWRIGHT III.**
„Grown Man“
10. **DIE FANTASTISCHEN VIER**
„Lauschgift“

Entdecken Sie 40 Jahre Musikgeschichte, über 1.000 digitalisierte Ausgaben und mehr als 100.000 Artikel als E-Magazin zum Blättern.
www.rollingstone.de/das-archiv

AUTOREN



1. **DESTROYER**
„Poison Season“ (1)
2. **DON HENLEY**
„Cass County“ (-)
3. **ROBERT FORSTER**
„Songs To Play“ (2)
4. **WILCO**
„Star Wars“ (3)
5. **JULIA HOLTER**
„Have You In My Wilderness“ (-)
6. **MILEY CYRUS**
„And Her Dead Petz“ (-)
7. **JOHN GRANT**
„Grey Tickle, Black Pressure“ (-)
8. **JOANNA NEWSOM**
„Divers“ (-)
9. **THE LIBERTINES**
„Anthems For Doomed Youth“ (6)
10. **PAUL SMITHS AND THE INTIMATIONS**
„Contradictions“ (13)
11. **THE ARCS**
„Yours, Dreamily,“ (16)
12. **ELVIS PERKINS**
„I Aubade“ (-)
13. **ISRAEL NASH**
„Israel Nash's Silver Season“ (-)
14. **SLEAFORD MODS**
„Key Markets“ (9)
15. **JIM O'ROURKE**
„Simple Songs“ (5)
16. **PATTY GRIFFIN**
„Servants Of Love“ (-)
17. **NEW ORDER**
„Music Complete“ (-)
18. **JASON ISBELL**
„Something More Than Free“ (-)
19. **LOW**
„Ones And Sixes“ (12)
20. **CHVRCHES**
„Every Open Eye“ (-)

LESER



1. **BLUR**
„The Magic Whip“ (1)
2. **BOB DYLAN**
„Shadows In The Night“ (15)
3. **WILCO**
„Star Wars“ (4)
4. **SUFJAN STEVENS**
„Carrie & Lowell“ (5)
5. **NEIL YOUNG + PROMISE OF THE REAL**
„The Monsanto Years“ (2)
6. **FAITH NO MORE**
„Sol Invictus“ (3)
7. **LAURA MARLING**
„Short Movie“ (-)
8. **TOM PETTY & THE HEARTBREAKERS**
„Hypnotic Eye“ (14)
9. **RICHARD THOMPSON**
„Still“ (7)
10. **ROBERT FORSTER**
„Songs To Play“ (-)
11. **SUN KIL MOON**
„Universal Themes“ (-)
12. **EILEEN JEWELL**
„Sundown Over Ghost Town“ (-)
13. **VAN MORRISON**
„Duets: Re-Working The Catalogue“ (9)
14. **MARK KNOPFLER**
„Tracker“ (6)
15. **RICKIE LEE JONES**
„The Other Side Of Desire“ (12)
16. **DESTROYER**
„Poison Season“ (-)
17. **KEITH RICHARDS**
„Crosseyed Heart“ (-)
18. **RYLEY WALKER**
„Primrose Green“ (18)
19. **COURTNEY BARNETT**
„Sometimes I Sit And Think, And Sometimes I Just Sit“ (20)
20. **TAME IMPALA**
„Currents“ (-)

MITMACHEN UND GEWINNEN

Stellen Sie den Charts der ROLLING-STONE-Autoren Ihre persönlichen Favoriten gegenüber und senden Sie uns bis zum 6. Oktober 2015 eine E-Mail mit Ihren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de. Zu gewinnen gibt es eines von fünf Exemplaren von „Star Wars“, dem neuen Album von Wilco. Viel Glück!



TOP TEN CLUB

Voll volatil, ey!

Massive Turbulenzen im Charts-Himmel – eine Veröffentlichung jagt die nächste. Und Bon Jovi stänkern frech gegen ihre Plattenfirma

FRÜHER GAB ES IN DER MUSIKINDUSTRIE noch das sogenannte Weihnachtsgeschäft. Neben der 17. Wiederveröffentlichung von „Last Christmas“ wurden ab Anfang Oktober 2014 massiv vermeintliche Spitzenhitler in die Läden gedrückt wie Lebkuchenherzen oder Dominosteine. Mit dem endlosen Datenstrom der Streams und Downloads sollte dieser Saisonzyklus – als Relikt des Tonträgerzeitalters – eigentlich vorbei sein. So dachte man! Aber da es in der Kultur eben keinen linearen Fortschritt gibt, wird auch im Herbst 2015 etwa sechs Wochen lang veröffentlicht wie blöde. Es knubbelt sich, und die kleinen Indie-Releases gehen komplett unter. Viel zu viel Konkurrenz. Hier eine kleine Auswahl: Mark Forster, Gaspelenspiel, Sido, Fettes Brot, In Extremo, Janet Jackson, Lana Del Rey (die ihr drittes Album, „Honeymoon“, quasi als Geisteralbum ohne jede PR rausstellte) und diverse weitere Top-Ten-Aspiranten balgen sich um die Plätze.

Da mit den offiziellen Midweek-Charts auch das Listenwesen an sich seine Schlagzahl erhöht hat, überdauern die einst prestigeträchtigen Nummer-eins-Slots nur noch einige Tage. Promo-Slogans wie „Seit zwölf Wochen an der Hitparaden-Spitze“ liest man in Tagen wie diesen eher selten. Einzig die ernsthaft und tränenusig gewordene Sarah Connor hält sich mit „Muttersprache“ stabil in den Top Ten. Es ist halt alles sehr volatil geworden.

Das mussten auch die Haudegen von Bon Jovi lernen, deren Album „Burning Bridges“ in Deutschland aus dem Stand auf die Eins hüpfte, um die Woche darauf vom unbekannteren Rapper Manuellsen abgelöst zu werden. Den Jovis, die sich auf dieser Platte nach 30 Jahren im Zorn von ihrem Label verabschieden („Here's the last song you can sell“), kann's egal sein. Sie haben die Ernte längst eingefahren. **RALF NIEMCZYK**

Der nächste ROLLING STONE erscheint am 29.10.2015

20 JAHRE BEATSTEAKS

CD NUR IM NÄCHSTEN MUSIKEXPRESS

MUSIKEXPRESS GRATULIERT, DIE BEATSTEAKS SAGEN DANKE MIT EINER EXKLUSIVEN CD MIT RAREN FUNDSTÜCKEN U. A. EINER UNVERÖFFENTLICHTEN LIVE-VERSION DER AKTUELLEN SINGLE „TICKET“ U. V. M.

AB 15.10.2015 AM KIOSK ODER DIREKT VORBESTELLEN UND PORTOFREI NACH HAUSE LIEFERN LASSEN: MUSIKEXPRESS.DE/SHOP



„23 SINGLES“ AB 18.09.2015
ALS DIGIPAK CD, 180 G DOPPEL-VINYL & DOWNLOAD
ALLE SINGLES AUF EINEM ALBUM!
REMASTERED | 2 NEUE SONGS INCL „TICKET“



BE FREE

Die Freiheit der Musik ist jetzt grenzenlos. Audio Streaming vom Feinsten.
Überall, immer und genau was man wirklich hören will.



True Wireless High Fidelity
Raumfeld Multiroom 8 Wochen kostenlos probieren. www.raumfeld.com



RAUMFELD